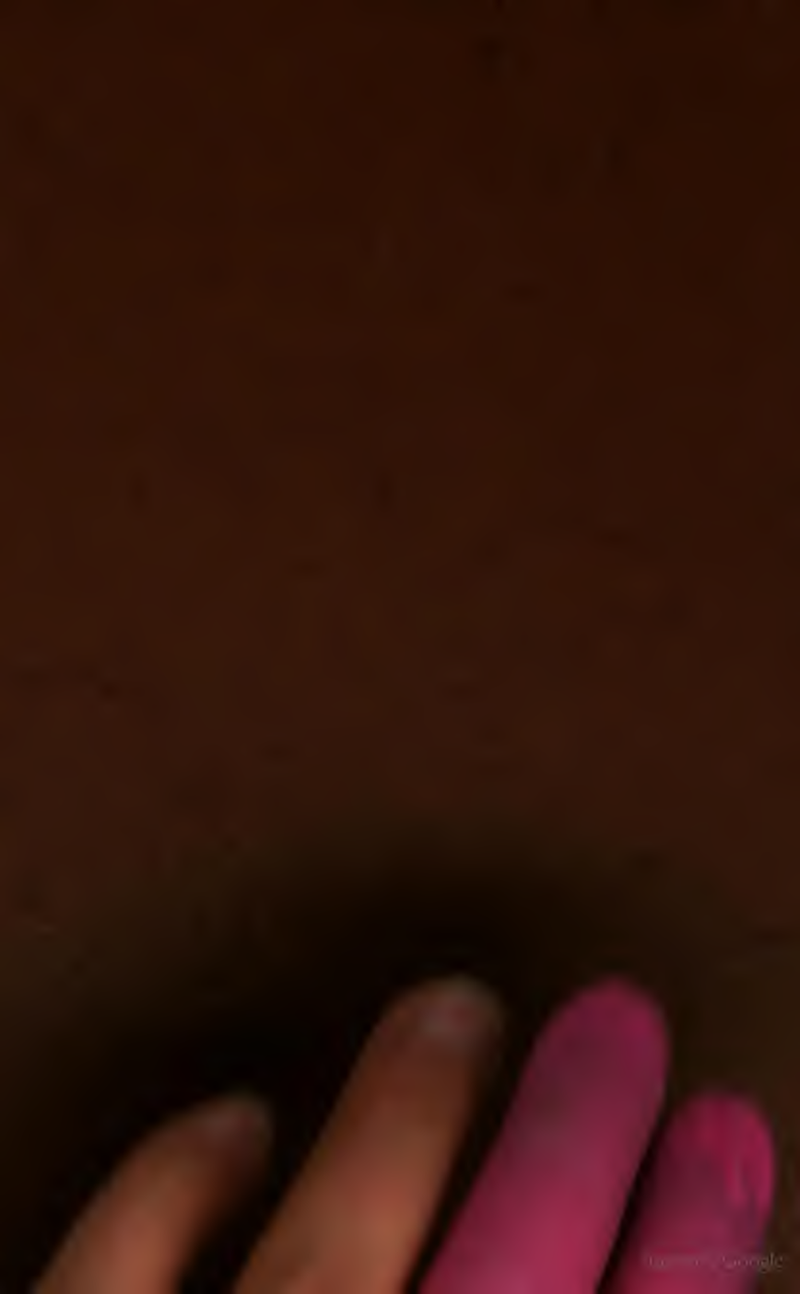



AUS FEUER UND WASSER GERETTET
BEIM GROSSEN BRANDE DER
BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK
IM MÄRZ DES KRIEGSJAHRES 1943



<36633751080018



Rußlands Novellendichter.

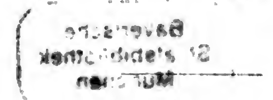
Erster Theil.

Rußlands Novellendichter.

Uebertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen

von

Dr. Wilhelm Wolfsohn.



Erster Theil.

Helena Hahn. Alexander Puschkin.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1848.

Helena Hahn.

Inhalt des ersten Theils.

Seite





An Sophie von M. in Moskau.

Sie kennen das Gefühl, verehrte Freundin, mit welchem man in einer zahlreichen, gemischten Gesellschaft sich nach einem bekannten Gesichte umsieht, wenn irgend ein lebhafter Eindruck sich zum Ausspruch drängt. Ich habe es immer empfunden, so oft ich etwas dem vielköpfigen Publikum mittheilte: welche Art der Mittheilung ich wählen mochte, und wie groß der Kreis war, an den ich mich wandte, überall habe ich eine befreundete Seele gesucht, bei der ich Schutz finden könnte für manchen warmen Gedanken, den ich vielleicht unbeholfen in die Welt geschickt, oder innigern nähern Antheil, wenn ich für irgend eine Meinung wohlbewaffnet, ja siegesgewiß in die Schranken trat.

Aber weiß man nun einmal, wo die verwandte Ansicht, der befreundete Geist zu finden ist, so muß man ja den Weg zu ihm mit geschlossenen Augen gehen können, und wozu eine Briefadresse, ein Namen, wozu überhaupt ein äußeres Merkzeichen, wenn man nicht blos von der Einbildungskraft und Erinnerung, sondern auch von dem unmittelbarsten Zuge des Herzens so sicher ge-

leitet wird? Bedarf man dessen für sich selbst nicht — für Andere doch keinesfalls?

Sie sehen, daß ich das Recht dieser Frage anerkenne: aber nicht wahr, Sie werden es nicht geltend machen? Sie wissen ja auch, daß die Einbildungskraft und das Herz des Menschen an Zeichen hängt. O, kein Zweifel, es ist etwas Lebendiges im Namen, und —

Nun, wie dem auch sei, mir thut es ganz besonders wohl, daß ich den Erzählungen der edeln Helena Hahn einen Geleitsbrief gebe, der ein Brief an Sie ist. Die deutsche Frau, die eben erst ihre blühende Heimat am Rhein verlassen, auf dem allernationalsten Fleckchen russischer Erde, mit der tiefsten Mitempfindung für alle Aeußerungen echter gemüthvoller Weiblichkeit auf fremdem Boden — so nehmen Sie vor meinen Augen den Standpunkt ein, von welchem Helena Hahn sich am richtigsten beurtheilen läßt. Und wie gern möchte ich sie so beurtheilt wissen! Also gönnen Sie mir, daß ich auch Andere auf Ihren Standpunkt führe.

Aber glauben Sie nicht etwa, daß ich ein Wort der Kritik ausschließe, wie es Männern ansteht! Die Recensenten werden mir sogar gestatten, daß ich überall, wo ich in diesem Buch dazwischenrede, ihnen vorgreife. Ich denke, hier bin ich durchaus dazu berechtigt.

Bevor ich jedoch irgend einem kunstrichterlichen Anspruch begegne, will ich unsere Dichterin aus dem Lebensinhalt ihres ganzen Wesens charakterisiren; bevor ich die Gestaltung ihrer Werke berücksichtige, will ich den Blick auf das richten, was in ihnen eigentlich nach künstlerischer Gestalt und Form ringt — was sich in ihnen spiegelt.

Es ist nicht mehr und nicht weniger, als eine jugendlich reine, schön weibliche Seele, in ihren Beziehungen zur russischen Gesellschaft, unter den russischen Nationalverhältnissen, eine Seele, die an die sittlichsten Zustände des Weibes all ihr Dichten, Denken und ihre glühendste Begeisterung gewendet, die aber, da weder ihr Charakter, noch ihr Talent nur um einen Schritt über das Weibliche hinausgeht, alle diese Zustände nicht anders als in persönlicher und localer Umgrenzung betrachtet.

Denn die Lebensanschauung einer Frau, die in der Sphäre ihres Geschlechtes bleibt, hat immer die engsten Grenzen der innern wie der äußern Welt, in der sie lebt. Was sie über diese hinausführt, ist, gleichviel ob als Fehler oder als Vorzug, etwas Unweibliches. Der kriegerische Muth, der ein Weib von dem häuslichen Herd aufs Schlachtfeld zieht, der philosophische Geist, der sie aus der stillen Hingebung an ihr Glaubens- und Liebesgefühl auf die hellen aber auch kalten Höhen der Wissenschaft und in die Stürme des Zweifels treibt, der stolze Freisinn, der sie die enggesellschaftliche Form zu Gunsten weltbürgerlicher Ungebundenheit verachten läßt, tritt uns eben so als unweiblicher Charakter entgegen, wie wir in der künstlerischen Kraft einer Dichterin, die von den Entwickelungsverhältnissen ihres Volkes sich unabhängig macht, und über alle Bildungseinflüsse ihrer Gesellschaft sich erhebt — so groß und bewundernswerth sie sein mag — doch nur ein unweibliches Talent sehen.

So lange wir als Genie nur die höchste Geistesfähigkeit bezeichnen, die innerste Macht zu *gestalten* und zu *schaffen*, liegt in der Verbindung des Genies mit weiblichem Element für mich ein Widerspruch, der sich

mir denn auch immer in den Werken solcher genialen Frauen angekündigt. Hätten wir aber diese Bezeichnung auch für die höchste Herzensfähigkeit, für die ausgebildetste Kraft, die heiligen Wahrheiten des Herzens sich zum Bewußtsein zu bringen, und große Lebensgedanken zu empfinden; gälte auch dies vor unserer ästhetischen Kritik als Genialität — dann würden wir in der Literatur und Kunst weibliche Genies finden, im schönsten Einklang dieser beiden Worte und im wahrsten Sinn.

Ein solches Genie ist Helena Hahn.

Sie hat mitten unter ihrem Volke sich gebildet, an seine Culturverhältnisse ihre Erfahrungen und Betrachtungen gelehnt: Erfahrungen eines kurzen vereinsamten und vielfach beengten Lebens! Aber es giebt keinen Gedanken des Lichtes und der Freiheit, wie er ein weiblich Herz ergreifen und erfüllen kann, und zu welcher Zeit, bei welchem Volke er sich geäußert, der nicht in ihr zur tiefsten Entwickelung gelangte. Sie hat zwar nichts gemein mit politischen Debatten, nichts mit liberalem Phrasenthum, aber alles, was Licht und Freiheit dem weiblichen Berufe bietet, hat sie mit heißblutender Seele erfaßt. Und wer will leugnen, daß der Frauen größte Sendung die Pflege des sittlichen Lebens, ihr innerster Beruf die Liebe ist! Nun, alles, was in der Liebe beglückt und vernichtet, ihre schönste Ueberzeugung und ihre bittersten Täuschungen, ihr Todesweh, aber auch ihre unversiegbare Trostquelle und jener heilige Schmerz, der nicht verzweifelt, der eben so der stolzesten Erhebung, wie der göttlichen Demuth fähig, alles, was in weiblicher Opferung und Duldung Großes und Rührenderhabenes ist, hat unsere Dichterin in wechselvollen Bildern umschwebt, hat

sie in stürmendem Mitgefühl durchdrungen und gab ihr die Feder in die Hand. Es ist die Grundzeichnung aller ihrer poetischen Gemälde, mag auch die Ausführung derselben ihr noch so wenig gleichkommen, es ist der Grundgedanke aller ihrer Combinationen, der bedeutsame Sinn aller ihrer Mittheilungen, obgleich dieser Größe der Intention ihr Ausdruck keineswegs entspricht.

Und halten Sie das bei ihr ja nirgends für einen im Uebrigen ziellosen Ausfluß weiblicher Phantasie und Empfindung! Nein, darin eben unterscheidet sich Helena Hahn von so Vielen, welche die Kraft des Weibes dargestellt, in ihrem Liebesberuf zu leben und zu sterben; sie entwickelt nicht allein diesen, sie begründet die Forderungen eines solchen Berufes in allen sittlichen Verhältnissen. Es ist keine Gefühlsschwärmerei, die den süßen Aether einer idealen Traumwelt einsaugt; es ist, wie ich schon andeutete, ein Gedankenleben, das einen festen Boden sucht. Sie hat von der Wirklichkeit gar hohe Begriffe. Hören Sie, was sie selbst darüber sagt:

„Die Wirklichkeit, die so viele Dichter herabsetzen, ist das allein Wirkliche im Leben des Menschen; mithin muß sie auch die Quelle alles Schönen und Erhabenen sein können, wie alles Schlechten. Diese Wirklichkeit ist die Wurzel unseres Daseins, eine oft schmuzige, fast immer unschöne Wurzel, aber sie giebt Saft und Kraft den schönsten Blumen des Lebens — den Gedanken und Gefühlen des Menschen. Von uns hängt es ab, die Pflanze zu veredeln, indem wir uns bemühen, daß sie keine tauben Blüten treibt, die, wenn sie abgeblüht, nutzlos in der Luft zerstieben, sondern solche, die zu Frucht des Nützlichen und Guten reifen."

Mit allen Folgerungen einer moralischen Ueberzeugung wie diese tritt sie entschieden der Socialbildung der russischen Frauen entgegen. Sie ist von ihr mächtig berührt worden: aber es wirkte dieselbe auf sie, wie jede seelenlose Convenienz auf edlere Naturen — zur Opposition herausfordernd. Und Helena opponirte wie nur ein echt weiblich Gemüth es vermag. Sie läuterte sich selbst im eigenen Drange, forschte Tag und Nacht in dem ewigen Moralgesetze weiblichen Lebens, trat damit nicht hinaus auf den Tummelplatz lärmender Meinungen, nicht aus ihrem bescheidenen Kreise; aber im Stillen hat sie gekämpft und gelitten, um es zur Geltung zu bringen, und ist in dichterischer Glut aufgewallt, um es zu vertheidigen gegen Willkür und Lüge, gegen Leichtsinn und Uebermuth, gegen Kälte und Heuchelei.

Sie ist es werth, daß man sie aus dem Dunkel zieht, in das sie während ihres anspruchslosen Daseins sich selbst gebannt; sie ist es werth, daß sie nicht in ihrer Einsamkeit bleibt unter den russischen Schriftstellerinnen — denn keine erreicht sie nur im Entferntesten in diesem Nachdruck und dieser Wahrheit tiefinnerer Betheiligung an den größten Momenten des Frauenherzens. Unter ihren Schwestern aber in Deutschland und Frankreich mag die Frage über die Erziehung, Aufgabe und sittliche Bestimmung der Frauen manche mit bedeutenderm Talente beantwortet haben, doch gewiß keine begeisterter und mit edlerer Gesinnung.

Und wer sollte nicht mit Antheil, von welchem Ende der Welt es sei, eine begeisterte Frauenmeinung in dieser Frage hören?

Es ist eine ewige: und wie alle ewigen Fragen in einer

Zeit sittlichen Ueberganges und großer moralischer Interessen eigentliche Zeitfragen werden, so ist diese es in der unsern geworden.

Ueber unsere Zeit wird erstaunlich viel gefabelt. Zwar wir Alle fühlen, daß ungeheurer Krankheitsstoff in alle menschlichen Verhältnisse eingedrungen: aber gönne man doch der Lebenskraft der Menschheit ihn fiebernd auszustoßen! Das sind Kleingeister und Schwachmüthige, die bei einem Gewitter in der moralischen Atmosphäre gleich alle Besinnung verlieren: aber für frevle Selbstlinge erkläre ich Jene, die es verwünschen, wenn der moralische Boden danach lechzt, nachdem er lange genug unter stumpfer Entartung, unter veralteten Vorurtheilen und Gewohnheiten in unfruchtbarer Dürre gelegen! Nicht als ob ich sagte, daß die Schrecken eines solchen Gewitters und seine Verheerungen nicht Jeden zum Ernst, zur Trauer stimmen, und sogar mit einer leicht verzeihlichen Angst erfüllen müßten: doch wer das Naturgesetz der Menschheit in der Geschichte erkannt, der wird in die geläuterte Zukunft blicken, und nie und nimmer vergessen, daß nichts fällt und in Flammen aufgeht, was des Herrn Hand erbaut hat.

Sollte es aber noch eines Beweises bedürfen, daß in dieser stürmenden Zeit, in dieser trüben Gährung intellectueller Elemente ein guter Geist arbeitet, so sehe man auf das sittliche Thermometer aller Zeiten: auf das Leben, die Stimmung, die Gedankenthätigkeit der Frauen.

Hier will ich nur ja an keines der Stichwörter jener Modebegeisterung greifen, die Gutes und Böses durcheinander wirft, und die edelste Bewegung verwirrt. O nein! lassen wir unsere Titaniden, die Recht und Gesetz

mit Füßen treten, lassen wir unsere überlauten Worthelden, die ja auch schon längst das sogenannte Frauenemancipationsthema in allen Tonarten abgeleiert und als abgenutzt bei Seite gelegt. Ich weise auf jene wirklich großartige Erscheinung, in der wir den Antheil der Frauen an der geistigen Erregung der Zeit erkennen; ich weise auf den Kampf für die sittliche Würde und Wahrheit ihres Geschlechtes, den in ganz Europa hochherzige Dichterinnen führen.

Dieser Kampf hat je nach den localen Verhältnissen mehr oder weniger Ausdehnung, Macht und Bedeutung. In Frankreich, unter dem Sturmgeläute von Lastern und Leidenschaften, in der plebejischen Verhöhnung weiblichen Seelenadels — da ist es erklärlich, daß ein solcher Kampf nicht einmal in den Grenzen der Weiblichkeit bleiben kann, daß in ihm erst die Frauenentwürdigung gerächt, bevor die Frauenwürde behauptet wird — da konnte denn auch nur ein so wunderbarer Genius bestehen, wie der Dudevant, der ein durchaus überweiblicher ist — aber Thoren, die den heiligen Schmerz dieses Weibes ächten wegen ihrer freigeisterischen Extravaganzen! In Deutschland, wo die Haustyrannei und das Philisterium den weiblichen Geistesaufschwung niederhält, äußert dieser Kampf sich freilich in andern Erscheinungen, und so überall je nach der Entwickelung, der Größe und dem Umfang der Culturzustände, bald in häuslicher Stille, bald vor dem Forum der öffentlichen Gerechtigkeit, in milder Lehre und idyllischer Lebensabspiegelung, oder in feurigen Schutz- und Trutzreden.

Und Rußland? Wir können es der europäischen Welt nicht mehr vorwerfen, daß sie die Blicke nicht aufmerk-

sam genug auf das riesige Grenzland Asiens, den christlichen Milchbruder des Orients, wendet. Aber Rußland ist den Verhältnissen, und somit auch den Kämpfen, Leiden und Krankheiten der europäschen Entwickelung noch fern. Es hat kaum erst seinen ungeheuern Völkerverband organisirt, und wird sich noch sehr lange damit beschäftigen müssen, nur den Boden urbar zu machen, in welchem die Keime seiner nationalen Entwickelung liegen. Die Gesellschaft aber, die dort in üppigem Flor europäischer Bildung und Gesittung steht, ist eben nur ein eingehegter Kunstgarten; viele edle Pflanzen wachsen da im Freien, aber eine große Menge fördert die Treibhauscultur, die freilich, wo so außerordentliche Mittel aufgeboten werden, auch eine ungemeine Höhe erreicht hat. Was nun den staatlichen Organismus betrifft, die Art wie der nationale Boden angebaut wird, so sehen wir darüber von den europäischen Völkern alle Tage mit dem größten Eifer mikroskopische und teleologische Betrachtungen angestellt. Anders jedoch ist's mit jenem Garten der Gesellschaft. Es fehlt nicht an Fremden, die sich darin umgethan, Alles genossen, was eine solche Gartencultur bietet, dabei auch natürliche Keime sehr schön aufgehen sahen, eben so wie sie sich von dem Kränklichen einer überkünstelten, prangenden Unnatur und sogar von vielen Giftpflanzen genauer unterrichtet. Von Zeit zu Zeit haben solche ihre Erfahrungen den Ausländern mitgetheilt. Aber das blieb alles Privatmittheilung, die nicht weiter beachtet wurde. Die öffentliche Meinung im Auslande stützt sich dagegen auf das, was von diesem Garten das irrende Vorurtheil oder die irrende Phantasie sagt. Jenes irrt bekanntlich in finsterer Nacht,



und ihm erscheint er als ein Urwald, in welchem pelzbekleidete Bojaren hausen, in welchem es nicht recht geheuer ist u. s. w. Die Phantasie, die sich so gern in romantischer Dämmerung ergeht, erblickt dort einen Zauberhain mit Goldbergen und unzähligen Tischlein deck' dich, und Wünschel- und andern Ruthen, und der Himmel weiß, was sonst noch für Spuk und Gespenster. Daß darin auch Frauen ihre Rolle spielen, daß man ihnen irgend ein Walten und Ordnen zutraut, versteht sich bei der einen wie bei der andern Ansicht. Aber wer fragt nach einer moralischen Bedeutung derselben, wer denkt daran, daß sie Menschenerzieherinnen sind? Im günstigsten Falle sind sie der romantischen Phantasie verzauberte Prinzessinnen von fabelhafter Schönheit, fabelhaftem Reichthum — des ungünstigern nicht zu gedenken. Wenn aber Russinnen, wie so viele, im Auslande leben, so sprechen sie deutsch, französisch oder englisch, und um ihre vaterländischen Verhältnisse kümmert sich Niemand.

Es ist schon im Culturinteresse nothwendig, an die sittliche Stellung der Frauen in Rußland zu erinnern, und öfter, als es bis jetzt auch in den Privatmittheilungen Fremder geschehen, ein Wort über ihren Charakter und ihre Bildung zu sagen. Ich thue es hier nur, um Ihnen nachzuweisen, inwiefern der jetzt allgemeine Kampf weiblicher Poesie für Frauenwürde und Wahrheit sich auch in Rußland zeigt: denn da muß ich zunächst die Einflüsse erwähnen, gegen welche sie dort vertreten werden.

Das Misverhältniß, das man in Rußland zwischen der gebildeten Gesellschaft und dem Volke findet, zeigt sich schon, wenn man tiefer darauf eingeht, in den Prin-

cipien, nämlich zwischen der Bildung, welche jene anstrebt, und der Nationaleigenthümlichkeit; daher wird es denn auch von edlen Geistern jetzt so schmerzlich empfunden. Dieses Misverhältniß tritt nun ganz besonders in der weiblichen Erziehung entgegen. Denn auf nationalem Boden führt diese jetzt zu gar keinem geistigen Interesse, und in geistigen Interessen auf gar keinen nationalen Boden. Daraus geht aber augenscheinlich hervor, daß es bei diesem Mangel in beiden Richtungen einerseits zu keiner Volksgesittung, andrerseits zu keinem Nationalgeiste kommt, daß daher gewissermaßen die Sittlichkeit im öffentlichen, die Oeffentlichkeit im sittlichen Leben fehlt.

Diese verkümmerte Entwickelung auf der einen und unnatürliche auf der andern Seite liegt großentheils in den Folgen jener Frühcultur, die der gewaltige Zar Peter allen Verhältnissen seines Volkes abgewann. Ich gehöre wahrlich nicht zu Denen, welche die befruchtende Kraft eines so strahlenden Genius verkennen. Wie sollte man nicht daran denken, daß er in die Nacht des Aberglaubens und der Barbarei taghell hineingeleuchtet, und so lange vor der intellectuellen Blütenzeit seiner Nation diese zu einem mächtigen Wachsthum gefördert hat? Aber mit der begreiflichen Ungeduld eines Menschen hat er sein Werk, dessen Ausführung er Jahrhunderten überlassen mußte, schon während seines Lebens wenigstens in äußerer Gestaltung durchgeführt sehen wollen. So hat er sich denn fast mit dem Aufwand all seiner Macht an Aeußerliches gelehnt, und darüber theilweise die innere Organisation vernachlässigt, über die freilich sein Lebensalter hinweggegangen wäre, ohne daß er sich nur am hundertsten Theil jener Erscheinungen hätte er-

freuen können, die seinem hochsehnenden Geiste vorschwebten. Seine schöpferische Wärme wandte er mehr daran, allen Einflüssen der historischen Jahreszeit zum Trotz einen reichen Blumenflor zu erziehen, als den hartgefrornen Boden des Volksthumes nach und nach aufzuthauen: da konnte er denn die Nachtheile nicht vermeiden, die eine Frühbildung immer hat, da weder der Einzelne noch ein Volk ohne Nachtheil das Gesetz zeitgemäßer Entwickelung übertreten kann.

Sehen wir nun namentlich auf das Verhältniß der Frauen. Auch sie verdanken Peter ihre Wiedergeburt im Geiste eines christlichen Staates, wie das ganze Leben Rußlands. Peter hat sie im wörtlichsten Sinne emancipirt. Aus der orientalischen Sclaverei und Erniedrigung hat er sie in allen Ständen erlöst; dazu reichte seine Riesenkraft hin: aus der moralischen Unbedeutenheit und Bewußtlosigkeit, die Sie dort noch jetzt bei Frauen der untersten Classen finden, reißt kein Machtgebot, noch selbst die durchgreifendste äußere Sittenveredelung. Indessen muß man sich jene Erniedrigung vor Peter nur vergegenwärtigen, um es recht zu fassen, welches Erlösungswerk er an ihnen gethan. Die Mongolenherrschaft in Rußland hat sich auf eine fürchterliche Weise in das Blut der Nation eingebrannt. Denken Sie nur, ein Volk, das so tief im Christenthume wurzelt, hat von diesen halbwilden Asiaten die allerunchristlichsten Begriffe, Sitten nnd Gewohnheiten angenommen, deren Spur auch heutzutage nicht ganz vertilgt ist. Bei solchen Einflüssen warf der helle Sonnenaufgang christlicher Begeisterung im Mittelalter auf Rußland kaum einen Strahl, wenigstens keinen solchen, der

im Volke auch nur eine Ahnung jener Tugenden, jener Poesie und jener Gemüthserhebung hervorgerufen hätte, die wir im Ritterthume finden. Diese ganze Periode religiöser Bewegungen ging an Rußland ohne Nachhall vorüber. Während im Occident am Glorienschein Mariens sich die romantische Frauenverehrung entzündete, während nachher auch bei allen Abirrungen von dieser reinen Quelle, auch im sittenlosen Getändel der Ritter die Frauen ihre sittliche Herrschaft übten, verblühten sie hier in ihrem asiatischen Gynäceum, in den hohen Terems, wo ihre einsame Phantasie nur in den Ammenmährchen Spielraum fand, wurden dann zur Ehe ohne alle Zurechnungsfähigkeit „abgegeben" (ein Terminus, der noch jetzt sprachgebräuchlich ist), verhandelt, wie denn die stereotype Anrede der russischen Freiwerberinnen sie noch heutzutage als Waare bezeichnet*) und blieben hinter ehelichem Schloß und Riegel auch nur durch Einsamkeit und Einheit von den Harembewohnerinnen unterschieden. Als Peter auf einmal ihre Ketten sprengte, sie in den freien Verkehr der civilisirten Welt hinaustrieb, und zu den gesellschaftlichen Formen derselben, als er ihnen Eigenständigkeit, Wahl, Prüfung bei ihren wichtigsten Lebensschritten aufdrang — stieß er auch hier mit seinen Meinungen auf eingewurzelte Gewohnheiten, auch hier fühlte sich der Volksglaube verletzt: aber ein ernstlicher Widerstand war nur bei den ältern Weibern vorauszusehen, die den angebornen Sinn für neuen Putz, für Mode schon abgestumpft, und nicht mehr die Aussichten

*) У васъ товаръ, у насъ купецъ. „Ihr habt die Waare, wir den Käufer."

jugendlicher Gefallsucht hatten; bei den jüngern dagegen mußte sich dies bald vordrängen, und wurde durch sie der mächtigste Hebel für die von Peter verbreitete äußerliche Bildung. Sie eigneten sich dieselbe mit leidenschaftlicher Hast an, und mit jener Beweglichkeit des Geistes, die Frauen überall auszeichnet. Die europäische Verfeinerung griff schnell und mächtig um sich, und wo es an geistigen Mitteln fehlte, zu dieser zu gelangen, eine höchst geschmacklose Prunksucht. So gestaltete sich denn neben der grellgeschminkten, regenbogenfarbig bebänderten und goldüberladenen Classe der Kaufmannsfrauen, die in reizloser todter Fülle vegetirt, die sogenannte haute volée, und in ihrem Gefolge überhaupt die gebildete Gesellschaft, die mit ihrem Streben, ihren Genüssen und all ihrem geistigen Luxus sich in einem Schein- und Paradeleben, in Gleißnerei und Lüge aufpflanzte.

„Ich hoffe das nimmt Keiner krumm,
Denn Einer ist kein Publikum."

Dieser Zustand ist es, dessen Grundlage bis jetzt unverändert geblieben, dessen Wirkungen und Consequenzen sich nur erweitert, dessen Phasen eben nur die Wandlungen der Mode waren. So wenig jene geistlose Mittelclasse, von der ich sprach, dadurch, daß sie französische Hüte aufgesetzt, einen Fortschritt zu dem ästhetischen Geschmack der gebildeten Gesellschaft gemacht hat, so wenig ist diese dadurch, daß sie sich wirklich bis zu geistigem Glanz polirt, und sich dabei der feinsten Ingredienzien von Kenntniß und Geschmack, selbst eines gewissen Beisatzes von Gefühl und Leidenschaft bedient, irgendwie zur Wahrheit und Natur fortgeschritten. Im Gegentheil, ich finde darin die gesteigerte moralische Täuschung und

Unwahrheit, das eben, was ich als erweiterte Consequenzen des gesellschaftlichen Princips bezeichnet habe.

Denn leider sind die russischen Frauen von dem Schaugerüste des socialen Lebens, auf das sie zuerst aus ihrem häuslichen Versteck hinausgetrieben worden, nicht wieder abgetreten. Freilich unter dem äußern Anputz der Civilisation, den man ihnen damals über Nacht aufgeworfen, unter dem Flitter europäischer Weltmanieren, der ihrem eigenen Wesen so neu, so ungewohnt war, paßten sie nicht sowol für die Wirkungskreise als auf die Scene der Gesellschaft. Jetzt aber sind sie nach den Mühen einer langen Erziehung innen und außen civilisirt, tragen alle Hüllen des Weltanstandes so leicht und malerisch, wie wenige ihrer Schwestern in Europa: und sind denn doch nur auf der Scene geblieben. Keine Marionetten mehr — nein, denkend und selbständig: aber ihr ganzes Verhältniß ist doch nur ein Wechselverhältniß von Spielen und Schauen, und der Beruf, den sie sich angebildet, verhält sich zur Wahrheit des Lebens, wie die Bretter, welche die Welt bedeuten, zur Welt.

Ich will die Liebe und Begeisterung, die Tugenden und Talente an sich nicht bezweifeln, die hier so geputzt auftreten, so hellbeschienen von den Salonkerzen, so angegafft von dem Salonpublikum; ich bezweifle nur ihren unmittelbaren Ausdruck. Aus der Rolle, die ein Schauspieler durchführt, spricht seine Persönlichkeit auch dann nicht, wenn der fremde Charakter vollkommen dem seinigen gleicht: die wohlgesetzten Reden mögen ihm aus der Seele gehen, aber sie sind studirt.

Ich urtheile gewiß mild, wenn ich annehme, daß die Heuchelei, zu welcher die weibliche Erziehung in dieser

Gesellschaft vorbereitet, oft nur eine Heuchelei der Form ist: aber auch so schlimm genug! Darin verlieren höhere Naturen ihre Unmittelbarkeit, und gemeine allen Ernst und alle Ehrlichkeit. — Dieses Maß, nach welchen wie auf einem Prokrustesbette die Naturanlagen ausgespannt oder verkürzt werden, mag bisweilen unsern Geschmack bestechen, aber nie unser sittliches Urtheil. Denn worauf läuft es anders hinaus, als auf Illusion? Und die Lehre zu scheinen beeinträchtigt immer die Lehre zu sein, wenn man auch wirklich ist, was man scheint.

Wie nun die moralischen Schäden einer solchen Geistesrichtung in die Augen fallen, so liegt die Unersprießlichkeit derselben für eine nationale Bildung auf der Hand. Schon ganz im Allgemeinen setzt diese ernste Lebensinteressen voraus, ein vom höchsten Sinn der Humanität geleitetes Streben, auf der Grundlage gemeinsamer Neigungen, Mittel und Kräfte die große Aufgabe des menschlichen Daseins zu lösen; in solchen Ernst darf Keiner mit Spiel und Tand hineingreifen, sondern jeder Einzelne sein Pfund der gemeinsamen Errungenschaft widmen. Dem untern Volke in Rußland ist dieser Nationalsinn noch ganz fremd, weil es noch keinen solchen Humanitätssinn kennt, weil es überhaupt noch nicht die Periode der nationalen Begriffsentwickelung erreicht hat, und der Weg zu geistigen Interessen, wie gesagt, ihm noch gebahnt werden muß. Die einzigen aber, die das thun könnten, haben den gesellschaftlichen Gesichtspunkt so verrückt, daß er mit jenen Nationalforderungen in völligem Widerspruch steht. Und unter diesen Gesichtspunkt zieht und erzieht man die Trägerinnen des gesellschaftlichen Lebens, die Frauen. Sie

sollen alle geistigen Mittel in gleißendem Müssiggang aufzehren, in einem Festtagsverkehr, in welchem die arbeitenden Kräfte der Seele feiern, und nur der Genußsinn arbeitet. Dann ist das Besondere der Nationalität der Selbstzweck ihres Strebens, die persönliche Berechtigung und die Freiheit des eigenen Urtheils, das bei den Völkern in ihrem historischen Bewußtsein liegt, wie bei dem Einzelnen in seinem religiösen Gewissen. Hier aber, wo sich alles Streben um die optische Wirkung auf Andere dreht, vernichtet man jede verrätherische Eigenthümlichkeit, und das Gewissen vertauscht sein eigenes Urtheil mit der Modemeinung von heute und gestern, nachdem man ihm eine Sophistik gelehrt, die sich trefflich abfindet mit der Religion und der ewigen Moral.

Die Nationalität entborgt dem fremden Geiste nur, was ihr Besitzthum erweitert, ohne den eigenen zu veräußern. In dieser Gesellschaft dagegen veräußert man auch den fremden, denn man eignet sich alles nur an, um es zu Markte zu tragen: und dessen ist nicht wenig.

Du lieber Himmel! was wird hier nicht verschwendet an Zeit und Fleiß und den besten Fähigkeiten, um die elende Scheidemünze geselliger Anerkennung zu erhandeln! Miethlinge aus allen Weltgegenden bauen und bauen an dem zarten Kindesgeiste; und was wird daraus? Oft nur ein wanderndes Babel von Begriffen und Sprachen und Künsten. — O, das muß ein starkes Herz sein, das diese Verwirrung nicht betäubt!

Hier ist das Eldorado der Gouvernanten; hier ist ihre Weisheit in einer Menge öffentlicher und Privatsysteme entwickelt. Ich bin weit entfernt, sie herabzuwürdigen, und bedauern kann ich nur jene unglücklichen

Werkzeuge elterlicher Laune, die mit den griechischen Weisheitslehrern in Rom Das gemein haben, daß sie Sclaven sind. Ehre den Vielen, die ihren großen Einfluß zum Segen anwenden! Aber die andern? Gott weiß, wie sie es machen, daß sie ihren Zöglingen Worte und Töne lehren, die mehr als genug sind, eine ganze Welt von Ideen und Gefühlen auszusprechen, und sie zugleich um das natürlichste einfachste Verständniß sittlicher Unfreiheit bringen! Ein Glück noch, wenn diese Schülerinnen nach überstandener Lehrzeit in eine andere Schule kommen, in die des Lebens, gleichviel ob dieses außer ihnen oder in ihnen sie lehrt: dann erkennen sie ihre Lage, und oft mit einem Schrecken, der sehr heilsam ist.

Doch brauche ich Ihnen, verehrte Freundin, die Sie solcher lebendigen Beispiele in Ihrer Nähe genug haben, nicht zu sagen, daß gar viele edle Individualitäten schon durch ihre natürliche Begabung mit diesen Einflüssen in Conflict gerathen. In Berührung mit ihnen muß jede kommen, selbst eine solche, deren Erziehung ihnen ganz und gar nicht unterlegen, wie unsere Dichterin.

Diese hat denn aber auch in all dem flimmernden Scheinleben nicht nur das Unwahre und Unfreie, sondern außerdem die haltlose untergeordnete Stellung nachgewiesen, welche der Egoismus und die Despotie der Männer benutzen.

„Uns Frauen," ruft sie einmal aus, „errichtet man Throne in der Gesellschaft; unsere Eigenliebe schmückt sie, und wir bemerken nicht, daß es Glimmerthrone auf drei Füßen sind, daß wir nur ein wenig das Gleichgewicht zu verlieren brauchen, um herabzufallen, und

von der rücksichtslosen Menge zertreten zu werden. Wahrlich! manchmal scheint es, als sei die liebe Gotteswelt nur für die Männer geschaffen! Ihnen steht das All mit seinen Geheimnissen offen, ihnen Ruhm, Kunst, Wissenschaft, ihnen Freiheit und alle Freuden des Lebens. Das Weib wird von der Wiege an in die Anstandsfesseln geschmiedet, und mit der Frage geschreckt: Was werden die Leute dazu sagen? — Und wenn nun ihre Hoffnungen auf häusliches Glück nicht in Erfüllung gehen — was bleibt ihr dann außer ihr? Ihre Erziehung erlaubt ihr nicht einmal sich einer ernsten Beschäftigung zu widmen rc. rc. *)."

Ich sehe schon, wie Sie nach diesen Worten zweifeln, daß Helena Hahn die Erfahrungen eines vereinsamten Lebens ausgesprochen. Ich höre schon, wie Sie mir zurufen: Nun lassen Sie die Allgemeinzustände, die Sie uns ja noch in den von russischen Dichtern selbst entworfenen Gemälden vorführen wollen — erzählen Sie mir von ihr . . . was muß sie nicht erlebt haben!

Ich gebe zu, daß dieser bewegten Seele jeder neue Eindruck ein Erlebniß war — sonst aber erinnere ich

*) Um einem scheinbaren Widerspruch mit dem, was ich über den Charakter unserer Dichterin bemerkt, hier zu begegnen, weise ich darauf hin, daß das Streben über die Grenzen des Weibes hinaus, das sich in dieser Aeußerung kund giebt, nur eines über die conventionellen, nicht über die natürlichen ist. Es wird durch den sittlichen Rechtsgrund unterstützt: der Mann darf hingehen, wohin ihn sein Geist treibt; warum dürfen wir nicht dem unsern folgen? Warum nicht auch unseren Fähigkeiten die Gotteswelt eröffnen, daß wir in einem uns angemessenen ernsten Wirken Freude und Beruhigung finden, wenn sie uns sonst fehlen?

Sie, daß sie in weiblicher Zurückgezogenheit ihres Gleichen sucht.

Schon deshalb würde ich nur umrißlich ihren äußern Lebenslauf bezeichnen, wenn mir auch mehr biographische Nachrichten über sie zugekommen wären, als es wirklich der Fall ist. Hier Alles, was ich Ihnen von ihr zu sagen weiß *):

Sie war die Tochter eines hochgestellten Beamten, des Herrn von Faddejew, der um die Zeit, als sie geboren wurde (im J. 1815), oder wenigstens kurz nachher in Südrußland die Angelegenheiten der schwäbischen Colonien leitete. Seine Frau gehört zu den wenigen Damen Rußlands, die den ganzen Ernst des mütterlichen Berufes kennen, und die Bestimmung ihrer Kinder ohne Eigensucht, ohne kleinliche Gesellschaftsrücksichten ins Auge fassen. Sie übernahm denn selbst mit unausgesetzter Sorgfalt den Unterricht des Mädchens, das eine sehr rasche Entwickelungsfähigkeit ungewöhnlicher Anlagen zeigte. Diese kam der Mutter trefflich zu Statten, da es ihr um so leichter wurde, einen festen Grund zu legen, auf welchem die Tochter mit eigener Hand fortbauen könnte, wenn die mütterliche erschlaffen, oder ihr ganz fehlen sollte. Leider geschah dies nur zu bald. Die würdige Frau fiel, als Helena kaum dreizehn Jahr

*) Für einige nähere Mittheilungen bin ich Herrn Krajewsky in Petersburg, dem Redacteur der „Vaterl. Memoiren", zu Danke verpflichtet, und einer freundlichen Landsmännin, die ich hier in Leipzig kennen gelernt, der Frau eines deutschen Gelehrten, die in Astrachan mit unserer Dichterin und deren ehrwürdiger Mutter schöne Tage gelebt.

alt war, in eine schwere Krankheit, in deren Folge es ihr unmöglich wurde, die geistige Pflege ihres Kindes auch auf die wissenschaftliche Seite hin auszudehnen. So jung Helena war, sie empfand diesen Mangel gleich und lebhaft, ihre unersättliche Wißbegierde quälte sie, und bald fing sie an, mit den Mitteln, die man ihr schon an die Hand gegeben, ihr neue Nahrung zu verschaffen. Es ist etwas Außerordentliches, ein Mädchen in diesem Alter auf dem autodidaktischen Wege mit einer Selbständigkeit und Sicherheit fortschreiten zu sehen, die sie zu einer ebenso freien als allseitigen Bildung führen mußte. Das hatte sie nun theils der frühen Anleitung der Mutter zu danken, theils ihrem feinen Instinct, der sie auf keinem Schritte irren ließ. Je weiter sie von fremder Hülfe war, desto mehr steigerte sich und reifte ihre Kraft mit dem täglich zunehmenden Bedürfniß. Jekaterinoslaw, wo damals die Familie wohnte, ist ein südrussisches Städtchen, das weder eine Anstalt, noch irgend ein anregendes Element für geistige Ausbildung bot. Hier trat die dreizehnjährige Helena ihre Wanderung durch die weitesten Gebiete des Geistes an; aus todten Büchern mußte sie sich jedes Körnlein neuen Wissens auflesen. Aber mit ihrer ungemein regen Begriffsthätigkeit orientirte sie sich schnell in jeder Richtung, die sie eingeschlagen, und die todten Buchstaben beseelte bald der Geist, mit dem sie sich vertraut machte. Alles, was sie aus ihnen erfuhr, gestaltete sich in ihr zu einem lebendigen Bilde. In ihrer Muttersprache hatte sie bereits gründlichen Unterricht genossen und erfaßte sie mit einem Feinsinn, den sie nachher in ihrem russischen Styl so schön bewährt hat. Außerdem hatte sie noch

Französisch gelernt und Musik, in der ihr tönendes Gemüth ganz aufging. Auf Phantasie und Gefühl wirkte bei ihr Alles; nicht blos das eigentliche Element derselben, sondern auch das, was eine strengideelle Fassungsgabe herausfordert, führte diesen Hauptkräften ihrer Natur neuen Stoff zu. Aber es ist bemerkenswerth, daß sie sie von Anfang an dem sie beherrschenden Gedanken der Lebenswahrheit unterordnete, daß sie sie immer auf einen positiven Boden verpflanzte. Welche Eindrücke sie von Büchern stockernsten Inhalts gewann oder von dem Bilderreichthum der Dichtung oder von den „Himmelslauten aus einer entlegenen Welt" — sie setzte sie gleich in einen Kreis wirklicher Verhältnisse zusammen, in welchen sie die neu erhaltenen Anschauungen, Ideen und die angeregten Gefühle bethätigen konnte. Es arbeitete daher in ihr unablässig der Drang, jeden unbestimmten Eindruck in sich zur bestimmten Erscheinung zu bringen, und darin zeigte sich schon damals der später an ihr so deutlich ausgeprägte Zug künstlerischer Reproduction, so wie der practisch weibliche Sinn in höchster Veredlung. Ganze Nächte las sie und lernte, und schrieb auch schon Erzählungen und Gedichte, in welchen sie offenbar nur das Gelernte und Empfundene sich selbst veranschaulichen wollte, da sie darüber hinaus für sie keinen Werth behielten, und sie am Tag verbrannte, was sie Nachts geschrieben.

Diesen Wechsel einsamer Studien und productiver Thätigkeit, die sie auch in der Musik durch mancherlei Compositionen entfaltet, setzte sie gleichmäßig fort, nachdem sie, sechzehn Jahr alt, einem edlen Manne die Hand gereicht. So glücklich das Verhältniß war, in das sie

trat, so blieb ihr doch die Nothwendigkeit, meist ein eng-umschlossenes Innenleben zu führen und hier mit eigener Mühe alles zu sammeln, was ihre Seele frisch und rührig erhielt. Der strenge Militairdienst des Mannes brachte sie um den Gewinn eines dauernden Aufenthalts an Orten, wo ein großer Zusammenfluß von Einzelkräften große Gesammtverhältnisse bietet, in welchen man alle Bewegungen des Menschengeistes überschaut. Sie mußte die unerquicklichen Umzüge aus einem kleinen Städtchen ins andere mitmachen, durch Gegenden, in denen sie weit und breit eine geistige Oede umgab. Aber auch hier gelang es ihr überall ein Stück grünes, frisches Feld zu bauen, auf dem ihr lebhafter Ideenverkehr Platz fand; auch hier erreichte sie überall eine Höhe, von welcher sich der Kreis ihrer Betrachtungen erweiterte. Alles, was sie um sich sah — Elend und plumper Reichthum, Wildniß und unbenutzter Natursegen, nackte Unwissenheit und Fetzen von europäischem Luxus, die eine krüppelhafte Bildung bedeckten — alle diese rohen Stoffe, die so bunt zerstreüt um sie herlagen, machte sie rasch ihrer wahrhaft dichterischen Combination dienstbar. Eine innige Befreundung mit den Literaturen Englands, Deutschlands und Italiens konnte nur dazu beitragen, ihren ästhetischen Sinn zu läutern und ihr moralisches Urtheil zu festigen. Und nun — Ausflüge nach der Krim, nach Astrachan, wohin ihr Vater später als Inspector der Kalmückenbezirke versetzt wurde, nach dem Kaukasus, wo sie mit ihrer Schwester die Heilquellen besuchte — hier und da mancherlei, wenn auch nicht zu bewegte Orts- und Nationalscenen, das einförmige Treiben halbwilder Völker, so weit es einem so vorurtheilsfreien Geiste und

von Menschlichkeit durchglühten Herzen Ausbeute giebt, deren Sitten, Gewohnheiten, Sagen und poetische Ueberlieferungen, wie sie eben ein flüchtiger aber theilnahmsvoller Blick auffassen kann — das wären sonst noch die äußeren Anhaltspunkte für die Betrachtungen unserer Dichterin! Da hätten Sie so ziemlich das ganze Panorama, in welchem sich der größte Theil ihres äußern Lebens übersichtlich andeuten ließe. Das alles sieht übrigens wechselvoller aus, als es in der That gewesen, und steht nur in losem Zusammenhang mit dem, was sie innerlich durchging. Es hat denn auch wenig mehr als den Rahmen zu den poetischen Gemälden gegeben, die aus einem tiefen, überströmenden Gedankeninhalt hervortraten. Hier ist ein Hauch weiblicher Reinheit über alles gebreitet, und Licht und Schatten mit hochsinnigem Gerechtigkeitsgefühle vertheilt. Den unscheinbarsten Beziehungen gab sie Größe und Bedeutung, sobald sie nur irgendwie sich an eine große Seele anknüpfen ließen; sie verweilte bei Blumen, die im Staube lagen, sowohl um sie hervorzuheben als um mit unverstellter Verachtung die Fühllosigkeit und Härte zu strafen, die sie niedergetreten; sie hat am fremden Stamme in der Wüste, in der Wildniß nachgewiesen, wie auch hier die Lebenskraft sich üppig entfalten kann, wenn die heilige Natur unangetastet ist; dagegen hat sie am heimischen, dessen Theil sie selbst war, mit rücksichtslosem Unmuth die moralische Fäulniß, den mattherzigen Eigennutz und all die Misère aufgedeckt, die so viele seiner Aeste schadhaft gemacht, und oft die gesundesten abbricht, trotzdem daß er auf einem Boden steht, über welchen die Lehren des Christenthums und der europäischen Civilisation

einen so warmen Strom der Liebe und des Lebens gegossen.

Schon hatte sie eine ganze Reihe solcher Bilder ausgeführt, und noch kein einziges öffentlich ausgestellt. Alles Zureden der Ihrigen konnte sie zu keinem Schritte bewegen, der zuallervörderst mit dem ihr peinlichen Namen „Schriftstellerin" verbunden war. Sie hatte vor diesem eine unüberwindliche Scheu, und das ist leicht zu begreifen, wenn man bedenkt, wie da, wo selbst Männer die Oeffentlichkeit als eine rauhe Witterung fürchten, der sie nicht gern irgend eine empfindliche Seite ihres Wesens aussetzen, vollends eine Frau, die sich mit ihrer Herzensmeinung hinauswagt, der rohen Neugier, dem gemeinsten Klatsch und dem zartlosesten Bestaunen preisgegeben ist. Helena Hahn muß diese Verhältnisse schon frühe genau gekannt haben, denn in einer ihrer Novellen schildert sie uns in treffender Weise, welches sinnlose Gerede den unschuldigen Mittheilungsdrang einer Frau beschimpft, und wie dem Namen der „Schriftstellerin", selbst vom reinsten Golde, der Schmuz von so vielen unsaubern Händen anklebt, durch die er gehen muß. Sie fühlte überhaupt das Beleidigende in der Ueberraschung, mit der man, wie sie öfter gesehen, im Weibe einen beobachtenden, prüfenden und durch vielseitige Kenntnisse sichern Geist entdeckte, in dem Mistrauen, mit welchem man ihm auswich, wie einem gefährlichen Spionirtalente. Ihr ganzes Leben war sie daher ängstlich auf ihrer Hut, daß sie in Gesellschaft nie die Ergebnisse ihres einsamen Forschens verriethe, und Viele haben bis zuletzt das geistige Besitzthum dieser Frau nicht geahnt, die am liebsten leichte und nur von munterer

Laune belebte Gespräche führte. Wie schwer mußte es ihr also werden, die so warm gehegten und innersten Gebilde ihrer Seele auf den literarischen Markt zu schicken!

Und doch, als sie auftrat, war es eben nur der Markt, auf den sie sie schickte. Es war ein Opfer, das sie den Verhältnissen brachte. Die Mahnung einer hohen, unabweislichen Pflicht bestimmte sie dazu. Sie hatte zwei liebe Kinder, deren Erziehung ihr große Mühe und Sorge machte. Sie wissen, daß in Rußland ein durchgreifender Unterricht viele Geldmittel erfordert. Damit war sie nun nicht ausreichend versehen, und da ihr für ihre Erzählungen ein bedeutendes Honorar in Aussicht gestellt wurde, forderte sie ihr mütterliches Gewissen auf, diese Gelegenheit, aus ihrem Talente für ihre Kinder Nutzen zu ziehen, nicht von sich zu weisen.

So überließ sie denn ihre Novellen dem Redacteur der in Petersburg erscheinenden „Lesebibliothek", nachdem sie hinter einer Pseudonymität Schutz gesucht, an der sie bis an ihren Tod beharrlich festhielt. Leider war der petersburger Journalist gleich der erste, der ihr die Lust an der Oeffentlichkeit verbitterte. Von der Art, wie Männer sich herausnehmen, den weiblichen Geist zu bevormunden, gab er ein erbärmliches Beispiel. Theils in der Absicht, Verbesserungen anzubringen, theils im Espritkitzel, welcher diesen sonst gelehrten Mann oft zum gemeinsten Spaßmacher herabsinken läßt, erlaubte er sich in den ihm anvertrauten Novellen der Dichterin Zusätze und Einschiebsel, die ihr Zartgefühl tief verletzen mußten. Unter vertrauten Freunden klagte sie darüber, öffentlich aber ließ sie es unbeachtet. Denn sie war vor Allem

bemüht, nie in nähere Berührung mit dem Publikum zu kommen, das sie nur als „Seneida R—wa" kannte; und da gewann sie es über sich, von ihren gedruckten und im Einzelnen verunstalteten Erzeugnissen ihre Persönlichkeit völlig loszusagen. Das Beste, was sie in ihnen niedergelegt, trug sie ja doch als unveräußerliches Eigenthum in sich; mit dem einmal Entweiheten ließ sie den unberufenen Verbesserer schalten.

Die Lesewelt erkannte indeß den edeln Kern, und als „Utballa" erschien, wurde schon nach dem wirklichen Namen dieser Seneida R—wa geforscht.

Inzwischen hatte Krajewsky seine Zeitschrift begründet, und sich um die Förderung und Anerkennung vaterländischer Talente manches hohe Verdienst erworben. An diesen wandte sich zuletzt Helena, kurz vor dem Ende ihrer Laufbahn, vertrauensvoll, und er war auch ganz der Mann, ein solches Vertrauen zu würdigen. Er veröffentlichte ihre Erzählung: „Eine vergebliche Gabe," die letzte, die sie vollendet. Als hätte sie geahnt, daß diese ihr eigentlicher Schwanensang sein würde, scheint sie hier alle Schmerzen ausgeblutet zu haben, mit welcher sie die misverstandene, gehemmte und beleidigte Sehnsucht des weiblichen Gemüthes nach den hellen Regionen einer Kunst empfand, die das Leben verklärt. Hier hat sie Weib und Dichterin verbunden dargestellt in ihren offenen und geheimen Kämpfen. Wahrlich, ein ergreifender Schluß ihrer ganzen Thätigkeit, in der wir sie als Dichterin mit dem Herzen des Weibes, als Weib mit dem Geiste der Dichterin unaufhörlich für die heiligsten Güter des Daseins ringen sehen!

Solcher fortwährenden Anspannung ihrer Seelen-

kräfte war die körperliche nicht gewachsen. Obgleich ihr vortrefflicher Organismus eine ungetrübte Gesundheit versprach, so hat sie sich doch einer solchen nur bis zum J. 1840, also nur bis zum fünfundzwanzigsten ihres Lebens erfreut. Sie brach auf einmal zusammen, raffte sich zwar wieder auf, wankte aber nur wenige Schritte von dem Grabe zurück. Nach der zwei Jahre vor ihrem Ende überstandenen Krankheit blieb ihr ein Leiden in der Brust, offenbar schon der Todeskeim, der bei dem Aufenthalt in Odessa, wo sie die letzte Zeit zubrachte, nur schneller aufging. Ueber den Wüstenhauch, welcher diese Stadt durchweht, mögen die ärztlichen Meinungen sich bilden wie sie wollen, so viel steht fest, daß er Herzleidenden, physisch und moralisch, verderblich ist. O, ich kenne sie wohl, die Steppenresidenz — ich bin ja selbst ihr Kind. Aus diesem Grunde will ich ihr nicht viel Uebles nachsagen — aber wenn ich mir die Dichterin denke, mitten in diesem sandwirbelnden Treiben, in dieser Zungen- und Ideenverwirrung, in der nur eine Sprache vernehmlich, nur eine Idee klar ist — die des Gewinns und materiellen Genusses — wenn ich sie mir denke in diesem abenteuerlichen Gemengsel von Nationalitäten, in welchem jede eine eigenthümliche, staubgraue Färbung erhalten hat, wie das Grün der Zwergbäume: so begreife ich, wie sie mit gesteigerter Erregung und Hingebung in der Stille der Nacht ihre schönen, poetischen Gesichte empfing, die der lärmende Tag verscheucht. Scharenweise drängten sie sich ihr zu, und sie wollte alle festhalten — aber die Hand versagte ihr, aber die Athemzüge ihres ausglühenden Lebens wurden schwächer. Da sank sie erschöpft hin mit hochklopfendem Herzen,

mit brennendem Antlitz, und durch die geöffneten Fenster drang die rauhe Nachtluft vom Pontus Euxinus, der sich von Alters her um Dichterliebe und Dichterleiden nicht viel bekümmert, und von der Steppe herüber pfiff der Wind seine eintönige Trauermelodie.

Das paßte nun gar wenig zu der Sorgfalt der Aerzte, die ihr geistige Diät und Enthaltsamkeit aufs Strengste einschärften. Aber wie konnte sie's ändern! Sie kamen immer wieder, die lieben Gesichte, in immer größerer Fülle und Schönheit — sie lichteten ihr sogar die letzten Fieberträume ihres Lebens.

Zwei Tage vor ihrem Tode, der am 24. Juni 1842 erfolgte, sprach sie von einer neuen Gestalt, die ihr vorschwebte, von der eines „Blumenmädchens", und mit heißem Jugendmuth sehnte sie sich von ihrem Siechbett auf, um sie nur schnell in die poetische Form zu kleiden. Aber ehe sie's vermochte, ging sie hinüber in das Reich, wohin ihr wohl die Erscheinungen der Erde nicht folgten, wo alle Wünsche des Herzens sich verlieren vor dem Aufgang der ewigen Liebe.

Ein Jahr nach ihrem Hinscheiden kam ich nach Odessa. Unter dem vielen Alten und Neuen, Geliebten und Ersehnten, das mir hier nach langjähriger Entfernung begegnete, stieg der Gedanke an die Dichterin wie ein vertrautes Bild in mir auf. Ich wollte irgend einen Nachklang ihres Daseins in meiner Vaterstadt vernehmen. Aber es mochte mir nicht gelungen sein, an die rechte Stelle zu kommen, ich hörte äußerst wenig. Nur Anna Sonntag, die bekannte Jugendschriftstellerin, die ich flüchtig sprach, erzählte mir von der beispiellosen Bescheidenheit der Frau von Hahn, die man fast nir-

gends gesehen, von der die Meisten in der Stadt nichts gewußt.

Ich ging hinaus auf den Kirchhof. Auch die Todtenstadt Odessa's hat sich sehr ausgedehnt, und das bunte Gemisch ihrer Bewohner zeigen die Inschriften in allen Sprachen. An der Pforte fragte ich den Wächter, einen graubärtigen, einäugigen Invaliden. Aber die genaueste Angabe der Begräbnißzeit und die Bezeichnung „Obristin" war alles, womit ich seinem Gedächtniß nachhelfen konnte: ich hatte geglaubt, daß namentlich die letzte der beste Anhaltspunkt für den Soldaten sein müßte. Das Alter hatte ihn jedoch um die gehörige Militairaufmerksamkeit gebracht. Als ich ihn im Todtenbuche nachblättern hieß, sah er mich groß an.

Es war ein schöner Abend, eine Menge Leute spazierten in den neu angepflanzten Alleen und zwischen den wild verwachsenen Steinen. Ich erkundigte mich bei Denen, die mir einen Stempel feinerer Bildung zu tragen schienen, ob es gleich nur der Stempel des Kleidermachers gewesen sein konnte; ich faßte mir sogar ein Herz, und fragte einige stolze Damen, denen goldbetreßte Diener folgten: aber wirklicher und angenommener Name wurde mit Verwunderung gehört, und ich ging meiner Wege. Ein Offizier, der ein paar Gänschen begleitete, hatte mein wiederholtes Fragen und Suchen bemerkt, und kam auf mich zu, mit dem Ausdruck eines Allwissers: „Ich kann Ihnen vielleicht Auskunft geben, wen suchen Sie?" — Und als ich's ihm sagte, wandte er sich mit ironischem Lächeln zu seinen Dämchen, und versetzte, mich von der Seite ansehend: „Imaginez vous, eine

Schriftstellerin, von der wir nichts gehört — was hat sie denn geschrieben?"

„Eine vergebliche Gabe!" erwiderte ich halb ärgerlich und drehete ihm den Rücken.

Mismuthig näherte ich mich dem Ausgang. Da fiel mein Blick zufällig rechts auf eine weiße Urne, von welcher mir im Abendstrahl die Worte entgegenschimmerten: „Eine vergebliche Gabe". Ich eilte hin, und wirklich, es war ihr Denkmal. Oben an der Urne waren die Titel ihrer Hauptnovellen eingegraben. Als der alte Invalide mich die Inschrift lesen sah, trat er theilnehmend heran:

„O wenn Sie wissen wollen, wer Die gewesen, das kann ich Ihnen sagen: das war ein junges Weib und man hat ihr viele Papiere ins Grab gelegt, die hatte sie alle geschrieben, dann ..." Hier theilte er mir mehre Umständlichkeiten des Begräbnisses mit.

Der Wächter der Todten hatte sich die Ankunft der Dichterin besser gemerkt, als die Wächter der Lebenden.

Der Kritik liegen ihre Werke jetzt in ihrer ursprünglichen Gestalt vor, obgleich von einer Menge Druckfehlern entstellt. Sie erschienen 1843 in vier Bänden. Von den hier gesammelten Novellen treffen die meisten in der Gedankenrichtung, die ich Ihnen angegeben, überein. Vielleicht werden Sie in „Dschellaleddin" die Eigenheit vermissen, hauptsächlich auf das weibliche Leben einzugehen, aber ich glaube, Sie werden sich nicht lange täuschen lassen. Betrachten Sie nur bei Lichte diesen jungen Tatarenfürsten, und Sie werden erkennen, daß ihm eine weibliche Seele in ihrer höchsten Kraftäußerung einge-

haucht ist. Der Dichterin ist sie eine edle, schöne, erhabene, aber Sie müssen nicht vergessen, daß sie eine solche sich nicht anders denkt, als hingebend und opfernd, von einer einzigen gewaltigen Empfindung durchdrungen, die ihr ganzes Dasein ausfüllt, ohne die „das Herz gestorben, die Welt leer ist," ohne die es für sie keinen Beruf, kein Ziel, keinen Wunsch, keine Freude giebt, mit einem Worte eine Seele, die im Cultus der Liebe, des Gefühles aufgeht, eine Seele, wie sie nur im Weibe ist, und wie Helena Hahn sie auch ganz offen und entschieden nur im Weibe annimmt. Alles das soll nun freilich bei Dschellaleddin die orientalische Leidenschaft auch am Mannescharakter möglich machen, aber im Grunde kann diese für einen solchen Gegensatz zu echter Männlichkeit ein haltbares Motiv so wenig abgeben, wie etwa die Phantasie der Orientalen für das vielfach Deklamatorische in den Aeußerungen des jungen Tataren, was ich nur den allgemeinen Ausdrucksfehlern der Dichterin anrechne. Die wenigen wirklich männlichen Einzelheiten aber, die sich in Dschellaleddin finden, sind mehr als zur Genüge in dem reizenden Gegenbild der leichtsinnigen, flatterhaften Heldin, in der jungen Emina, durch großweibliche Züge aufgewogen.

Was nun jene allgemeinen Ausdrucksfehler anlangt, auf die ich hinwies, so muß ich bemerken, daß zwar in den meisten Gemälden Helena's hin und wieder Momente sind, in welchen die künstlerische Ausführung die Höhe der ideellen Anlage erreicht, daß aber sonst die Darstellung nicht blos an Mängeln leidet, über die das fortschreitende Talent hinaus kommt, sondern an unverkennbaren Schwächen solcher Art, wie sie kein Fleiß, kein Studium,

keine Weiterbildung besiegt. Die Handlung ist fast überall so trefflich combinirt, daß man der Erzählerin im poetischen Entwurf eine hohe Erfindungsgabe zuerkennen muß, die Zustände und innern Situationen sind tief durchdacht, und oft in meisterhaften Grundzügen angelegt: darin ist sie immer originell und selbständig. Aber wo sie nun die Handlung plastisch zu gestalten sucht, die Zustände individualisirt, die Charaktere zu selbsteignem Ausspruch bringt, verläßt sie ihre ursprüngliche Kraft, und bei dem natürlichen Trieb jeder Künstlerseele, mit dem Ausdruck nicht hinter der Idee zurückzubleiben, macht sie oft eine Anstrengung, in welcher sie den ihr sonst eigenen Takt verliert. Von jedem poetischen Bau, den sie unternommen, sehen wir einen wirklich künstlerischen Plan, eine Grundzeichnung in großartigen aber auch in den einfachsten harmonischen Verhältnissen. Bei der Ausführung jedoch fehlt da und dort das rechte Kunstmaterial, und statt dessen ist viel haltloser, unbedeutender Stoff benutzt; dazu ist das Maß in manchen Theilen verletzt — Einzelnes zu dürftig, Einzelnes zu überladen. Zum äußerlichen Romangerüst bedient sie sich oft wenig glücklicher Reminiscenzen und verbrauchter Wendungen, während der Dialog bisweilen zu pathetisch, ja in Phrase fällt, und den Geist der vorgeführten Charaktere in ähnlicher Weise schwächt, wie oft das Bühnenhafte die lebendige Auffassung des Dichters. Was außerdem noch zum Darstellungstalent in nächster Beziehung steht und ihr meist mislingt, ist der Versuch, bei Kleinlichkeiten, an denen jeder Ernst verloren ist, und die in gewandten, kecken Zügen behandelt sein wollen, in Witz, in springender Ironie zu spielen und zu schillern; dabei gleitet sie oft ins

Gewöhnliche aus, und zeigt eine auffallende Armuth in Mannigfaltigkeit der Nüancen. Weniger will ich die Vorwürfe berühren, die sich ihrer Landschafterei machen lassen, da diese bei ihr zu sehr als Nebensache erscheint. Und um schließlich noch ihren lyrischen Vortrag zu erwähnen — der ist rein und von einem gebildeten, geschmackvollen Styl gehoben, aber, wie es bei einer ausschließenden Stimmung schwer zu vermeiden ist, oft zu eintönig.

Sie sehen, daß ich gegen ihre Fehler durchaus nicht blind bin, doch kann ich Ihnen nur wiederholen, was ich Ihnen schon einmal geschrieben:

Die Novellen von Helena Hahn kommen mir wie ein Gesicht vor, in welchem viele Linien unregelmäßig, mancher einzelne Zug sogar unbedeutend, dessen Ganzes aber von einnehmendem und, wenn es sich in wärmer Mittheilung belebt, von hinreißendem Seelenausdruck ist.

Nun, und dies allein? Ich meine es genügt, dem flüchtigen Leser eine edle Unterhaltung zu versprechen, sinnigere Naturen aber zu wohlwollender Betrachtung einer Persönlichkeit zu stimmen, die ich mit so vieler Liebe und Theilnahme vor allen Ihnen, theure Freundin, ans Herz gelegt!

Leipzig, im März 1847.

Wilhelm Wolfsohn.

Erzählungen von Helena Hahn.

I.

Dschellaleddin.

. . . . . O quanto,
Quanto, donne leggiadre,
Paria più caro il vostro amore a noi,
Se costanza e beltà s'unisse in voi!

Metastasio.

Taurien war eben russische Provinz geworden. Die Bewohner ruhten aus von den Stürmen und Kämpfen, welche zwölf Jahre lang die Krim durchtobt hatten, besonders in der letzten Regierungszeit des unglücklichen Chanes Sahib-Girey. Diesem hatte bei einem Besuche in Petersburg die russische Militairordnung, das ganze Leben und Treiben der Russen so gefallen, daß er den Entschluß faßte, sein Reich umzubilden, eine neue Disciplin einführte und einige europäische Gebräuche annahm. Da aber die Reform, die Wiedergeburt eines Staates Leuten, welche in Misbräuchen versumpft, immer etwas sehr Gehässiges ist, da es hierbei fester Beharrlichkeit und eines eisernen Willens bedarf, der Chan jedoch viel zu schwach war und durchaus keinen Einfluß auf den Geist des Volkes gewinnen konnte, so erregte er nur Feindschaft und Empörung. Sein leiblicher Bruder Baty-Girey stellte sich an die Spitze der Empörer und belagerte den Chan in den Mauern Kaffa's, wohin sich dieser mit Wenigen seiner Getreuen barg. Sahib-Girey floh nach Rußland. Die Kaiserin Katharina setzte ihn wieder auf den schwanken Thron; bald aber erhob sich gegen ihn ein gefährlicherer Feind, als sein Bruder, der Sultan der Ottomanen. Unter der Anführung ihres Pascha drangen die Janitscharen und Sipahi's in Taman ein. Der Chan, welcher die Unmöglichkeit sah, ihnen mit be-

waffneter Hand zu widerstehen, suchte die Pforte zum Frieden zu bewegen. Um Unterhandlungen anzuknüpfen, sandte er einen jungen Fürsten, den Sohn Tschagir-Agadur's, seines ersten Geschäftsträgers, nach Taman. Aber der Gesandte wurde enthauptet. Zwist und Aufruhr brachen heftiger aus, als zuvor. Der Chan fürchtete seine zahlreichen Widersacher und mehr noch seine eigne Schwäche: da übergab er sein Scepter der Kaiserin Katharina und zog sich nach Rußland zurück mit einer sehr bedeutenden Pension.

Hierauf rückten russische Truppen in die Krim ein. Das Volk leistete dem neuen Regenten den Eid der Treue und gewöhnte sich bald an die milde Regierung der Kaiserin. Nur die Großen waren unzufrieden: ihre Herrschaft hatte ein Ende. Es blieb ihnen nichts übrig, als sich in ihre Harems einzuschließen und die ganze Last ihrer unterdrückten despotischen Gewohnheiten auf die Frauen zu werfen, oder sich ein anderes Vaterland in Gegenden zu suchen, wo das seidene Schnürchen und eine Seitenbewegung der Hand, den Henkersknechten verständlich, Schrecken und Tod unter den Anbetern Mahomed's verbreiten. Ein großer Theil entzog sich durch freiwillige Verbannung aus der Heimat der Botmäßigkeit der Christen; Andere dagegen konnten sich von ihren reichen Besitzungen nicht trennen, fügten sich in ihr Loos, stießen ihre schweren Seufzer in den Rauchwolken ihrer Pfeifen aus und setzten sich mit untergeschlagenen Beinen auf die weichen Teppiche. Auch Tschagir-Agadur blieb in der Krim — aber nicht aus Furcht, sein bedeutendes Vermögen zu verlieren, noch weil ihn die Herrschaft der Russen gleichgültig ließ, sondern weil er die Türkei haßte, die verrätherisch ihm seinen geliebten ältesten Sohn gemordet. Zudem, wie konnte er, als Anhänger Sahib-Girey's, unter einer Regierung sicher sein, die seinen Chan anfeindete? Er suchte Ruhe, und ließ sich mit seiner Gattin, einer unmündigen Enkelin (der

Tochter des hingerichteten Gesandten), und seinem noch einzigen Sohne auf seinem Stammgute, dreißig Werste von Kargapul, nieder. Es gab eine Zeit, wo Tschagir-Agadur die erste Stelle am Hofe der taurischen Gebieter einnahm und zu einer solchen auch seinen Sohn vorbereitete. Dem letzten Chan zu Liebe hatte er nach dessen Rückkehr aus Petersburg sich europäischer Sitte vielfach zu nähern gesucht, in seinem Hauswesen wie in der Erziehung seines Sohnes; er ließ diesen Russisch lernen und mit den russischen Beamten Umgang pflegen, welche als Bevollmächtigte unserer Regierung in Bachtschissarai lebten. Damals sah er nicht voraus, womit Sahib-Girey's Angelegenheiten enden würden; nun aber alle seine Berechnungen ihn getäuscht, löste er jede Verbindung mit den neuen Gebietern, verließ sein Gut nicht, trug sich in seiner Abgeschiedenheit mit unausführbaren Entwürfen herum, barg seinen Groll hinter muselmännischem Ernst und bemühte sich, dem Sohne seinen ganzen bittern Haß gegen die Dränger des Vaterlandes einzuflößen: so nannte er die Russen.

Der Jüngling entsprach vollkommen den Hoffnungen des Vaters: stolz, kühn, mit thatendurstigem Geist erfaßte er lebhaft jeden Eindruck; alle Leidenschaften fanden in seinem Herzen Raum, und hatten sie sich einmal festgesetzt, so verhärteten sie darin, wie eine Damascenerklinge im Feuer. Er war der Stolz seiner Verwandten, Freunde hießen ihn die Palme der taurischen Jugend. Keiner kam ihm gleich an Tapferkeit noch an Schönheit, keines Andern Kugel traf so sicher das Ziel, woran man sich auf die Feindesbrust einübte; Keiner war ein besserer Reiter. Wenn er sich in den Sattel warf und im Sturm dahinsprengte über den Kiesweg, daß von den Hufen seines Rosses die Funken stoben, so konnten selbst neidische Kameraden ihr Entzücken nicht bemeistern.

Seitdem aber die Russen in die Krim eingerückt, stellte Dschellaleddin diese Spiele seiner Jugend und seine

Streifzüge ein. Es war für ihn kein leichter Uebergang — von den immerwährenden Belustigungen, mit welchen sich die Söhne der Großen einzig und allein befaßten, so lange ihnen noch keine Regierungsgeschäfte oblagen, von der Pracht und Ueppigkeit Bachtschissarai's auf einmal in die dörfliche Stille, zur Unthätigkeit, zu der ihn der Wille des Vaters verdammte. Nach dessen Beispiele brach er auch allen Verkehr mit den Russen ab; er schrieb ihnen das Unangenehme seiner Lage zu, und da er einmal kein Maß in seinen Empfindungen kannte, haßte er sie bald so glühend, daß ihm das Herz in Zorn aufwallte, wenn ihm ein Giaur nur begegnete. Wohin aber wollte sich der Rechtgläubige vor ihnen bergen? Die russischen Regimenter standen in ununterbrochener Kette an den Ufern des schwarzen Meeres und besetzten alle Städte und Dörfer, weil man noch immer einen Ueberfall von Seiten der Pforte fürchtete. Des Jünglings Antlitz verdüsterte sich; seine Augen, die wie der Thau bei Sonnenaufgang glänzten, bedeckten die überhangenden, ewig finstern Brauen. Ein Leben in Saus und Braus, wie er es bis dahin geführt, vertauschte er nun mit der väterlichen Einsiedelei, und den Umgang ausgelassener Kameraden mit dem ernsten Gespräche der benachbarten Mursen und Imame. Nur bisweilen, wenn ihn der Verdruß über seine Unthätigkeit gar zu sehr bewältigte, wenn seine Seele gleichsam unwillkürlich die freie Luft einsog, ging er hinaus auf die Berge, in den dichten Wald, wo er vor dem Begegnen des Feindes sicher war, wo nur Wölfe umherrannten, verirrte Büffel, und von Zeit zu Zeit die schwarzen Augen eines Rehes durch das Gesträuch blitzten. Dort brachte er manchmal Tage und Nächte zu, der kühne Jäger, der seine Beute den Thieren zum Fraß überließ — dort suchte er Schutz vor der Mittagshitze unter dem Gewölbe hundertjähriger Bäume; er neigte sich über die Quelle, athmete die Kühle ein, verfolgte mit seinen Blicken das Wallen der Flut, das Spiel der

Schatten mit den Sonnenstrahlen, die hier und da das Laub durchbrachen und das durchsichtige Wasser hell beleuchteten, daß auf dem Grunde jedes Steinchen bunt wiederstrahlte. Wenn die Hitze nachließ, ein kühles Lüftchen vom Meere wehte und die Umgegend erfrischte, suchte Dschellaleddin gerade die beschwerlichsten Wege, unzugängliche Abhänge, und sprang von Fels zu Felsen, sich zuweilen an Wurzeln und Sträuchen anhaltend, um nicht in die Tiefe hinabzugleiten. Mit kindlichem Ergötzen besiegte er Hindernisse, bekämpfte Schwierigkeiten, und erklomm Höhen, die noch niemals der Fuß eines Menschen betreten. Ein bemooster Stein diente ihm zum Kissen — und wie prächtig war sein Betthimmel! Die Sterne glitzerten ihn an und sahen ihm ins Gesicht, als wären's Augen von Houris, die seine Ruhe wahrten. Mit Tagesgrauen erwachte er, früher als die Lerche, schüttelte von sich die nächtlichen Traumgesichte und gab sich ganz einem unbewußten Gefühle süßer Erquickung hin. Wie rein, wie leicht schien ihm die Luft, welche der Athem der Menschen nicht vergiftet — wie freudig tauchte sein Blick in der Bläue des Meeres und des Himmels, welche der Hauch der Morgendämmerung umschleierte! Kein lebendes Wesen unterbrach die Stille in dieser wundersamen Natur: hier schlummerte ein Adler über dem Abgrund mit geschlossenen Fittigen und eingezogenem Kopfe, dort ruhte ein Reh unter dem Ueberhang des duftigen Oelbaums — unten flossen Hügel, Thäler, Dörfer und Wälder in ein einziges buntes Bild zusammen; weiterhin schnitt das Meer mit seiner Bucht, die wie Perlmutter glänzte, in die Weinberge ein, breitete sich endlos aus und verlor sich in der Himmelsferne. Jetzt lichtet sich die östliche Krim; bleiche Wölkchen schwimmen empor, eins nach dem andern über die Meeresfläche, werden immer heller und glänzender — es scheint, als ob sie sich dort unten entzündeten; die Wellen färben sich chamäleonisch von

allen Gegenständen, die ihnen nahe sind; nun ist der Purpur der Wolken über sie ausgegossen, sie plätschern und spielen, wie Kinder im Feiertagskleide; da erscheint die Sonne am Horizont — und Alles ersteht, glüht auf von Leben. Der Adler dehnt die Schwingen, erhebt sich vom Boden und schwebt in langgezogenen Kreisen hoch in die Luft; das Reh erwacht, sieht sich furchtsam um, spürt die Nähe eines Menschen und verschwindet im Dickicht. Vom Thale herauf schallt der Ruf des Mullah, in der Festung tönt die Glocke der griechischen Kirche, tausend Stimmen hallen durch den Wald — überall Leben, Kraft und Bewegung. In den Forsten, unter den Wolken, auf den nackten Höhen selbst rührt sich Alles und begrüßt in seiner Weise den Aufgang des neuen Tages. Dschellaleddin folgte dem allgemeinen Zuge; er wusch sich in der nächsten Quelle, las mit Andacht die erste Sure des Koran und setzte dann seine einförmige, aber stets genußreiche Unterhaltung mit der Natur fort.

So verstrichen ihm Tage, Jahre. Mehr und mehr gewöhnten sich die Tataren an die milde Regierung; der Haß gegen die Christen ließ selbst in den unversöhnlichsten Herzen nach. Auch die Russen wurden zutraulicher; mehrere der Beamten ließen aus Rußland ihre Frauen und Kinder kommen, und so siedelten sich ganze Familien an den Ufern des schwarzen Meeres an; freundliche Häuser erhoben sich in den Städten und Thälern mitten unter den plattgedachten Tatarenwohnungen. Die von den Genuesen ein paar Jahrhunderte zuvor erbauten Christentempel, die entweder eingefallen oder in Moscheen umgewandelt waren, erhielten ihre frühere Bestimmung wieder; die russischen Krieger richteten überall, wo es anging, Kreuze an der Stelle des umgestürzten Halbmondes auf. Alles unterwarf sich der neuen Ordnung der Dinge; Alles, nur nicht Tschagir-Agadur und sein Sohn.

Drüben an der Südküste, wo die Berge in einem Halbbogen an das Meer grenzen, bilden dieselben ein tiefes Thal. Der Boden, in wellenförmiger Steigung und Senkung, ist abschüssig nach dem Ufer zu, und das ganze Thal erscheint wie ein reizender Garten. Reben bedecken die Hügel; Pappeln, Kastanien- und Maulbeerbäume, von wilden Weinranken umschlungen, stehen um die Gärten als lebendiger Zaun, klare Bergwasser durchschneiden diese nach allen Richtungen, die bald in den Gebüschen sich verlieren und unsichtbar rauschen, bald wieder frei hervorströmen und über die Steine hin sich ins Meer ergießen. Hoch über die Gärten ragt ein grauer, zackiger Felsen, gleichsam ihr Wächter, ihr Hirt. Mit seiner breiten Brust schützt er die Kinder des Südens gegen die Sonne; es ist, als ergötze er sich an dem ewigen Frühling, den ewiggrünenden Gärten, die unter seinem Schutze blühen. Tiefer unten im Thale erhebt sich ein anderer Fels, nicht so hoch wie jener, aber bemerkenswerth wegen seiner Unzugänglichkeit; von drei Seiten umgürten ihn die Mauern und Thürme der alten genuesischen Festung, mit der vierten hängt er jäh ins Meer ab; seinen spitzen Gipfel krönt ein Thurm mit Schwibbogen. Damals umschloß die Festung noch viele andere merkwürdige Ruinen, die Reste der einst so prächtigen Stadt Sidagios — Solday.

Ein Tatare auf schmuckem Roß ritt den Weg aus dem Thale nach der Festung langsam hinauf. Weder der schöne, helle Tag noch die reizende Aussicht der Umgegend vermochte ihn aus dem Nachdenken zu reißen, das mit den deutlichsten Zügen auf seiner hohen Stirn und seinen zusammengepreßten Lippen ausgeprägt war. Sein Aeußeres, seine Kleidung, das reiche Geschirr des Pferdes bekundeten seinen vornehmen Stand. Die ihm begegnenden Tataren hielten an, legten die Hände auf die Brust und verneigten sich tief; der Reiter nickte ihnen kaum mit dem Kopfe, sprach ein unvernehmliches „Aleykum Selam,“ und setzte seinen Weg fort. Als er

an den Brunnen kam, sprang er vom Pferde, band es an einen Baum und ging auf dem verwachsenen Fußsteig nach dem Thore der Festung. Abendschatten lagerten sich im Thale; der Tatare irrte lange umher zwischen den Ruinen, endlich erstieg er den Gipfel des Felsens, trat in den Thurm, stützte sich ans Fenster und bog sich hinaus über den Abgrund.

Das Meer brauste stürmisch, wie in jenen Tagen, da es den Namen des ungastfreundlichen erwarb; die Wellen stürzten massenhaft an das felsige Ufer und zerstreuten sich zischend, wild aufschäumend in der Brandung, als wollten sie nur neue Kräfte sammeln. Im Gegensatze aber zu diesem stürmenden Element war die Luft vollkommen ruhig, der Himmel durchsichtig, die Pappeln regten kaum ihre Wipfel; nur an den niedergedrückten Weinreben waren noch Spuren des heftigen Unwetters geblieben, welches den Abend zuvor hier gewüthet hatte.

Der Tatare blickte sinnend in die Ferne auf ein Segel, welches aus den dunkeln Wellen emportauchte, als plötzlich mehrere Stimmen durcheinander am Eingange des Thurmes laut wurden und ihn aus seinen Gedanken aufschreckten, wie ein Schwarm unheilkündender Raben. Er horchte auf — fremde Laute trafen sein Ohr. „Wieder diese Giaurs!“ sagte er vor sich hin und trat eilends aus dem Thurm, mußte aber wider Willen stehen bleiben. Zum Eingang führten nämlich einige Stufen, in den senkrechten Felsen gehauen, über die kaum ein Einzelner mit Mühe hinaufgelangen konnte. Russische Offiziere hatten sie schon bestiegen; nach der Seite aber, wo der Fels ins Meer abhängt, war noch eine Stelle an der Wand frei. An diese lehnte sich der Tatare schweigend, mit gesenkten Blicken; er fürchtete, daß das Kleid der Ungläubigen ihn berühren möchte. Die Russen schwatzten, lachten, während sie vorsichtig über den schlüpfrigen Stein schritten. Mehrere waren

schon oben an der Thüre des Thurmes, und Einer von ihnen, ein junger Mann in rother Uniform mit schwarzen Sammetaufschlägen, geschniegelt, parfümirt, blieb auf der obersten Stufe stehen: er streckte seine Hand hinunter und rief in lustigem Tone: „Triumph! die Schwierigkeiten der Thermopylen sind überwunden! Jetzt erlauben Sie mir, ma belle cousine, Ihnen zu helfen; geben Sie mir Ihr Händchen.“ —

„Wenigstens hat der Leonidas dieser Thermopylen Ihnen sein Recht ohne Kampf abgetreten,“ erwiederte eine zarte, silberreine Stimme. Dieser Laut durchzuckte die Brust Dschellaleddin's; sein Herz fuhr zusammen, wie ein durch einen Pfeil geweckter Pardel — das war eine ihm längst bekannte, liebe Stimme. Auf der untersten Stufe, fast zu seinen Füßen stand ein junges Mädchen; sie hatte den Kopf zurückgebogen, reichte die Hand ihrem Begleiter und begann hinaufzusteigen.

Ein grünes Amazonenkleid, das ihre Formen allerliebst hervortreten ließ, umschloß ihren Leib und fiel ihr in breiten Falten zu den Füßen herab. Ein schwarzes Hütchen mit schwarzen Federn, leicht auf die Stirn gedrückt, hob die Weiße ihres Gesichts; ein zarter, lieblicher Anhauch von Röthe, den man nur auf blassen Gesichtern findet, überflog ihre Wangen, wie der Sonnenstrahl den Schnee, auf welchen noch kein Menschenfuß getreten; helle Locken wallten unter dem Hütchen hervor und flatterten ihr um die Schultern. Sie schreitet aufwärts — nun ist sie dem Tataren schon so nahe, daß ihr Haar ihn wie Jasminduft anweht, daß diese Locken selbst durch das Spiel eines muthwilligen Lüftchens sein Gesicht streifen. Er steht da wie versteinert, einem Sünder gleich vor einer unerwarteten Himmelserscheinung, und nur das Beben, das ihm aus dem Herzen durch alle Adern fuhr, beschleunigt seine Athemzüge. Plötzlich ein Schrei! . . . . Der Offizier war ausgeglitten, ließ die Hand seiner Dame los . . . sie verlor

das Gleichgewicht, sie wankt . . . . ihre Begleiter drängen sich heran, ihr zu helfen, aber der Tatare kommt ihnen zuvor, mit kräftigem Arm umschlingt er den Leib der Schönen, trägt sie wie ein Kind hinauf und stellt sie, noch ehe sie sich besinnen kann, an die Thüre des Thurmes hin. Sie dankt ihm verlegen, und der rothröckige Artillerist erschöpft sich in Entschuldigungen. Der Tatare wandte sich rasch ab, aber zwei Frauen sperren ihm von Neuem den Weg, hinter ihnen kommen wieder Offiziere — er biß sich auf die Lippen vor Ungeduld; hätte er sie doch lieber gar nicht gesehen, als daß er Zeuge sein mußte, wie sie mit einem Andern sich unterhielt! ..

„Ist's nicht dieses Fenster, wovon Sie gestern sprachen?" hub die bekannte Stimme wieder an.

— „Ganz recht, Fräulein. Sehen Sie unten den rothen Stein? Das ist Blut . . . . doch erlauben Sie, die hiesigen Einwohner kennen die Geschichte gewiß besser, als ich . . . . Hör mal Du, Tatare! nicht wahr, aus diesem Fenster stürzte sich die genuesische Prinzessin, als Eure Vorfahren die Festung einnahmen?"

Der Tatare, welcher schon im Begriff war, die Treppe hinabzusteigen, blieb stehen. Er warf dem parfümirten Herrchen einen stolzen Blick zu und sagte: „Ich weiß nicht, ob diese Geschichte wahr ist, das aber weiß ich ganz bestimmt, daß meine Vorfahren von diesem Felsen mehr als einmal freche Menschen hinunterschleuderten, die sich gegen sie vergaßen."

Er eilte hinab und schwand ihnen aus dem Gesicht. Jetzt erst fing der Artillerist aus vollem Halse zu lachen an:

— „Haha! ist das ein Grobian! man sollte doch dies ungehobelte Volk öfter in die Schule nehmen! Unsere Regierung verfährt zu nachsichtig!"

„Nicht doch, Herr Belogradow! Mir scheint im Gegentheil, daß Sie an dieser dreisten Erwiderung selbst schuld sind; seinem Aeußern nach zu schließen, ist das

kein gemeiner Tatare — Sie behandelten ihn nicht höflich genug, und das mußte ihn verletzen."

— „Ich bitte Sie, Fräulein Ludmilla! Wir, die Sieger, sollten wohl gar noch den Besiegten Complimente machen?"

„Was reden Sie von Siegern und Besiegten? Wir leben im Frieden, da gilt's Brüderschaft — und dann ist die Krim ja gar nicht besiegt, nicht mit den Waffen eingenommen worden."

„Hast was Rechtes ausgeklügelt!" versetzte eine andere Dame. „Sagt' ich's doch immer Deiner seligen Mutter: geben Sie ihr nicht all das dumme Zeug zu lesen! Da hieß es aber nein! Aufklärung, Bildung! Nun seh' mal Einer an — die spricht und urtheilt über Alles, ganz wie ein Professor."

„Warum sind Sie denn auf mich böse, liebe Mutter?" sagte mit Thränen das junge Mädchen — „ich habe doch nur" . . . .

„Ich bitte zu schweigen!" Dieser Ausruf war in der Regel die große Welle, die alle Gespräche zwischen Stiefmutter und Stieftochter verschwemmte.

Die jungen Leute bemühten sich, wieder eine heitere Stimmung in die Gesellschaft zu bringen; der Artillerist erzählte seine Geschichte von der genuesischen Prinzessin und ihrem Saltomortale zu Ende — aber vergebens. Die frühere Unbefangenheit kam nicht wieder. Bald eilte die ganze Gesellschaft ans Thor, wo ihrer Kosaken mit Pferden und einem Wagen harrten. In diesen setzten sich die beiden älteren Damen; es war eine Droschke — das einzige Fuhrwerk, dessen man sich auf dem schmalen Wege bedienen konnte. Die junge Reiterin schwang sich auf ein kleines englisches Pferd, und die Cavalcade begab sich nach dem Thale zurück, wo das Constantinogradische Regiment einquartiert war.

Auf der Hälfte des Weges überholten sie den Tataren, der langsam nach seinem Dorfe zurückkehrte. Als

ihn der Artillerist gewahr wurde, drängte er sich unter seine Kameraden. Das Mädchen ritt still hinter der Droschke; in trübe Betrachtungen versunken, bemerkte sie ihren neuen Bekannten nicht — er aber beobachtete sie, er sah den traurigen Ausdruck ihres Gesichts, die Thränen, die sie heimlich trocknete. Er hielt sein Roß an und folgte ihr dann von fern, während er zu rathen und zu sinnen anfing, was wohl der Grund ihres Kummers sein möchte.

„Worüber grämst Du Dich, Holde?" dachte er — „also auch die Houris im Paradiese haben Schmerz und Thränen! O, könnt' ich in eine Ewigkeit jenen Moment verwandeln, in welchem Du an meiner Brust gelegen — nie sollte eine Thräne dein Auge feuchten! Ich würde jeden Kummer von dir entfernen — auf mein Haupt würde ich ihn laden .... doch halt, was soll das! darf ich an sie denken? Ist sie nicht die Tochter meines Feindes, der meines Glaubens Feind ist? ... Nein! Haß und Schwerter — das sind die Meinigen! Das meine Liebe, meine Frauen, meine Kinder ...." So dachte der Tatare, und unterdeß verwandte er kein Auge von seiner Schönen und folgte ihr auf allen Windungen des gekrümmten Weges.

Im Thale angekommen, lenkte der Zug bald in den Hof eines stattlichen Hauses ein, und die Amazone entschwand den Blicken des Tataren. Da spornte er sein Roß und galoppirte durch's Dorf. „Das ist der Fürst Dschellaleddin!" sprachen die Bauern unter einander und sahen dem Staube nach, der hinter dem Reiter aufflog.

Zu Hause mied Dschellaleddin, das erste Mal in seinem Leben, die Gegenwart seines Vaters; er mochte jetzt Niemanden ins Auge sehen, ihn verlangte nach Einsamkeit, und da er hörte, daß der Vater auf seinem Zimmer sei, ging er gerades Weges in den Garten. Hier warf er sich im dichtesten Gebüsch auf den

Rasen und vertiefte sich in Gedanken — nicht in die seines wüthenden Hasses, sondern in jenes Sinnen, das sich nicht bezeichnen läßt, das bald wie ein Spiegel die Vergangenheit zurückstrahlt, bald über Tage und Jahre hinaus sich in die Ferne der Zukunft verliert, dort geträumte Blumen pflückt, sie zu den herrlichsten Kränzen windet, dann aber auf einmal launisch sie zertritt und wegwirft, um zur Vergangenheit zurückzukehren.

Die ganze Zeit hatte Dschellaleddin, mit der Jagd beschäftigt, von den Gesprächen seines Vaters eingenommen, Frauen weder gesucht, noch an sie gedacht. Er sah meist Gesichter voller Runzeln und Falten, und berührte keine andere weibliche Hand, als die seiner Mutter. Da traf es sich vor Kurzem, als er eines Abends durch das Thal ritt, daß er aus einem offenen Fenster Töne eines Instrumentes und einer Frauenstimme vernahm; solche harmonische Klänge hatte er nie gehört. Leise stieg er aus dem Sattel und lehnte sich an einen Zaun dem Fenster gegenüber: jetzt konnte er besser hören und — sehen. Die Sängerin war ein junges, sehr junges Mädchen; sie saß allein in ihrem Zimmer an einem Instrumente. In diesen Tönen war so viel Ausdruck — es schien, als ob sich ein Kummer ihrer Seele in sie ergoß. Die schmelzende Stimme hob sich, perlte, wie Triller einer Nachtigall, ging in eine klagende Melodie über, hallte leiser und leiser und schwoll dann aufs Neue in einem unserer muntern Volkslieder auf; sie bezauberte das Ohr, schmeichelte sich ins Herz und zog es auf lange von allen anderen Eindrücken ab. Die Sängerin schwieg und schloß das Fenster. Der Tatare durchritt wieder die Hälfte des Waldes, welcher das Thal von seinem Dorfe trennte, aber die Töne verfolgten ihn, sie blieben bei ihm, in seinem Herzen; er hörte sie in jedem Gelispel des Laubes. Wie oft schien es ihm, als halle die zauberische Stimme noch durch das Thal, als

trage sie ein spielendes Lüftchen zu ihm herüber, und jedesmal wollte er umkehren, die süße Stimme zu vernehmen, sich von ihr einwiegen zu lassen, bis die Drommete des Erzengels ihn weckte. Seitdem ritt Dschelläleddin immer häufiger des Abends aus, und wohin er auch sein Roß lenkte, das treue Thier, als erriethe es die geheimen Gedanken seines Herrn, blieb immer unter dem Kastanienbaume stehen, dem Fenster der Sängerin gegenüber. Wenn es das Glück wollte, daß sie allein war, beobachtete er sie ganze Stunden, horchte auf ihren Gesang, auf das leise Rauschen ihres Kleides, und selbst wenn sie ging, sah er noch lange auf die Stelle, wo sie gesessen hatte, die Himmlische, und dachte der Entfernung nicht, die sie von ihm schied, und war so glücklich!

Umringten sie aber Viele, und er mußte von Weitem zusehen, wie die jungen Herren zu ihr traten und mit ihr sprachen . . . o, dann erglühte in seinen Adern das muselmännische Blut, er hätte sich mit dem Dolche in der Hand unter diese Schar stürzen mögen, sie zerreißen, auseinander treiben, um dann wieder an seinen Baum zu gehen und sich an seinem Kleinod zu ergötzen — wär's auch von Weitem, nur ungetheilt! nur sollte jeder ihrer Blicke, jedes Lächeln, jeder Ton ihrer Stimme ihm gehören . . . oder wenigstens keinem Andern.

Und plötzlich wirft der Zufall, die Vorsehung, Allah — nennt es, wie Ihr wollt — die Schöne in die Arme Dschellaleddin's! Der Zunder der Leidenschaft hatte längst in seinem Busen gelegen und harrte nur des Funkens, welcher das ganze Wesen des Jünglings sprengte.

Ein Mann, der mitten unter Frauen aufgewachsen ist, der von Kindheit an gewohnt war, sie jederzeit zu sehen, sie frei an der Hand zu fassen, sei es im Schwarm der Tänzer oder auf Spaziergängen, der kennt nicht, der begreift nicht die ganze Macht der ersten Berührung eines Weibes, das einen Augenblick zuvor so hoch

und weit erschien, wie ein Stern am Himmel. Der bloße Gedanke an jene Berührung durchfuhr wie ein elektrischer Strom alle Adern des jungen Mannes, drang in die feinsten Gefäße des Herzens, goß in ihn tausend Leben. Wie viele Vorstellungen, wie viele Wünsche, die bis dahin seiner Seele kein einziges Mal nahe gekommen waren, durchschwärmten ihn jetzt gleich Bienen unter der Frühlingssonne! Er spielte im Geiste mit den Locken seiner Geliebten, er trocknete ihre Thränen mit seinem heißen Athem, er drückte sie voll Ungestüm an seine Brust. Doch welche Schwingen kämen dem Fluge der Phantasie gleich, die zum ersten Male von der Stimme des Herzens geweckt wird! Sie fliegt schneller als ein Pfeil von der Hand eines kunstgeübten Schützen, sie fliegt durch Nebel, durch Wolken, immer höher und höher, und wenn sie endlich den ganzen leeren Raum durchflogen, ohne etwas zu erreichen, sinkt sie ermattet und erschöpft zur Erde.

So schwang auch Dschellaleddin in seinen Träumen sich hoch empor — und als er erwachte, war er allein auf der kalten Erde. Aber schon gestaltete sich in seiner Seele ein Vorhaben; die Liebe zu der Einen besiegte den Haß gegen das ganze Volk. Er segnete den alten Vater, daß er ihn Russisch hatte lernen lassen, und trat ermuthigt in sein Zimmer.

Der Brigadier Nikolai Laurentiewitsch von S. hatte vierzig Jahre treu und redlich dem Vaterlande gedient, war mit Narben und Ehrenzeichen bedeckt, geliebt von seinen Obern, geachtet von seinen Untergebenen; die Soldaten nannten ihn Vater, nicht Befehlshaber. Vor zwanzig Jahren hatte er eine Waise, den Zögling der Gräfin G . . ., geheirathet, ein kluges,

gutes und gebildetes Mädchen, was dazumal im Mittelstande für eine Seltenheit galt; unser theures Rußland, das Riesenkind, that sich noch gütlich in der Wiege der Unwissenheit — es dehnte sich, wuchs und mochte sich nicht von ihr trennen. Der Brigadier hing an seiner Frau mit ganzer Seele; sie lebten harmlos und still für sich hin, ohne Aufwand, aber auch ohne Entbehrungen, und hätschelten ihr einziges Kind, Ludmilla, als die Erinnerung ihrer Jugend und die Hoffnung ihres Alters. Die Mutter wandte allen Fleiß auf die Ausbildung der Tochter, gab ihr viele gute Lehren, und ihre Bemühungen hatten den besten Erfolg, da rief sie eine plötzliche Krankheit von der Welt ab, und sie ließ ihre dreizehnjährige Tochter ohne Aufsicht und ohne Stütze zurück. Herr von S. verstand vortrefflich die Reihen der Soldaten zu bilden, aber die Erziehung eines Mädchens war durchaus nicht seine Sache; lange blieb er untröstlich und wollte an einen Ersatz seines Verlustes nicht einmal denken, endlich sprach er nicht mehr so oft von der Verstorbenen und kam wieder in Gesellschaft. Da fiel in diese Zeit ein Feldzug; was nun mit der Tochter anfangen? Wem sie anvertrauen? Er konnte sie doch nicht mit der Bagage hinter sich herführen! Der Brigadier wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte. Da fand sich eine dienstwillige Gutsbesitzerin, eine Wittwe, Anissia Iwanowna; aus Freundschaft für ihn und seine selige Frau schlug sie ihm vor, Ludmillen eine Zeitlang bei ihr zu lassen, und versprach, sie zu pflegen, sie zu wahren, wie ihren Augapfel. In der That pflegte sie das Mädchen so gut, daß Herr von S., als er aus dem Feldzuge zurückkehrte, gar nicht wußte, wie er der Wittwe danken sollte, ihr Herz und Hand und die Würde einer Brigadiersfrau antrug. Sie nahm dies Alles mit dem größten Vergnügen an, und der Brigadier kam wieder als verheiratheter Mann nach der Krim. Im Hause ging Alles gut, die Ordnung war

wieder hergestellt — jetzt aber zeigte sich der wunde Fleck: die gute Anissia war nicht mehr so gut wie früher, als sie noch nicht die Rechte der Gattin eingenommen. Der arme Brigadier, durch den sanften Charakter seiner ersten Frau verwöhnt, konnte mit dem zänkischen Wesen seiner zweiten Lebensgefährtin gar nicht zurecht kommen. In der Schlacht hatte ihn der durchlauchtige Potemkin einen braven Jungen genannt; er war der Erste, der sich in die feindlichen Laufgräben stürzte, er erblaßte vor keiner Säbelklinge, noch vor dem Gähnen des ehernen Rachens, kaum aber schrie die Frau Brigadier: „Ich will nicht!" besonders wenn sie dazu mit dem Fuße stampfte, so hätte der Herr Brigadier sich unter den Tisch verkriechen mögen.

Sokrates, der nachsichtigste aller Ehemänner, nannte das Keifen seiner theuern Ehehälfte den Donner, und das schmuzige Wasser, womit sie sein Kahlhaupt begoß, den Regen, der auf den Donner folgt. Der Brigadier aber hatte von Sokrates nichts gelesen und überdies gebrauchte seine Frau nicht jenes altklassische Mittel gegen Ehemänner, schmuziges Wasser, sondern Thränen — eine ganz neue Erfindung. Der Brigadier wußte nicht, wie er das nennen sollte. Anfangs dachte er an einen ehrenvollen Rückzug, bemühte sich, die schwache Seite des Feindes zu erspähen, um ihn zu überfallen und aus dem Felde zu schlagen; als er aber sah, daß seine Gattin ein wahres eheliches Gibraltar sei, streckte er die Waffen und ergab sich seit der Zeit jedesmal ohne Kampf.

Mehr als Alle litt durch die zweite Ehe des Brigadiers seine Tochter. Von gutem Herzen, talentvoll, mit festem Willen und edlen Neigungen, hatte Ludmilla eine unschätzbare Erzstufe der besten Eigenschaften in sich; aber, wie alle Erzstufen, bedurfte auch diese einer kunstfertigen Hand, welche das Gold zu Tage fördern und von den Schlacken reinigen konnte. Einige Bei-

spiele und Lehren der Mutter hatten sich unangetastet in ihrer Seele erhalten; sie gedachte treulich ihrer Grundsätze, ehrte sie, aber kein einziger war in den Begriffen des Mädchens gehörig entwickelt; das waren lauter Anfänge, herrliche Umrisse, aber es fehlte die bestimmte Form und das Colorit. Sie war sehr religiös, doch auch hierin folgte sie nur den allgemeinsten, den bekanntesten Religionsvorschriften: viele Wahrheiten der göttlichen Lehre, welche den Charakter des gläubigen und zugleich denkenden Menschen so sehr vervollkommnen können, begriff sie ganz und gar nicht. Was dieses Chaos vollständig machte, war ihre unvollendete Erziehung, das Sichselbstüberlassensein der Waise, und später die beredten, wiewohl sehr oft lügenhaften Predigten der Stiefmutter. Alles dies verwirrte ihre Ideen dermaßen, daß ihr Charakter wandelbar und wankelmüthig wurde, daß ihre Ansicht von der Welt und den Pflichten des Menschen eine durchaus ungeregelte Richtung nahm. Fortwährend schwankte sie zwischen Gutem und Bösem und fiel aus einem Extrem ins andere: bald war sie hartnäckig in Kleinigkeiten trotz aller Befehle und Strafen der Stiefmutter, wodurch sie den Eigensinn der letztern nur reizte, bald unterwarf sie sich ihr blindlings und folgte allen Launen derselben. Der Frau von S. misfiel Ludmillens Trauer um die Mutter; gleichwohl trauerte das Mädchen oft ganze Tage, sprach kein Wort und erschien mit rothen, vom Weinen geschwollenen Augen.

Frau von S. hatte eine Erziehung erhalten in der Art, wie Madame Prostakow*), welche dafür Gott dankte, als sie Briefe bekam und sie nicht lesen konnte: daher war ihr bei jungen Leuten alle Bücherweisheit zuwider. Ludmilla konnte sich oft in Bücher ganz ver-

*) Eine Person in dem bekannten Lustspiele v. Wisin's: „das Muttersöhnchen" (недоросль).

graben, dann aber vergaß sie auf einmal ihren Kummer wie ihre Lesewuth, und warf sich begierig auf Alles, was ihr nur die geringste Zerstreuung bot. Für die Zukunft hatte sie so wenig irgend einen bestimmten Wunsch, wie für die Gegenwart; sechzehn Jahre alt, träumte sie von Liebe und einer Hütte, von Reichthum und Putz, von einem Glück in Feldblumen und einem Glück in Atlas à la Marie Antoinette. Ihr Herz schwieg noch, allein gerade in diesem Schweigen war es bereit, das erste beste Saatkorn einer Empfindung aufzunehmen, gleichviel ob das Gestöber des Nordens oder der Sturmwind Afrikas dasselbe hineingeworfen. Ein Hauptzug ihres Charakters aber war, daß sie das, was sie sich einmal eingebildet, sich durch keine Gründe, keinerlei Gegenbeweise nehmen ließ. Widerspruch war ihrem Vorhaben ein Hammer, der es nicht zerschlagen konnte, sondern nur befestigte und verhärtete. Ließ man es aber in Ruhe, sprach man einige Zeit gar nicht davon, so zerfiel es von selbst, und Ludmilla verließ freiwillig einen Weg, von welchem keine Gewalt sie hätte abbringen können. Dieser Zug wurde die Quelle aller Streitigkeiten zwischen Stiefmutter und Stieftochter; übrigens war Anissia ihr keineswegs gram, sie trug Sorge für den Putz und die Zukunft des Mädchens, musterte die reichen Freier, die durch ein sonderbares Zusammentreffen der Umstände ihr selbst zweimal entschlüpft waren, als sie sie für sich zu gewinnen suchte; sie wollte Ludmillen nur über ihren Leisten schlagen, sie dahin bringen, daß sie, wie man zu sagen pflegt, nach ihrer Flöte tanze, um durch diese sicheren Mittel nicht allein die Stieftochter, sondern auch den künftigen Eidam unter die Hände zu bekommen, der unfehlbar seine tausend Seelen besitzen mußte.

Einige Tage nach jener Spazierfahrt zur Festung saß sie mit ihrer Stieftochter an der Stickerei; der Bri-

gadier in weitem Schlafrock schritt im Zimmer auf und ab, blies dicke Rauchsäulen in die Höhe und ertheilte Befehle seinen Untergebenen, die unaufhörlich kamen und gingen. Da sprengte zum Thore herein ein junger Reiter mit zwei Dienern, übergab diesen sein Roß, lief die Treppe hinauf und stand, ehe er sich's versah, dem Hausherrn gegenüber.

Der Brigadier war solche Besuche gewohnt und wunderte sich nicht im Geringsten über das Erscheinen eines Tataren; als er an dessen Kleidung merkte, daß derselbe von hohem Stande sein mußte, begrüßte er seinen Gast höflich. Frau von S. räusperte sich, bereitete sich zum Sprechen vor (bei solchen Gelegenheiten entfaltete sie nämlich eine außerordentliche Beredtsamkeit) und setzte ihre Haube zurecht; Ludmilla verwandte kein Auge von der Arbeit. Dem jungen Mädchen sagte ihr Instinkt, wem eigentlich der Besuch gelten mochte — aber so leise, so leise, daß sie selbst diese geheime Stimme kaum vernehmen konnte und fast ohne zu wissen warum, erröthete.

— „Was verschafft mir das Vergnügen, Sie bei mir zu sehen?“ fragte der Brigadier sehr freundlich, als er die Verlegenheit seines Gastes wahrnahm, und zu gleicher Zeit sagte er dem an der Thüre stehenden Ordonnanzsoldaten: „Der Dolmetsch soll herkommen!“

„Das ist nicht nöthig,“ versetzte der Tatare, „ich spreche Russisch. Ich bin der Sohn von Tschagir-Agadur, dem Besitzer des benachbarten Dorfes. Mein Vater betet zu Gott, daß er Ihre Tage ins Unendliche verlängern möge .....“

— „Danke, danke sehr!“ unterbrach ihn der Brigadier. „Ich freue mich überaus, Ihre Bekanntschaft zu machen. Hier, das ist meine Frau und meine Tochter, haben Sie die Güte, nehmen Sie Platz, Fürst!“

„Mich schickt mein Vater zu Ihnen mit einem Auftrage .....“

Hier erzählte Dschellaleddin eine ganze Geschichte, die er sich ausgedacht, um sich Zutritt in das Haus zu verschaffen, in welchem, wie er gehört, seine Landsleute eine recht gute Aufnahme fanden; ein bischen Lüge, scheint's, muß immer mit der Liebe Hand in Hand gehen. Die Geschichte betraf ein zu verkaufendes oder zu kaufendes Pferd. Der Brigadier, an der empfindlichsten Saite seines Herzens berührt, ergoß sich in Lobeserhebungen über die Vortrefflichkeit und Schönheit seiner Pferde, und zwar mit allen Einzelheiten, allen Kunstausdrücken eines Mannes, der es in Pferdeliebhaberei mit jedem Beduinen aufnehmen könnte. Der Fürst ließ diesem Enthusiasmus freien Lauf, hörte aufmerksam zu und warf verstohlene Seitenblicke auf die Tochter des Erzählers, die, über den Stickrahmen gebückt, so eifrig arbeitete, daß fortwährend die Nadel in der Luft flimmerte und das weiße Händchen sich hob, zum Küssen herausfordernd.

— „Aber Sie sprechen ja so vortrefflich Russisch, wo haben Sie das gelernt, Fürst?" ließ sich Frau von S. hören, des anhaltenden Schweigens überdrüssig.

„Ich kam häufig in Berührung mit Russen und bin in Ihrer Sprache eigens unterrichtet worden."

— „Nun, es wäre auch wirklich Zeit, daß Sie russisch würden!" fuhr die Frau des Brigadiers fort. „Sagen Sie, Bester, wollen Sie nicht auch darin unserer Sitte folgen, daß Sie die Harems aufheben und die Frauen in Gesellschaft bringen?"

„Das ist gegen unsere Religion, gnädige Frau, und Religionssatzungen richten sich nach keinerlei Sitten."

— „Ei, das sind ja aber barbarische Satzungen!... Nun, und Sie, Verehrtester, haben Sie viel Frauen in Ihrem Harem?"

„Ich bin nicht verheirathet, ich habe keinen Harem," erwiderte der Fürst leicht erröthend.

— „Frau!" . . . . .

— „So! Weshalb heißt's denn nun überall, daß bei Ihnen so frühe Heirathen üblich sind! Uebrigens geschieht dies nicht blos bei den Muselmännern, auch unter uns — du gerechter Gott, was heirathen da nicht für blutjunge Leute, Buben und Mädchen! Werden Sie's glauben, ich war dreizehn Jahr alt, als ich meinen ersten Mann nahm, das ist mein zweiter ...."

— „Anissia! ...."

— „Sechzehn Jahre habe ich mit ihm gelebt, dann starb er mir, ich war vier Jahre Wittwe, und jetzt sind's bald zwei Jahre ....."

„Guten Tag, Cousine! Guten Tag, Tante!" rief Peter Galaktionowitsch Belogradow, wie ein Schmetterling ins Zimmer hereinflatternd. „Wie befinden Sie sich, Onkel?"

Er hüpfte zu den Damen, küßte erst der Frau und dann Ludmillen die Hand ... Der Tatare sprang auf, sein Gesicht verfinsterte sich.

— „Wohin, Fürst, wohin eilen Sie? Bleiben Sie doch nur, ich werde Ihnen meinen Nalett vorführen lassen: ein Prachtpferd, sage ich Ihnen! Ein Schwanenhals, eine hohe Stirn und welche Augen! Augen, glauben Sie mir, daß alle Ihre Grusierinnen — warten Sie doch, Fürst ...."

Aber der Fürst wechselte die Farbe, empfahl sich und versprach wiederzukommen, um sich an Nalett zu ergötzen.

— „Prächtige Kerle, dies Heidenvolk!" rief die Frau des Brigadiers. „Mir scheint, es ist derselbe, der uns in der Festung begegnet ist, hast Du's nicht bemerkt, Ludmillchen?"

„Nein, liebe Mutter," stammelte das Mädchen und wurde feuerroth.

„Derselbe oder nicht derselbe, sie sind Alle gehörig ungeschliffen," bemerkte Belogradow. „Wahrlich, ma tante, ich begreife nicht, was es Ihnen für Spaß macht,

diese Barbaren in Ihrem Hause aufzunehmen! Das sind Manieren! Das ist ein Betragen!"

— „Ei, Liebster, Du möchtest wohl haben, daß Alle Menuet tanzen und moderne Verbeugungen machen! Du mußt wissen, daß mein Mann fortwährend mit ihnen zu thun hat, und übrigens finde ich ihr Benehmen sehr anständig. Hättest Du nur gesehen, als im Maimonat die tatarischen Großen sich unserer allergnädigsten Kaiserin vorstellten, wie diese sie freundlich empfing, wie huldvoll sie gegen sie war! .... Da gab's auch was zu sehen, ich fuhr eigens nach Bachtschissarai —"

Hier folgte eine ausführliche Beschreibung des Hofpersonals und der Reise der Kaiserin.

— „Haben Sie Briefe von Ihrem Bruder?" fragte der Brigadier, indem er den Augenblick benutzte, wo seine Frau innehielt — „wo ist er jetzt?"

„In Petersburg; gestern bekam ich einen Brief von ihm. Der Hof ist noch in Moskau. In Zarskoje-Selo bereitet man zur Ankunft Ihrer Majestät ein Fest vor ... Mein Bruder ist ein Glückskind! amüsirt sich und hascht einen Rang nach dem andern."

— „Ja, er hat Glück. Nun, und in der politischen Welt giebt's nichts Neues?"

„So gut wie nichts. Ueberall Frieden; man hat gar keine Hoffnung, sich aus der unerträglichen Krim herauszureißen .... Apropos, ich komme, Ihnen Lebewohl zu sagen."

— „Wo soll's denn hin?"

„Ich bin auf einige Zeit ins Hauptquartier berufen; ich fahre gleich .... doch ich hoffe, nicht auf lange, ich lebe nur auf in Ihrer Familie. Sobald als möglich bin ich wieder bei Ihnen — zu Ihren Füßen, ma belle cousine!"

Der Artillerist nahm Abschied und ging. Während er seine Pomaden und Parfums à la Pompadour ein-

packt, wollen wir Einiges über seine Person bemerken. Peter Galaktionowisch Belogradow war der Sohn irgend eines Geschwisterkindes der Anissia Iwanowna, und hieß sie nur Tante, weil es bei uns Russen Sitte ist, die Verwandtschaft bis ins zehnte Glied zu rechnen. Er hatte Vermögen und war anständig erzogen. Ueberaus von sich eingenommen, prunkte er gern mit dem Schnitt seiner Kleider, seinem gewandten Benehmen, ermangelte bei keiner Gelegenheit, auf seine Verdienste, seine Connexionen, seine Stammgüter fein anzuspielen, wobei er freilich Alles durch's Vergrößerungsglas sehen ließ, sprach von seinem Bruder, der in der Garde diente, von seinen Aussichten, den und den Onkel und die und die Base zu beerben. Die Leute nannten ihn einen Großsprecher, einen Prahlhans, man erzählte sich sogar, daß er einmal in einer Schlacht ..... nun, in Gottes Namen! Wem erzählt man auch heutzutage nicht etwas nach! Zum Schluß müssen wir noch erwähnen, daß er — ein guter Mensch war.

Tags darauf fand sich der Tatare versprochner Maßen im Hause des Brigadiers ein. Diesmal war er weniger befangen, unterhielt sich mit dem Hausherrn, war ganz entzückt von dessen Nalett, welchen zwei Stallknechte kaum am Zügel zu halten vermochten, wurde sogleich mit dem Verkäufer über den Preis einig und hörte den chronologischen Bericht der Frau von S. über ihre erste Ehe, ihre Wittwenschaft und ihre Uebersiedelung nach der Krim an. Beide Gatten waren mit dem jungen Fürsten außerordentlich zufrieden und luden ihn ein, sie öfter zu besuchen, was er natürlich nicht ablehnte. Nach einem Monat schrieb Ludmilla an ihre Freundin im Gouvernement Pensa Folgendes:

„Du machst mir Vorwürfe, Daschinka, daß ich Dir so selten schreibe. Glaube mir, das geschieht nicht aus Trägheit, sondern nur aus Mangel an Zeit. Denke doch, wie lange ist's her, daß wir nach der Krim

übersiedelt, und schon sticke ich das zweite Kleid für meine Mutter — mit Seide und ein ganz kleines Muster — Du weißt, wie das schwer ist! Seltsam, daß ich mich noch immer nicht gewöhnen kann, sie Mutter zu nennen! Jedesmal, wenn ich dieser Frau den Namen meines Engels gebe, meiner seligen Mutter, ist's mir, als ob ich lästere. Ach, liebe Daschinka, man erlaubt mir nicht einmal um sie zu weinen. Nur das Kissen nimmt meine heißen Thränen auf, und Gott allein sieht den Kummer meiner Seele. Oft ist mir so trüb, so schwer zu Muthe . . . als ob alle meine Freuden mit ihr in den Himmel gegangen wären und auf Erden für mich keine mehr vorhanden sei."

„Was soll ich Dir von unserer Krim sagen? Ich kenne eigentlich nur das Thal, in welchem das Regiment meines Vaters einquartiert ist: das ist ein reizender Ort. Was giebt's hier für Blumen und Gärten! Was hat man hier für Gewächse! Du wirst mir kaum glauben, wenn ich Dir sage, daß hier die Mandel- und Olivenbäume wie bei uns die Birken wachsen. Und welche Quellen, welche Bäche! . . . es ist eine Lust zu schauen, wie sie über die Steinchen hinrieseln, so klar, so durchsichtig, daß Du einen Ring darin sehen kannst, wie an Deinem Finger. Ich habe für Dich Seemuscheln gesammelt. Erst habe ich mich sehr gefürchtet vor dem Seesturm. Wenn die Wellen sich erheben, ist's, als wollten sie die ganze Welt überschwemmen, so schlagen sie ans Ufer. Dagegen ist bei stillem Wetter das Meer auch so durchsichtig, wie ein Bach. Ich habe es sehr lieb gewonnen. Wir haben recht gute Gesellschaft, machen häufig Ausflüge in die Umgegend und bisweilen tanzen wir sogar; man hat hier vortreffliche Militairmusik und an Tänzern fehlt's auch nicht — das ist nicht wie bei Euch in Pensa. Noch muß ich Dir von einer neuen Bekanntschaft erzählen; uns besucht oft ein tatarischer Fürst. Denke Dir

ihn nur nicht etwa jenem tatarischen Fürsten ähnlich, der auf Eurer Station Posthalter ist ..... nein! das ist ein junger, sehr reicher Fürst. Besonders seit unser Regiment ins Lager ausgerückt ist, kommt er recht oft; doch scheint er etwas befangen, Daschinka. Ich habe bemerkt, daß ihm am meisten Belogradow zuwider ist: Du kennst doch diesen Gecken? ... ich kann ihn selbst nicht leiden. Es ist wahr, schon beim ersten Begegnen hat ihn Belogradow beleidigt und unterläßt bei keiner Gelegenheit auf ihn zu sticheln; ein paar Mal ist der Fürst so aufgefahren, daß der Vater Mühe hatte, den Streit zu dämpfen. Jetzt ist dieser unausstehliche Prahlhans abgereist, und bei uns geht Alles ruhig zu. Die Mutter hat manchmal viel mit der Wirthschaft zu thun, und läßt mich mit dem Fürsten allein; wie unterhalten uns ganze Stunden: das Eigenthümliche seiner Rede, seiner Urtheilsweise gefällt mir ungemein, er ist recht klug, und unsere Damen nennen ihn schön. Ich finde auch, daß er nicht häßlich ist; aber welche Augen hat er, Daschinka ... ich kann Dir ihren Ausdruck nicht wiedergeben, ich kann mich gar nicht an sie gewöhnen! Und wie sie mich ansehen! .... In diesem Moment bin ich allein in meinem Zimmer und fühle, daß mir die Wangen glühen bei der bloßen Erinnerung an diesen Blick. Zehnmal des Tags geschieht's, daß ich, mit meiner Arbeit beschäftigt, gar nicht zu ihm hinsehe, kaum aber heftet er auf mich seine schwarzen, feurigen Augen, so fühle ich gleich diesen Blick, auch wenn ich ihn nicht sehe; mir wird so heiß, als ob die Mittagssonne mir gerade auf den Kopf schiene, als ob zwei Kohlen Funken in meine Seele sprühten. Ich setze mich dann ans Klavier, um meine Unruhe loszuwerden, spiele, singe, und der Fürst hört mich immer so aufmerksam .... es scheint, daß er ein großer Freund der Musik ist. Zuweilen kommt mir ein Gedanke ... doch ich suche ihn mir schnell zu vertreiben .... Nein, da

sei Gott vor! Frage mich nicht, was das für ein Gedanke ist, ich wage es mir selbst kaum zu gestehen. Leb wohl, Liebchen, man ruft mich."

Wieder verging ein Monat. Dschellaleddin schloß sich mit jedem Tage fester an Ludmillen; es wurde ihm schwer, seine Leidenschaft zu bergen. Mehr als einmal, wenn er mit dem Mädchen allein blieb, wollte sein hoffnungsloses Gefühl ausströmen, aber eine unwillkürliche Aengstlichkeit bemächtigte sich seiner — er schwieg. Und Ludmilla? Die konnte über ihre Empfindung sich selbst keine Rechenschaft geben und nahm sich auch nie die Mühe, sie zu analysiren. Die schweigende, ehrfurchtsvolle Anbetung des schönen Muselmannes schmeichelte ihrer Eitelkeit, das Ungewöhnliche des Verhältnisses reizte sie, sie dachte an gar keine Folgen, und die Frage: „was soll daraus werden?" kam ihr nie in den Sinn. Das Vergnügen, welches sie darin fand, den jungen Andersgläubigen zu sehen, mit ihm zu sprechen, an seinen Blicken und Worten sich zu berauschen, hielt sie nicht für Liebe. Und die Liebe selbst schien ihr ja nur ein Blümchen, das man aus einem Boden in den andern verpflanzen kann, mit dem man spielt, an dessen Wohlgeruch man sich labt und das man nachher zerpflückt und zum Fenster hinauswirft. Das unerfahrene Mädchen ahnte nicht, daß in diesem Kelch, unter diesen zarten Blättchen nicht selten ein Gift verborgen ist, das, während man mit der Blume spielt, in die Poren eindringt und, ehe man's inne wird, seine verderbliche Wirkung übt. So lange der Fürst nicht ausdrücklich von Liebe sprach, forschte Ludmilla nach nichts und setzte ge... das harmlose Spiel fort, das für sie allen Reiz der Neuheit hatte.

Woran aber dachten damals die Eltern? werden strenge Leser fragen. Der Vater dachte an die Fronte, an Pferde — seine Frau bekümmerte sich überhaupt mehr um den Putz der Stieftochter, als um deren Aufführung. Zudem schien ihr ein bischen Koketterie gar nicht zu verwerfen, am wenigsten gegen den Fürsten, dem nur die christliche Religion fehlte, um ein wünschenswerther Freier zu sein. Und aufrichtig gesagt, dieser Gedanke nahm Anissia Iwanowna schon sehr ein. Nach den genauesten Erkundigungen mußte der Fürst von seinem Vater zwei große Güter erben, einige Gärten im Katschin'schen Thale, dem fruchtbarsten von ganz Rußland, Häuser in Bachtschissarai und Kaffa; das war nur das immobile Vermögen; und wieviel besaß der alte Fürst an baarem Gelde und Kleinodien! Hatte er doch nicht umsonst bei den Chanen der Krim die ersten Stellen bekleidet! Die Religion freilich ist ein wichtiger Punkt — aber wird denn der verliebte junge Mann sich nicht zu einem Religionswechsel entschließen aus Liebe zum Mädchen? Dann fallen ja alle Hindernisse von selbst weg, und ihre Stieftochter wird eine reiche, sehr reiche Fürstin — wenn auch eine tatarische Durchlaucht, aber das hat doch immer einen guten Klang. Eines Abends, als Frau von S. im Garten Früchte sott, der Brigadier im Zimmer sich mit dem Fürsten unterhielt und Ludmilla wie gewöhnlich an der Stickerei saß, erschien auf einmal Belogradow.

— „Wichtige Neuigkeiten! wichtige Neuigkeiten!" rief er schon im Vorsaal. „Krieg!"

„Mit wem? wofür?" fragte der Brigadier.

— „Mit den Türken. Der Divan hat schon längst sich an unserm Gesandten Bulgakow mit vielen albernen Forderungen gerieben und zuletzt, am siebenten August, ihn in das Schloß mit sieben Thürmen eingesperrt. Das wird natürlich Rußland nicht so hingehen lassen . . Prächtig! Wir bekommen Krieg! einen Feldzug!"

„Sehen Sie, das sind Märchen!“

„Wo denken Sie hin? Ich komme eben aus dem Hauptquartier; man hat Depeschen erhalten ....“

„Nun, aber jedenfalls bekommen wir doch keinen Krieg, man wird doch die Krim nicht ohne Truppen lassen .....“

Der Brigadier hielt inne, wahrscheinlich fürchtete er, seinen Gast durch Argwohn zu beleidigen; aber der windige Belogradow fuhr fort:

— „Ja, da haben Sie Recht! Die Kinder Mahomed's sind doch alle mit einander verwandt; gelt, sie rühren wieder einen Brei ein.“

„Peter Galaktionowitsch!“ ....

— „Schade wahrlich, daß man den guten Vorsatz unausgeführt läßt, diese ganze Sippschaft aus Europa zu vertreiben! Wie lange noch sollen die Barbaren das schönste Eckchen der gebildeten Welt einnehmen?“

„Peter Galaktionowitsch, so halt doch's Maul!“ ...

— „Wahrhaftig, man sollte eine Art Kreuzzug bilden, die Türken überfallen und die Muselmänner alle erwürgen, dann ist Konstantinopel unser. Hurrah! was gäbe das für Gewinn, welche Kostbarkeiten .... und schöne Mädchen, schöne Mädchen! Herrlich! ich bin der Erste, der unter die Kreuzfahrer tritt!“

„Pfui, ist das ein Schwätzer!“ murrte der Brigadier und winkte Belogradow, indem er mit den Augen auf den Fürsten hindeutete.

Da erscholl von dem benachbarten Minaret der Ruf des Muezzim zu dem Abendgebete; der Fürst erhob sich mit finsterm Gesichte, er sah bald auf den Brigadier, bald auf Ludmillen und warf Belogradow drohende Blicke zu.

— „Mit wem soll man da Umstände machen!“ sagte der Windbeutel halblaut. „Uebrigens ist's gerade Zeit, daß er sich wäscht und zu Allah betet ....“

„Herr Leutnant!“ rief der Fürst und faßte ihn hef-

tig am Arme: „Wer von uns Beiden mehr Ursache haben wird, für sich zu beten, das weiß Gott; unterdeß aber beliebt's Ihnen nicht, eine Waschung anderer Art zu vollziehen nach Ihrem, nach europäischem Brauch?"

Belogradow war bestürzt von dem unerwarteten Angriff.

— „Was soll das? was wollen Sie von mir?"

„Einen Beweis der Tapferkeit von dem künftigen Kreuzfahrer! Wir wollen sehen, ob Ihre Kugel auch so gut trifft, wie Ihre Zunge scharf ist."

— „Ein Duell? mit einem Tataren! .... Das wäre noch schöner! Das Edict vom 21. April verbietet die Duelle ...."

„Sie entziehen sich? Ich schwieg aus Achtung gegen dieses Haus, als Sie meine Vaterlands- und Glaubensgenossen schmäheten; nun hatten Sie Lust mit mir, mit meiner Person zu spielen — es wäre unehrenhaft, die Fortsetzung des Spiels abzulehnen."

Der Brigadier legte sich ins Mittel, er suchte den Zorn des Fürsten zu besänftigen und Belogradow zu bewegen, daß er um Entschuldigung bitte.

„Als ob diesen Schimpf irgend eine Entschuldigung tilgen könnte!" versetzte der Fürst. „Gleich beim ersten Begegnen hat dieser Herr sich frech gegen mich benommen; ich konnte ihm die bedachtlose Unart noch verzeihen, nun aber scheint's, hat er mich für immer zur Zielscheibe seines Witzes gewählt .... Wissen Sie, daß tausend Andere an meiner Stelle ihm mit dem letzten Spottworte die Seele von der Zunge gerissen hätten? Ich will Ihre Schwelle durch keinen Mord beflecken, aber entgelten muß er mir die Beleidigung — nach Ihrer Sitte; der Herr Leutnant kann nicht, darf meine Herausforderung nicht zurückweisen."

Alles Zureden des Brigadiers blieb vergeblich; der Fürst loderte. Belogradow wollte sich weder zum Duell

verstehen, noch den Tataren um Entschuldigung bitten. Der Hausherr fürchtete die Folgen und zog den Beleidiger auf ein paar Worte ins andere Zimmer. Ludmilla bebte und weinte.

Der Fürst that rasch einige Schritte, stieß plötzlich fast an sie an und blieb stehen.

„Sie hier? Sie haben Alles gehört?" sprach er verlegen. „Warum diese Thränen? Ihnen ist bange? um ihn? . . . ." setzte er schnell hinzu.

— „Ach nein, Fürst! . . . Aber ein Duell — das ist schrecklich! Einer fällt, der Andere kommt in Sibirien um, wir verlieren Sie . . . Sie beide . . . . und welche fürchterliche Erinnerung wird dieser Tag meinem ganzen Leben zurücklassen — wie schlecht lohnen Sie uns unsere Gastfreundlichkeit!"

„Sie bitten für ihn?" entgegnete der Fürst schroff.

„Nein, nicht für ihn! Für mich, für die Ruhe meines Vaters . . . . Fürst, ich beschwöre Sie, willigen Sie in eine Versöhnung! Ich habe in meinem Leben noch Niemand um etwas gebeten . . . . ich kann nicht bitten . . . . Sie sehen, die Thränen wollen mich ersticken!"

„Aber warum diese Thränen? diese Angst? Sie lieben ihn?" Dabei bohrte er in Ludmillen seinen durchdringenden Blick.

Ludmilla hob den Kopf in die Höhe.

— „Ihn? Belogradow? Ich habe ihn nie geliebt, und jetzt hasse ich ihn!"

Der Fürst machte eine Bewegung; ihr schien's als wolle er gehen. Außer sich faßte sie ihn bei der Hand; er erbebte, drückte ihre Hand an seine Brust, an seine Lippen . . . . Vergebens suchte sich Ludmilla loszumachen. Die Lippen des Tataren blieben wie angewachsen an der Hand des jungen Mädchens.

— „Fürst, wenn Ihnen irgend etwas auf der Welt

theuer ist, wenn Sie etwas lieben, so beschwöre ich Sie dabei, lassen Sie von Ihrem blutigen Streit ab!"

„Ob ich etwas liebe, Ludmilla? . . . O, ich liebe, liebe! mehr als meine Ehre, als meine Ruhe! Sagen Sie, was soll ich thun, fordern Sie: in diesem Augenblicke könnte ich meinem Feinde mich zu Füßen werfen . . . ."

— „Gehen Sie auf eine Versöhnung ein!"

„Auf alles in der Welt! Man nenne mich feig, wie man will . . . . ich verzeihe jede Beleidigung um Ihretwillen, Ludmilla, um Ihretwillen! Und noch fragen Sie mich, ob ich etwas liebe, mich, der keine andere Freude kennt und keine andere Sonne als Sie! . . . . Man kommt — Ludmilla, gedenken Sie . . . ."

Der Brigadier trat ins Zimmer, hinter ihm Belograbow. Der Fürst ging mit schnellen Schritten auf den Alten zu und reichte ihm die Hand.

„Sie wollen mich mit diesem Herrn aussöhnen," sagte er — „gut, es sei. Sie bitte ich, mir die Unannehmlichkeit zu Gute zu halten — seine Entschuldigung brauche ich nicht."

Eilends trat er aus dem Zimmer und ließ Alle in Erstaunen zurück.

Einige Tage darauf schrieb Ludmilla, die Niemanden sonst ihr Herz zu eröffnen wagte, wieder an ihre einzige Freundin Daschinka:

„Es ist also wahr, es ist eingetroffen, woran der bloße Gedanke mich beben machte! Er liebt mich, der Tatare liebt das Christenmädchen, die Russin! Mir graut, Daschinka, meine Hand zittert, indem ich diese Zeilen schreibe. O, daß ich ihn nicht gleich gemieden, als ich ihn kennen lernte! Ich hielt es nicht für möglich, daß er unsern Religionsunterschied vergessen könnte; ich dachte nicht, ich glaubte nicht . . . . Warum hat er so deutlich ausgesprochen, wovon ich nichts hätte wissen mögen, nichts hätte hören sollen! Wie inbrünstig habe ich zum Allmächtigen gefleht, daß er diesen Kelch an mir vorübergehen

lasse, als ich kaum eine Ahnung von dem Gefühle des Fürsten hatte. Und nun, wie soll ich zu ihm beten, wie meine Seele zu ihm wenden, in der, ich fühle es, schon eine heillose Gegenliebe keimt! Ach, durch welches Streben kann ich diese vernichten, mit welchen Thränen wasche ich die Spur meiner Sünde ab! Nicht wahr, mein Engel, Du fürchtest Dich jetzt vor mir, Du liebst mich nicht mehr? Nein, Daschinka, noch bin ich Deiner Freundschaft würdig. Ich stehe allein, ganz allein, ich habe Niemand, der mich warnt, den ich um Rath bitten kann — aber mein Entschluß ist unwandelbar, ich sehe ihn nicht wieder! Ach, warum mußte er unter dem Zeichen des Halbmondes geboren werden, und nicht unter dem des strahlenden Kreuzes! Doch das ist nicht zu ändern. Ich sehe ihn nicht wieder!"

Ludmilla hielt Wort. Sie schützte Krankheit vor, schloß sich auf ihre Stube ein, die sich im Hause oben in einer Art Halbgeschoß befand, und kam nicht mehr ins Gastzimmer. Auf alle Nachfragen erhielt der Fürst nur die eine Antwort: „Sie ist krank." Vater und Stiefmutter belogen ihn nicht, denn sie glaubten selbst, daß Ludmilla krank sei, so sehr hatte sie sich verändert, seit dem Tage, als zum ersten Male das Herz in ihrem Busen aufbebte. Die Frau des Brigadiers, die nichts ahnte, schalt sie mehr als einmal, daß sie sich einschließe, und redete ihr zu, doch nur auf einen Augenblick ins Gastzimmer zu kommen. „Der Fürst fragt nach Dir, der Fürst möchte Dich sehen." Aber nichts konnte Ludmillen in ihrem festen Entschlusse wankend machen. Sie verließ ihre Zelle nicht, sie litt — das arme Kind! — litt, betete und schwieg, während Anissia das — verlarvte Fieber mit Hausmitteln curirte.

Vergebens besuchte der Fürst regelmäßig des Mor-

gens und Abends den Brigadier, vergebens ritt er zehnmal den Tag an dessen Fenstern vorbei, und strich fast ganze Nächte um das Haus herum, in der Hoffnung, vielleicht einen Blick zu erhaschen, einen Ton ihrer Stimme, oder wenigstens die Umrisse ihres trauten Gesichtes durch den Vorhang zu erkennen. Ludmilla zeigte sich nicht. Der Fürst sehnte sich nach ihr mit dem ganzen flammenden Gefühle eines Orientalen, der in der Liebe wie im Haß keine Grenzen kennt. Wie lange war's her, daß er die Russen gehaßt? Und nun? Jetzt liebte er nicht allein Ludmillen, er liebte ihren Vater, ihre Stiefmutter, jeden, der ihr nahe stand. Ihn rührten weder die Vorwürfe seines Vaters über sein häufiges Ausbleiben, noch die Besorgnisse der Mutter über die Blässe und den Gram des geliebten Sohnes; er stumpfte sich gegen Alles ab, was seiner Ludmilla fern war.

Drei Wochen darauf begaben sich die Tataren nach dem Abendgebete in ihre Wohnungen; die Moschee war leer, die Heerden kamen von der Weide, es dämmerte. Der Mullah und einige der angesehensten Edelleute aus Kargapul versammelten sich bei Tschagir-Agadur. In einer Ecke des Gartens unter einem Haselbusch wurde auf einem kleinen Rasenplatz ein Teppich ausgebreitet, auf einen niedrigen mit Schnitzwerk und Perlmutter verzierten Tisch setzte man einen Präsentirteller mit Sorbets, die Gäste lagerten sich im Kreis, stellten eine ganze Reihe langer Pfeifen auf und begannen den orientalischen Nectar, starken, schwarzen Kaffee zu schlürfen. In ehrerbietiger Entfernung standen einige Diener; unweit davon blinkte in den Gebüschen das Kleid eines Mädchens, welche mit Holzkugeln spielte, sie über das Gras rollend. Die Unterhaltung fing, wie gewöhnlich, mit Schweigen an; die Gäste bliesen um die Wette graue Dampfwirbel empor; darauf begann das Gespräch mit Klagen über die Theuerung, die schlechten Zeiten: leise wurde auf die Russen geschimpft.

„Mächtig ist der Geier in der Luft," sagte Tschagir-Agadur bedeutsam, „aber es giebt einen Vogel, der auch ihn bezwingt."

— „Segne Dich Allah für Deine gute Prophezeiung, Agadur!" rief der graubärtige Mullah im weißen Turban, der Weisheitstiara der Muselmänner. „Aber wo ist dieser Vogel? Es wäre Zeit, daß er die Schwingen ausbreite!"

„Er hat auch schon die Krallen geschärft; wißt Ihr denn nichts?"

— „Was denn? was?"

„Der Pascha hat Rußland Krieg erklärt."

— „Groß ist Allah und Mahomed sein Prophet! Nun, willst Du nach der Türkei flüchten, oder wirst Du Deinen Sohn hinschicken?" fragte der Mullah.

„Allah erleuchte Deinen Verstand, Abdulmelech! Weißt Du denn nicht, daß die Türken mir schon meinen ältesten Sohn gefressen haben? Nein, ich rühre mich nicht vom Flecke, bis ...."

— „Aber wo ist denn Dein Sohn, Agadur?" fragte einer der Gäste. „Schon mehr als zwei Monate hört und sieht man ihn nicht. Was ist mit ihm?"

„Wer kann das menschliche Herz durchschauen! Ich selbst erkenne meinen Sohn nicht mehr: Tage und Nächte bringt er auf den Bergen zu, schweift im Walde herum, hat schon zwei Pferde zu Schanden geritten, wird mit jedem Tage blässer und magerer, und antwortet gar nicht auf meine Fragen."

— „Schlimm, sehr schlimm!" bemerkte der alte Mullah kopfschüttelnd und streichelte seinen grauen Bart. „Aber weißt Du, was seine Seele verlangt? .... Eine Freundin! Seine Zeit ist auch schon gekommen, bedenke doch, er geht ins einundzwanzigste Jahr."

„Freilich, Du hast Recht. Aber wo finde ich die Perle, die meines Dschellaleddin würdig ist?" versetzte

der Fürst mit väterlichem Stolze. „Zeige mir das Meer, in welchem man sie fischen kann!“

— „Bei allen Propheten schwöre ich Dir, Fürst, Du bist zu hochmüthig! Noch sind nicht alle Rosen Bachtschissarais verdorrt, noch sind nicht alle Schönen ausgestorben im Lande der Rechtgläubigen! Hast Du die Tochter des Fürsten Chadschi gesehen? Nicht? Nun, wo könnte wohl Dein Sohn eine bessere Braut finden!“

Der Gedanke, Dschellaleddin zu verheirathen, gefiel dem Greis; er ließ sich in Nachfragen nach der vorgeschlagenen Braut ein, und sämmtliche Anwesende wandten sich diesem Gegenstande zu.

Eine halbe Stunde später hörte man Getrampel auf der Straße, und ein müdes Roß, ganz mit Schaum bedeckt, sprengte in den Hof. Dschellaleddin schwang sich vom Pferde, warf den Zügel in die Hände des ihm entgegeneilenden Dieners, und matten Blickes, gesenkten Hauptes ging er in den Garten.

„Hat den Rappen gehörig abgehetzt, und ihn nicht einmal gestreichelt, nicht einmal einen Blick auf seinen Liebling geworfen . . . was geht mit unserm Fürsten vor!“ sagte der Tatare, welcher das schnaubende Roß im Hofe umherführte, zu seinem Kameraden.

— „'s sieht schlecht aus!“ erwiderte der Andere, und Beide begannen heimlich mit einander zu sprechen.

Als Dschellaleddin im Garten die Stimmen der Anwesenden hörte, trat er nach einer entfernten Seite und warf sich erschöpft auf eine steinerne Bank. Es war ihm so trübe und schwer ums Herz! Kein einziger freundlicher Stern glänzte an seinem Horizont, kein einziger, wärs auch nur augenblicklicher Trost erhellte das Dunkel seiner Hoffnungslosigkeit. Die Dämmerung erglühte und erlosch, Tage und Wochen sanken in die Ewigkeit — aber Ludmilla ließ sich nicht sehen. Jeden Tag eilte er zu ihr mit einem Funken Hoffnung, und

jedesmal übergoß die Antwort: „sie ist krank,“ diesen Funken wie eine kalte Welle.

Das Haupt auf die Hand gestützt, saß Dschellaleddin unbeweglich; er erlag der Gewalt seiner Liebe, und entflammte sie nur noch immer mehr, indem er alle Reize seiner Unsichtbaren sich ins Gedächtniß rief. Der Thor! er fachte die Kohlen an, die in seinem Herzen lagen, und mußte dann blutige Thränen weinen vor brennendem, unerträglichem Weh. — Früher, wenn er mit seinen Gedanken allein war, tauchte er in der süßen Lust üppiger Phantasieen; jetzt, da ihn die Wirklichkeit arm gemacht, fand er einen Genuß in seinem Kummer, einen Genuß, den er nicht um alle Schätze des Orients mit seiner frühern Ruhe vertauscht hätte.

Der Mond war hoch aufgegangen, die Gäste hatten längst den Garten verlassen, und im Dorfe verstummte Alles. Dschellaleddin aber erhob sich noch immer nicht von der Bank am Bache. Er zählte die Stunden nicht mehr, seit seine Augen ihres Lichtes beraubt waren, seine Seele ihrer Nahrung; die Zeit war für ihn auf einem Punkte stehen geblieben, und schien ihm ein Ocean ohne Bewegung und ohne Leben. Es rauschte leise in den Büschen, er hörte es nicht. Ein weißer Schleier blinkte durch das Dunkel und wallte dicht vor ihm; seine Augen hafteten düster am Boden.

„Wieder traurig und allein!“ rief eine zarte Kindesstimme. „Hat denn die Freude auf ewig Deine Seele verlassen, Dschellaleddin?“

— „Ah, Du bist's, Emina!“ sagte der Fürst, als er seine Nichte gewahr wurde. „Guten Abend, mein liebes Kind, hast Du Dich heute recht vergnügt?“

„Emina kann sich nicht vergnügen, wenn die Ihrigen weinen.“

— „Wer weint denn?“

„Du, Dschellaleddin.“

— „Ich? .... Du irrst Dich, Emina; meine Thränen hat Niemand gesehen.“

„Ist Dir darum leichter, weil die Thränen nicht aufs Gesicht, sondern ins Herz fallen?“

Dschellaleddin schwieg.

„Die Mutter ruft Dich zum Abendessen,“ sagte Emina nach einer Pause.

— „Ich will nicht zu Abend essen.“

„Was soll ich ihr denn sagen?“

— „Daß ich keinen Hunger habe, daß ich schon gegessen — sage ihr was Du willst.“

Wieder vertiefte er sich in Gedanken. Emina ging nicht.

„Weißt Du, Dschellaleddin, Du wirst bald froh werden,“ hub das Mädchen wieder an.

— „Warum das?“

„Heute errieth man die Ursache Deines Kummers, und hat einen Talisman dagegen gefunden.“

— „Errieth man!“ rief Dschellaleddin und sprang von seinem Platze auf. „Wer errieth? wie weißt Du das?“

„Sei nicht böse, Dschellaleddin, ich wollte Dich nicht erzürnen; ich habe mich nur so gefreut, daß ich Dich bald froh sehen werde.“

— „Ich bin nicht böse, Emina, aber erzähle doch, was hat man errathen, wer hat errathen, welchen Talisman hat man gefunden? verhehle mir nichts ....“

„Man will Dich verheirathen — man sagt, eine Frau vertreibt den Gram ....“

— „Verheirathen? mich? mit wem? wann?“

Emina erzählte ihm, was sie von Tschagir-Agadur und den Gästen gehört, als sie unbemerkt in den Büschen spielte.

— „Damit also gehen meine Freunde und Verwandten um! Das gelingt ihnen nicht. Leichter fängt man einen wilden Tiger, als den, der schon im eiser-

nen Käfig gesteckt. Ludmilla, ich muß Dich sehen — ich dringe zu Dir, und wär's durch eine dreifache Mauer! ... Mein Pferd her!“ rief er, eiligst aus dem Garten tretend.

„Wohin so spät?“

— „Gute Nacht, Emina, sage der Mutter, daß sie heute nicht auf mich warte!“

Nach zehn Minuten sprengte Dschellaleddin schon den Weg ins Thal hinab.

Das Frühroth verscheuchte die nächtliche Dunkelheit; ein frischer Septembermorgen weckte die Natur, und gleichzeitig mit der Lerche flatterte Ludmilla hinaus in den Garten. Nur zu dieser Stunde, wo sie Dschellaleddin nicht zu begegnen fürchtete, verließ sie ihr Zimmer, in das sie sich freiwillig eingekerkert. Am Ende der Pappelallee, an dem Abhang des Hügels befand sich eine Gitterlaube, von Weinranken und wildem Jasmin bedeckt. Dahin begab sich Ludmilla jeden Morgen, zu beten, der Erinnerung an ihre Mutter nachzuhängen und zuweilen stillheimlich an ihn zu denken, den ihre Vernunft von ihrem Herzen riß. Dahin eilte sie auch jetzt über den geebneten Pfad. Sie ließ sich auf ihre Kniee nieder und wandte ihre Augen und ihre Gedanken zum Himmel. An diesem Tage flossen mit der Trauer um Jene, welche Schicksal und Pflicht ihr entrissen, eine unerklärliche Bangigkeit und eine geheime Ahnung in ihrer Seele zusammen. Sie betete inbrünstig, in aller Kindesunschuld; ihre Lippen flüsterten kein auswendig gelerntes Gebet, sondern Worte des Herzens, und Thränen rollten ihr leise über das Antlitz. Dschellaleddin stand einige Schritte von ihr, sah sie an und wagte sich nicht zu nähern. Ihm war, als sähe er vor sich eine strahlende Peri, die zur Buße für ein unvorsätzliches Vergehen eine Reuethräne darbringe.

Ludmilla schloß das Gebet, stand auf, setzte sich nachdenklich auf die Bank und lehnte sich mit dem Rücken

an's Gitter. Da rauschte es, und Dschellaleddin trat in die Laube. Sie that einen Schrei und wollte davoneilen.

— „Fliehen Sie mich nicht, um Himmels willen, bleiben Sie! Gott selbst hat sich meiner erbarmt, und gönnte mir diesen Augenblick .... vernichten Sie nicht sein Gnadenwerk!"

Dschellaleddin zitterte bei diesen Worten; in seinem Auge glänzte es wie eine Thräne. Ludmillen that das Herz weh, als sie die Blässe auf dem leidensvollen Gesichte des Jünglings sah. Sie blieb, und ließ sich von Neuem auf die Bank nieder.

Einen ganzen Monat hatte Dschellaleddin, auf den Augenblick des Wiedersehens harrend, sich umhergetrieben, wie ein Verbannter, welchem der Weg zu allem Heimischen und Trauten verschlossen ist, und nun er denselben erharrt, stand er lautlos vor Ludmillen, als hätte er die Gabe zu denken und zu sprechen in ihrer Gegenwart verloren. In solchen Fällen weiß das Weib, sie mag noch so jung und unerfahren sein, immer schneller den Faden eines Gespräches zu finden. Ludmilla war denn auch die erste, welche das peinliche Schweigen unterbrach.

— „Ich bin noch in Ihrer Schuld," begann sie leise, „ich habe Ihnen noch nicht gedankt .... erinnern Sie sich? vor einem Monat .... für Ihre Nachgiebigkeit ...."

„O, ich erinnere mich wohl! Was hätte ich damals nicht für Sie gethan? ... und jetzt, und immer .... Ludmilla, wissen Sie, seit ich Ihre Stimme gehört, seit ich Sie zum ersten Male erblickt, hat mein Wille, meine Besinnung, meine Vernunft, alles hat mich verlassen! Nur der Wunsch ist mir geblieben, Sie jeden Augenblick zu sehen. Sie sind für mich eine Blume Dschinnets geworden, an der ich Jahrhunderte lang mich ergötzen könnte, ohne von der Stelle zu gehen. Mein

Haß gegen die Russen, mein Rachedurst, alles, was ich mit der Muttermilch eingesogen, was meine Kräfte genährt — alles ist zerronnen unter den Strahlen Ihres Blickes. Dieser Blick entflammt mir die Seele, er brennt in mir Tag und Nacht, heller als die Sonne, und er wird mich verbrennen, er wird mich verderben! .... Ich weiß," fuhr er nach einigem Schweigen fort, „Sie scheuen sich vor dem Muselmann, Sie hassen den Andersgläubigen ... So heile mich denn, Zauberin, löse Deinen Zauber ... oder gieb Dich mir hin! Ich kann es nicht länger tragen, der Gram zernagt mir das Herz .... es kann nirgends, an nichts Freude finden. Für mich giebt es keine Schönheit mehr auf der weiten Welt, keine Houris im Paradiese, außer Dir .... Ludmilla, Ludmilla!"

Er fiel wie wahnsinnig zu ihren Füßen, küßte ihre Kniee, den Saum ihres Kleides.

— „Stehen Sie auf, Fürst, fassen Sie sich wenigstens einen Augenblick, hören Sie mich an!" sagte das junge Mädchen, alle ihre Geisteskraft zusammennehmend. „Ich weiß nichts von Zauber, kann ihn nicht schaffen noch lösen .... mein Zauberspruch ist — Gebet, doch er hat nur über mich Gewalt. Ich scheue mich nicht vor Ihnen, ich verachte Sie nicht wegen Ihrer Religion noch Ihrer Abstammung; aber sie haben zwischen uns eine Scheidewand aufgerichtet, die keine Liebe umwerfen kann — so falle denn vor ihr die Liebe! Fürst, suchen Sie keine Zusammenkunft mit mir, fliehen Sie, reisen Sie nach der Türkei, nach Rußland, wohin Sie wollen! Sie werden mich vergessen, und dann findet sich für Sie auch auf dieser Welt noch manche Schönheit, noch viel Köstliches ...."

„Eher magst Du der vom Blitz verbrannten Eiche neues Grün versprechen, als mir eine Freude ohne Dich! ... Wenn Du nur mit dem hundertsten Theile meiner Liebe mich liebtest, so zerrisse diese Scheidewand

wie Spinnengewebe .... Für mich giebt's keine Hindernisse auf dem Wege, der zu Dir führt: ich steige ihn hinauf, und ging' er in den Himmel, ich steige ihn hinunter, und ging' er in den Abgrund — kann ich nur Dich finden, Du meiner Seele einziges Leben! kann ich nur an Deinem Herzen ausruhen! Willst Du die Ceder anklagen, daß sie auf dem Libanon wuchs und nicht auf den Schneegefilden Deiner Heimat? Was kann ich für meine Abkunft? Ich habe in Dir die Russin vergessen, so vergiß Du in mir den Tataren .... Aber Du liebst mich nicht! Sprich es aus, Ludmilla, ich will es aus Deinem Munde hören; besser, Du vernichtest mich mit einem Streich, als daß Du jeden Tag mir einen Tropfen Gift ins Blut gießest ...."

Ludmilla weinte und schwieg.

„Du liebst mich nicht, wirst mich niemals lieben können? In Deinen Augen bin ich ein Thor, ein verachteter Tatare? So sprich doch, sag' es! .... Noch fehlen mir nicht alle Mittel zur Heilung ...."

Er sah sie mit durchbohrenden Blicken an und preßte seine Hand an den Griff des Dolches.

— „Ach, Gott, mein Gott, wie hart prüfst Du mich! ... Schonen Sie mich, Fürst, quälen Sie mich nicht! ... Sehen Sie denn nicht, wie viel ich gelitten, seit ich mich von Ihnen zurückzog. Tausendmal hat es mich gedrängt, das Gelübde zu brechen, welches ich in einem Augenblick der Reue abgelegt .... ich ... ja, ich liebe Sie, Dschellaleddin ... und doch bitte ich Sie, lassen Sie mich, fliehen Sie mich ...."

„Ludmilla! meine Seligkeit!" rief in Entzücken der Tatare; „Du liebst — Du sagst es ...."

Seine Stimme stockte; die Freude hatte ihn so plötzlich überstürmt, daß sein Herz, lange nur an Kummer gewöhnt, sie nicht fassen konnte. Ludmilla hatte, wie ein Himmelsbote, mit einem Hauch die Finsterniß zerstreut, und das ganze Dasein des Jünglings mit Regen-

bogenglanz umzogen. In glühender Begeisterung dankte er ihr, und bat sie, das Wort zu wiederholen, welches ihm mehr als das Leben geschenkt — die Lebensfreudigkeit.

— „Freuen Sie sich nicht, Fürst," sagte Ludmilla traurig, und zog ihre Hand aus der seinigen. „Ich... liebe Sie, aber ich wiederhole meine Bitte, entfernen Sie sich! Die Vorsehung hat es gewollt, daß wir getrennt den Lebensweg gehen, und getrennt müssen wir ihn zurücklegen."

„Was soll das heißen?" fragte der junge Mann verwundert.

— „Daß ich als Christin nicht die Frau eines Muselmannes sein kann, als Russin einen Mann nicht lieben darf, der seinen Haß gegen Rußland nicht einmal verhehlt."

„Wozu also hast Du mir das Paradies erschlossen? Darum etwa, daß ich meinen Sturz auf die Erde nur noch heftiger fühlen soll?... Nein, so spielt man nicht mit einem Menschen! Du sagtest, daß Du mich liebst; mit diesen Worten hast Du Dein Schicksal an das meinige gebunden, und uns trennt nur das Schwert Asraïls."

— „Mein Schicksal kann nur an das eines Christen gebunden sein," sagte Ludmilla mit Entschiedenheit, und setzte leise hinzu, als wagte sie nicht ihren Gedanken vollständig auszusprechen: „und kann Dschellaleddin nicht auch ein Christ sein?"

„Ein Christ!" wiederholte er mit Staunen und ließ ihre Hand los. „Was forderst Du von mir? Ein Verräther, ein Abtrünniger!... weißt Du, wie fremd diese Worte meinem Ohre klingen? wie schwer, wie peinigend sie mir aufs Herz fallen?..."

— „Fürst!...."

„Abfall vom Glauben!" rief Dschellaleddin, und sein Gesicht, über welches die Leidenschaft stürmte, Kum-

mer und ein Strahl plötzlicher Hoffnung sich kreuzten, nahm den Ausdruck stolzen Ernstes an. „Denkst Du etwa, mir ist meine Heimat nicht so theuer, mein Glaube mir nicht so heilig, wie der Deinige Dir? Weißt Du nicht, daß ein Kreuz an der Brust eines Tataren sie zum Ziele von hundert Dolchen macht? daß die Hand des leiblichen Vaters nicht zittern wird, das Herz aus der Brust des verrätherischen Sohnes zu reißen? . . . ."

— „Verzeihen Sie, Fürst, das war ein thörichter Gedanke . . . . Lassen Sie uns scheiden."

„Bleib! bleibe! . . . Nein, zur Trennung von Dir reicht meine Kraft nicht aus . . . ein Augenblick ohne Dich ist mir fürchterlicher, als die Dolche der ganzen Welt . . . O warte, gieb mir Zeit, daß ich mich beruhige, zur Besinnung komme! . . . . Ludmilla! Abfall vom Glauben! . . . ."

Er griff sich mit beiden Händen nach dem Kopfe, und ging mit raschen Schritten in der Laube auf und ab; ein heftiger Kampf sprach sich in jedem Zuge seines Gesichtes aus — endlich blieb er vor Ludmillen stehen.

„Es ist ein hoher, ein unberechenbarer Preis, um den ich Dich erkaufen soll, aber auch meine Liebe zu Dir ist maßlos. Um Deinetwillen kann ich die Meinigen, das Land, das mich geboren, verlassen, meinen Ruhm den Hunden preisgeben, den argen Verleumdern; nur eins verlange nicht von mir, mein Gewissen kann ich nicht verkaufen! . . . . entschließe Dich mit mir zu fliehen, wir gehen nach Rußland; mit der Zeit kannst Du die Verzeihung und den Segen des Vaters Dir erbitten; mir allein bleibt der Weg zur Heimat und zu den Herzen meiner Eltern versperrt. Um Deinetwillen werde ich Russe; nie will ich durch irgend eine Handlung oder ein Wort Deine Religion verletzen, nie gebe ich Dir ein Lebenszeichen der meinigen: nur for-

sche nicht in meinem Herzen, nur verlange nicht die Taufe von mir!"

— „Wird aber mein Gewissen mir nicht jeden Augenblick vorhalten, daß ich einem Mahomedaner angehöre? Wozu das Leben des Vaters vergiften, ihm entfliehen, da ich weiß, Dschellaleddin, ganz bestimmt weiß, daß er uns seinen Segen geben wird, wenn Sie sich von Mahomed lossagen! Der Tadel Ihres Volkes aber und Ihrer Verwandten wird Sie gleichermaßen treffen, ob der Verdacht derselben gegründet sein wird oder nicht; was also hält Sie zurück?"

„Ich habe wohl gehört, daß man in Euerm gebildeten Europa alles für Andere thut, aus Furcht vor dem Urtheil der Menschen. Ich kenne diese Art nicht. Mein Gericht ist in meiner Seele, und ein einziger Vorwurf meines Gewissens gilt mir tausend Mal mehr, als aller Tadel des Volkes. Bedenke Du selbst, Ludmilla, könntest Du Dich auf die Gewissenhaftigkeit, auf die Ehre eines Menschen verlassen, der seinem Glauben, allem, was er als Heiligthum zu ehren und zu lieben gewohnt war, treulos geworden? Ludmilla, ich könnte Dich täuschen, aber Lüge ist mir verhaßt .... Was geht Dich meine Religion an, da Du allein meine Gottheit sein wirst, und Dein Wille mein Gebot .... Wir lassen uns in irgend einem Winkel Rußlands nieder. Du wirst blühen wie eine Rose in den Gärten Stambuls, unter der Hut meiner Liebe — nie hat ein Sterblicher das Glück erfahren, das unser Loos sein wird. Ludmilla, Du willigst ein? .... Du giebst Dich mir hin? —"

Ludmilla erhob sich mit unglaublicher Anstrengung und that einen Schritt nach der Thüre. Die Liebe des Trauten und die ihres eigenen Herzens zerrissen ihre schwache Brust. Thränen versetzten ihr den Athem, sie wandte ihre Augen von dem Fürsten ab, und sprach schnell, als fürchtete sie, daß ihr die Kraft versagen

würde, ehe sie ihre Rede geendet: „Ihr Edelmuth flößt mir Bewunderung ein; jetzt wiederhole ich Ihnen, ohne zu erröthen, daß ich Sie liebe, liebe mit ganzer Seele — doch wir sehen uns nicht anders, als am Altare der christlichen Kirche!“

Bevor sich noch der Fürst sammeln konnte, war Ludmilla entschwunden. Er wollte ihr nach, aber oben auf der Anhöhe zeigte sich der Brigadier in seinem Morgenrock; er war hinausgetreten, frische Luft zu schöpfen, da stürzte die Tochter besinnungslos an seine Brust.

„Sie hat mich getäuscht!“ rief Dschellaleddin außer sich. „So seid denn verflucht, Ihr Giaurs! Verflucht die Stunde, in welcher Deine Stimme mein Ohr traf!“

Er eilte aus der Laube, und einige Minuten später sprengte er am Garten vorbei, so schnell, daß die Hufe seines Rosses kaum den Boden zu berühren schienen, und von dessen Weichen das Blut floß unter den scharfen Sporen des Reiters.

„Da seh' mal Einer! verkauft ihnen Pferde,“ sagte der Brigadier mit väterlichem Antheil, „aus dem besten machen sie in einem Monat ein Gerippe! Und wo jagt er hin, als ob ihm der Teufel auf dem Nacken säße?“

Am selben Tage gegen Abend ging der Brigadier in dem Zimmer seiner Gattin auf und ab, räusperte sich, blieb stehen, wollte sprechen und schwieg.

„Hast wohl den Husten, Vater? Da wär's gut, Du tränkest Wachholdersaft mit Honig oder Fliederthee.“

— „Nein, Anissia Iwanowna, mir fehlt nichts; aber höre, ich komme mich überwunden zu erklären — Du hast doch Recht gehabt!“

„Worin denn?“

— „Du erinnerst Dich doch, worüber wir vorgestern gestritten .... nun, wegen des Fürsten Dschellaleddin ....“

„Ah! er hält also an?“

— „Er hat nicht geradezu angehalten; er weiß ja selbst, daß, so lange ein Turban sein Haupt bedeckt, es keiner einzigen Christin einfallen wird, ihn unter ihre Freier einzutragen. Die Sache aber steht so . . . .“

Er erzählte seiner Frau alles, was er am Morgen von Ludmillen gehört; Frau von S. schüttelte den Kopf.

„Das will mir gar nicht gefallen! Ueber die Mädchen! Alles halten sie in sich, und anstatt sich von älteren Leuten belehren zu lassen, machen sie lauter dummes Zeug. Es that wol recht Noth, sich vor ihm zu verstecken und ihn aus dem Hause zu vertreiben! Im Gegentheil, sie mußte sich so oft als möglich zeigen, singen, spielen, um ihn nur recht zu fesseln, dann würde er den Turban schon selbst abwerfen. Bedenke doch, einen solchen Freier muß man mit Laternen suchen.“

— „Allerdings, versteht sich; auch mir gefällt er ungemein. Wenn er sich aber durchaus weigert, unsere Religion anzunehmen, dann freilich ist nicht an ihn zu denken.“

„Possen, Väterchen, er wird sich weigern, und fügt sich zuletzt doch — mit der Liebe spaßt sich's nicht.“

— „Wie nun aber, wenn der Vater in Zorn geräth und ihn enterbt?“

„Sei unbesorgt, es ist der einzige Sohn; und wenn auch, sobald der Fürst sich zu unserm Glauben bekehrt hat, wird die russische Regierung seine Partei nehmen. Dann läßt sich nach des Vaters Tode alles ändern. Der Vater, wie ich höre, ist hoch in den Jahren, und zwei Menschenalter lebt er doch nicht. — Ich muß doch 'mal gleich zu Ludmillen; was verbirgt sie sich vor mir, die Närrin? Bin ich nicht ihre Mutter?“

Frau von S. begab sich zur Stieftochter, ihr einen belehrenden Vortrag zu halten. Allein wider Erwarten der ganzen Familie kam der Fürst nicht. Es hieß sogar, daß er nach Achmetschet zu seinen Verwandten abgereist sei. Ludmilla erkrankte ernstlich. Die Liebe und

der Kampf ihrer Gefühle hatten ihren schwachen Körperbau bewältigt. Der Regimentsarzt fühlte ihr kopfschüttelnd an den Puls, und versicherte dem geängsteten Brigadier, das würde vorübergehen, es wäre eine Folge der frühen Spaziergänge, die in der Krim so gefährlich seien; hier wage sich selbst in der heißesten Jahreszeit kein Eingeborener in der Morgen- und Abenddämmerung ohne warme Bekleidung hinaus.

Doch ungeachtet dieser ärztlichen Versicherungen verschlimmerte sich Ludmillens Befinden mit jedem Tage; sie lag fortwährend im Fieber, erkannte Niemand, und verrieth in ihren unzusammenhängenden Reden die Gesichte ihrer erhitzten Einbildungskraft. Man schickte ins Hauptquartier nach dem Stabsarzt, dessen Kenntnisse und Geschicklichkeit sehr gepriesen wurden. Seine Bemühungen gaben Ludmillen das Leben wieder, aber nicht die Gesundheit. Sie hatte noch nicht das Bett verlassen, als man eines Morgens den Brigadier aus ihrem Zimmer rief. In den Saal tretend, erblickte dieser Dschellaleddin, ganz bestäubt, im Reisekleide. Man hätte ihn fragen mögen, ob er aus dem Reiche der Todten käme, so abgemagert und bleich war sein Gesicht.

„Nicolai Laurentiewitsch," rief der Fürst, ihm entgegenstürzend, „ich lege in Ihre Hände mein Schicksal, meine Ehre, meine Seele — machen Sie damit, was Sie wollen, nur geben Sie mir sie, sie, lassen Sie mich wenigstens einen Blick auf mein Kleinod werfen! Ich habe gehört, sie ist krank, sie stirbt . . . o gönnen Sie mir, daß ich zu ihren Füßen mein Leben ende!"

Der Brigadier drückte ihm gerührt die Hand.

— „Beruhigen Sie sich, Fürst, die Gefahr ist vorüber; aber sehen können Sie sie jetzt noch nicht. Sie ist so schwach, daß die geringste Aufregung sie zum zweiten Mal an den Rand des Grabes bringen kann. Wie es scheint, kommen Sie eben von der Reise, sind ge-

wiß die ganze Nacht geritten. Wir wollen in mein Kabinet gehen; ruhen Sie erst aus, und dann theilen Sie mir Ihr Vorhaben mit."

„Nein, gleich jetzt, ich brauche nicht auszuruhen; ich sehe, Ludmilla hat Ihnen gesagt ...."

Der Brigadier nickte mit dem Kopfe.

„Sie wissen Alles? wissen also auch, wie schwer es mir geworden, mich von den Pflichten des Muselmannes, des Sohnes loszusagen — aber die Liebe zu ihr hat alles überwunden. Ich habe mich entschlossen alle Bande zu zerreißen, wenn Sie mir versprechen, mich als Ihren Sohn anzuerkennen und mir Ludmillen zu geben: aber um Himmels willen werfen Sie mir niemals vor ... nennen Sie mich nie einen Abtrünnigen! ...."

— „Nein, nein, edler junger Mann! Keinen Vorwurf, sondern Lob verdient Ihr Entschluß. Glauben Sie mir, es vergehen nur noch wenige Jahre, und Ihrem Beispiele werden viele Ihrer Landsleute folgen. Rußland wird mit offenen Armen den neuen Bürger aufnehmen, und wenn Sie es näher kennen gelernt haben, so werden Sie sich überzeugen, daß alle die albernen Märchen, welche unter den Ihrigen über uns Russen und unsere Regierung im Gange sind, von Leuten ausgedacht worden, die entweder der Fanatismus geblendet oder die Gewohnheit eines unterdrückten Hasses. Sie sollen Ludmillen haben, Fürst, aber beeilen Sie sich nur nicht; der Schritt, den sie thun wollen, ist zu wichtig. Machen Sie sich erst mit unseren Satzungen und Sitten bekannt, vergleichen Sie sie mit den Ihrigen, prüfen Sie sich selbst. Wenn nicht der Verstand, nicht Ueberzeugung, sondern blos Leidenschaft Ihre Handlungen leitet, dann nehmen Sie sich in Acht! Die Jahre werden das heiße Blut aufzehren, die Leidenschaft, wenn sie befriedigt ist, wird verrauchen, es bleibt nur die Asche zurück und auch die verweht. Bedenken Sie, daß unsere Gesetze Ihnen dann nicht gestatten, diese Leere des

Herzens durch eine neue Ehe auszufüllen, oder durch die Wollust asiatischer Harems. Wie leicht könnte da eine zu späte Reue an der Stelle der erkalteten Liebe aufflammen! Erwägen Sie reiflich, Fürst, wozu Sie sich entschließen; das Glück meiner Tochter ist mir theuer, und auch über das Ihre, das Sie so vertrauensvoll in meine Hände legen, werde ich einst dem Herrn Rechenschaft geben müssen."

„Wenn auch wirklich noch Vorurtheile gegen Rußland in meiner Seele nisteten — Ihr edler Sinn würde Sie jetzt gänzlich vernichten! Nein, fürchten Sie keine späte Reue; ich habe mich nicht von dem ersten Zuge meines Gefühles hinreißen lassen, nicht von der ersten Aufwallung. Die Liebe hat lange in mir mit dem Verstande gerungen: ich selbst habe mich bemüht, sie zu ersticken, sie durch Trennung zu dämpfen — aber sie ist unversehrt aus dem Kampfe hervorgegangen, ja, sie ist noch mächtiger geworden — und nun wird sie nur der Grabeswurm zernagen können."

— „Aber Ihr Vater? Weiß er um Ihr Vorhaben? Wird er es nicht hindern? Verhehlen Sie mir nichts."

„Mein Vater weiß es nicht, und soll auch nichts davon wissen. Sein Haß gegen Rußland ist unversöhnlich, seine Vorurtheile nicht zu besiegen. Ja, ich muß Ihnen noch mehr sagen: hier kann ich mich gar nicht taufen lassen, noch darf ich länger in der Krim bleiben — hier bin ich nicht sicher . . . ."

— „So reisen Sie nach Rußland, nach Petersburg; ich gebe Ihnen Briefe an meine Bekannten mit, Sie werden überall eine gute Aufnahme finden, und unterdeß wollen wir mit vereinten Kräften Ihren Vater zu besänftigen streben. Ich würde Ihnen rathen, wenigstens auf eine Zeit lang in russische Dienste zu treten — dadurch gewinnen Sie mehr Vertrauen . . . ."

„Und Ludmilla?"

— „Ludmilla ist die Ihrige. Ich selbst will zu An-

fang des Winters eine Reise nach Petersburg machen. Dort empfangen Sie sie aus meiner Hand, und Gottes Segen mit Euch!"

„Aber bis zum Winter sind noch drei, vier Monate."

— „O Jugend, Jugend! Sie sagen ja selbst, daß Sie sich hier nicht taufen lassen können — wie wollen Sie denn früher zum Traualtar als zur heiligen Taufe schreiten? Uebrigens kann auch Ludmilla nicht eher an eine längere Reise denken, bis sie vollkommen hergestellt ist. Ich meine doch, Sie wollen Ludmillen lebend haben, nicht todt! . . . ."

Die Erwägsamkeit des Brigadiers brachte den armen Jüngling zur Verzweiflung; aber er mußte der Nothwendigkeit weichen, und sogar dem künftigen Schwiegervater zu Liebe in dessen Kabinet gehen, um auszuruhen.

Ludmillens Gesundheit besserte sich; allmälich wurde ihr entdeckt, was ihrer in der Zukunft harre. Sie sah nun den Liebling ihres Herzens wieder, durfte offen ein Gefühl nähren, das sie zu dem feurigen Jüngling hinzog, und seine Gegenwart gab ihr schneller als alle Heilmittel ihre Lebenskräfte zurück. Mit jedem Tage ging ihr ein neues Dasein auf, die Liebe erglänzte in ihren Augen und breitete einen rosigen Hauch über ihr Antlitz; dabei athmeten alle ihre Worte und ihr Benehmen so viel Unschuld, daß die Leidenschaft Dschelaleddin's in Ludmillens Anwesenheit sich in ein stillinniges, sanftes Glücksgefühl verwandelte. Sie entzündete nicht mehr sein Blut, sie brannte wie eine Altarkerze.

Bis dahin hatte der Geist Dschellaleddin's wie in einem tiefen Schlummer gelegen; es war in ihm nur der Instinct, die Empfindung thätig; das Gute riß ihn leichter hin als das Böse, aber er konnte sich darüber

keine Rechenschaft geben, und das beste Geschenk des Himmels, das, was uns allein über alle anderen Geschöpfe stellt, lag unter rohen Begriffen und Vorurtheilen vergraben. Mitten in diesem Dunkel loderte die Flamme einer leuchtenden, mächtigen Liebe auf. Im ersten Augenblick hatte der plötzliche Uebergang von Finsterniß zum Licht den armen Jüngling geblendet: alle seine Sinne drängten sich in dem einen Gesichtsinn zusammen, wenn er bei Ludmillen war, und alle verloren sich in seinem Schmerze, wenn er von ihr ging. Jetzt aber, da die Gewißheit ihrer Gegenliebe und eine bestimmte Hoffnung auf Glück seine erregte Seele etwas beschwichtigt hatte, fing er an, die ihn umgebenden Gegenstände deutlicher zu unterscheiden, fing an zu begreifen, zu vergleichen und schämte sich seiner Unwissenheit. Es that ihm weh, wenn er sah, welchen Vorzug gebildete Leute vor ihm hatten, aber er haßte sie nicht, wie das bei kleinlichen Geistern der Fall ist; er wünschte ihnen nur gleichzukommen, sie zu übertreffen. Eine neue Art Eifersucht bemächtigte sich seiner: er wollte der einzige Gegenstand von Ludmillens Aufmerksamkeit werden; einem Andern nur ein Lächeln, nur einen ihrer Blicke abtreten zu müssen, dünkte ihm eine unerträgliche Einbuße. Er wollte allen Antheil der Geliebten für sich allein gewinnen, aber nicht mit rohem Despotismus, sondern nur dadurch, daß er Jeden überragte, der ihr in der Welt begegnete. Bei dem bloßen Gedanken, das einzige Wesen zu werden, das die Verehrung derjenigen verdiente, welche er über alles verehrte, fühlte Dschelladdin so viel Kraft, so viel Energie in sich, daß ihm nichts unmöglich schien.

Die Liebe eines starken, edlen Herzens ist für die Gefühle dasselbe, was das Feuer für die unterirdischen Schätze: zieht aus dem Schooße der Erde ein Stück ungereinigten, von grober Rinde bedeckten Metalls, oder — was noch schlimmer ist — hebt eines von der Straße

auf, das die Vorübergehenden beschmuzt, in den Staub getreten — und werfst es in die Flamme, so wird es geläutert und glänzend aus ihr hervorgehen, wie am ersten Tage der Schöpfung.

„Aber das ist eine fabelhafte Liebe, das ist keine Liebe unserer Zeit!“ werden Viele, sehr Viele sagen. Wohl wahr; nicht unserer civilisirten Gesellschaft ist sie eigen, nicht unserm feinen Anstand, der auch alle Empfindung in seine Form umgegossen: aber einen Menschen konnte sie beseelen, bei dem der Verstand noch nicht das Herz geknechtet. Dschellaleddin war eines jener wunderbaren Geschöpfe, in denen die Natur sich zuweilen in ihrer Urkraft, in ihrer ganzen stolzen Schönheit zeigt!

Nach Ludmillens Genesung blieb der Fürst nicht lange mehr in der Krim und kam nicht wieder auf das väterliche Gut. Tschagir-Agadur entdeckte endlich, wohin jener Wald führte, den sein Sohn Tag und Nacht durchstreifte, und sandte ihm mehrmals mit Drohungen den Befehl, nach Hause zu kehren. Dschellaleddin hörte den Boten mit Schmerz, blieb aber unerschütterlich. Oft gab er der kindlichen Neigung Ludmillens nach, ihm in der neuen Religion Unterricht zu ertheilen: er zeigte sich sehr aufmerksam, wiederholte die Gebete, die sie ihm vorsprach, und sie freute sich über die Fortschritte ihres Schülers; er aber ....

„Bis jetzt,“ sagte er manchmal, „habe ich mein Gesicht nach Mekka gewendet, wenn ich betete; nun will ich bei jedem Gebete mich zu Dir wenden — Du bist der Aufgang meines neuen Lebens, wo Du bist, da ist mein Osten!“

Den Abend vor seiner Abreise besuchte Dschellaleddin zum letzten Male den Brigadier, um von der Familie Abschied zu nehmen. Der Brigadier machte die Empfehlungsbriefe fertig, mit denen er seinen künftigen Schwiegersohn reichlich versah; Anissia Iwanowna sammelte die Adressen verschiedener Waarenhandlungen, an die sie

Dschellaleddin eine Menge Aufträge gab, mit der Bitte, sie gleich nach seiner Ankunft zu besorgen — das Geld wolle Sie ihm bei erster Gelegenheit schicken.

In einem kleinen Eckzimmer stand Ludmilla am offenen Fenster, das in den Garten ging, und lehnte ihr Haupt an den Vorhang. Das Lämpchen vor dem Heiligenbilde warf durch das blaue Glas einen schwachen Lichtschein, der nur die nächsten Gegenstände erhellte und das junge Mädchen im Halbdunkel ließ. Vor dem Fenster breiteten sich Weinreben, in der Ferne, hinter dem Walde traten die zackigen Kämme der Berge hervor, an deren Fuße Dschellaleddin geboren und großgezogen ward. Alles war still. Nur ein Bergquell rauschte über sein Kieselbett zwischen den Weinranken hin, und schien der Natur ein Wiegenlied zu singen.

Einige Augenblicke stand Ludmilla allein, und suchte in der Abendluft ihr Gesicht zu kühlen, welches heiße Thränen benetzten. Da trat Dschellaleddin ins Zimmer.

„Viele, schwere Opfer habe ich um Deinetwillen gebracht, meine Theure," sagte er leise, „aber die Trennung ist das schwerste von allen! .... Ludmilla, wenn Du je meine Liebe vergessen könntest, weder in dieser noch in jener Welt gäbe es eine Deiner würdige Strafe!"

Er preßte ihre Hand mit dem Ausdruck tiefen Leidens und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

— „Mag der Segen meiner Eltern sich mir in Fluch wandeln, wenn nicht jeder Schlag meines Herzens Dir allein gehören wird! Wo Du auch seist, und was Dir begegne, ich bleibe Dein! .... hier, überall, im Grabe selbst .... Dschellaleddin, ich habe Dir ein Reisegeschenk zugedacht, nimm's! Um nichts in der Welt hätte ich mich davon getrennt — es ist der Segen meiner armen, sterbenden Mutter: möge er Dich umschweben und jeden Augenblick Dich an mich erinnern! ...."

Ludmilla riß von ihrem Halse ein goldenes Kreuz an schwarzem Band, und hing es Dschellaleddin an die Brust.

— „Jetzt sind wir verlobt," sprach sie, „verbunden durch unauflösliche Bande; ich bin Dein, Deine unwandelbare Freundin!"

„Meine, meine Ludmilla! ...." flüsterte der Fürst und drückte sie bebend in seine Arme: sie sank ihm vertrauensvoll an's Herz, er hob sie in die Höhe wie ein Kind, und zum ersten Male flossen ihre Seelen in einem leisen, langen Kusse zusammen. Der Athem stockte in der Brust des Tataren, sein Kopf brannte; er konnte nur mit Anstrengung seine Lippen von denen des Mädchens losreißen, stieß einen durchdringenden Seufzer aus und trat an's Fenster. — Plötzlich rauschte es im Gebüsch, der Seufzer Dschellaleddin's fand einen klagenden Wiederhall in einem andern Herzen. Ludmilla lehnte sich ängstlich an die Schulter des Fürsten, er sah hinaus ....

Von der Gartenwand bewegte sich ein weißer Schleier, und eine schwache, zitternde Stimme rief in tatarischer Sprache: „Lebe in Freuden, Dschellaleddin!"

— „Du bist's, Emina? Welcher Sturm hat Dich in dieser Stunde hierher verschlagen?"

„Nur im Dunkel hab' ich zu Dir gelangen können; am Tage hätten mich die Diener des Großvaters bemerkt ... Ich bringe Dir einen Gruß von Deiner Mutter ...."

„Was ist das für ein Mädchen?" fragte Ludmilla unruhig, da sie die Sprache nicht verstand: „Wo kommt sie her? was will sie?"

— „Fürchte Dich nicht, mein Engel, das ist die Tochter meines verstorbenen Bruders; sie kommt mit einem Auftrage meiner Mutter .... Rede, Emina, was hast Du mir mitzutheilen?" sagte Dschellaleddin, sich zur Botin wendend.

„Es ist uns zu Ohren gekommen, daß Du morgen ins Land der Giaurs reisest, um einer der ihrigen zu werden und Dich von den Rechtgläubigen loszusagen; die Mutter wäscht mit Thränen Deine Füße, sie beschwört Dich bei den Strahlen jenes Tages, an welchem Du zuerst das Licht der Welt erblickt, stürze Dich nicht ins Verderben, verlaß die Christen, kehre zurück an die Brust, die Dich genährt ....“

— „Ich kann nicht, Emina, ich kann nicht.“

„Sie läßt Dir sagen: kehre zurück und ich will alle Schönen Grusiens und Stambuls in Deinem Harem versammeln ....“

Der Fürst lächelte verächtlich.

„Dschellaleddin, der Vater droht Dich zu verfluchen! .... Die Mutter hat selbst herkommen wollen, aber Du weißt, sie ist alt, nun hat sie noch der Gram um Dich aufgezehrt; sie ist sterbenskrank.“

— „Ha! .... Ludmilla, Ludmilla!“ rief er, umfaßte mit der einen Hand seine Braut und drückte die andere fest an die Brust, als bemühte er sich, eine Schlange von sich wegzureißen, die ihren Stachel ihm ins Herz gebohrt.

„Komme nur wenigstens den Zorn Deines Vaters zu beschwichtigen — und Erde auf die Augen der Mutter zu streuen, die der Kummer über den treulosen Sohn bald schließen wird.“

— „Nein, Emina, es ist unmöglich! Gern wollte ich mich dem Dolche des Vaters preisgeben, um mir seine Verzeihung zu erbitten; mein Leben will ich der Mutter opfern, für sie ins Grab gehen — aber das Leben meiner Seele, aber das Licht und die Hoffnung meines Lebens kann ich um keinen Lohn, vor keinem Fluche hingeben. Sage der Mutter, daß ihr Sohn auch als Christ nicht aufhören wird sie zu lieben — Emina, sage ihr alles, was mir auf dem Herzen liegt .... Doch das verstehst Du nicht! .... Höre, Emina, liebe sie, pflege

ihr Alter, suchet vereint den Zorn des Vaters zu besänftigen — o behütet mich vor seinem Fluch! . . . ."

Er wandte sich ab, um zwei große Thränen zu verbergen, die ihm an den Wimpern hingen.

„Warte, Dschellaleddin, es ist noch nicht alles. Die Mutter hat erfahren, daß die Miethlinge des Vaters Dir auflauern wollen im Walde, durch welchen Dein Weg geht — sei auf Deiner Hut und wähle einen andern Weg. Als sie mich entließ, fügte sie hinzu: Wenn keine Worte, keine Thränen ihn uns zurückbringen können, so gieb ihm meinen Segen, sage, daß die Liebe und das Gebet der Mutter ihm folgen werden bis ans Ende der Welt! — Auch schickt sie Dir dies (ein schweres Packet fiel zu den Füßen Dschellaleddin's). Sie braucht keinen Schmuck mehr, und Dir kann's zu Statten kommen in der Fremde . . . . Leb wohl, Dschellaleddin, leb wohl!"

Ein dumpfer Seufzer rang sich aus der Brust des armen Mädchens; sie wollte sich ins Gebüsch entfernen.

— „Halt, Emina, wohin?"

„Nach Hause."

— „Allein?"

„Ja."

— „Wie kannst Du jetzt so weit gehen?"

„Ich will geradaus über die Berge, da ist's nicht so weit; mit Morgengrauen muß ich zu Hause sein. Leb wohl."

— „Du kannst einem Wolf oder einem bösen Menschen begegnen."

Die Klinge eines Dolches blitzte in der Hand Emina's, und stolz steckte sie ihn wieder ein.

— „Kind! in Deinen Händen ist das ein Spielzeug. Ludmilla, leb wohl auf ein Stündchen, ich will dies arme Kind begleiten. Halt, Emina, warte!"

Aber Emina war schon entschwunden.

Dschellaleddin eilte in den Garten hinaus und rief

sie — umsonst! Viele Pfade führten über die Berge in das Dorf Tschagir-Agadur's; der Fürst rannte eine halbe Stunde umher, dann trat er aufgeregt ins Zimmer zurück.

Tags darauf rollte ein munteres Dreigespann mit Dschellaleddin in die Fremde.

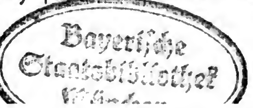
Damals hatte Rußland der Pforte schon den Krieg erklärt; die feindlichen Bewegungen hatten bereits begonnen und ein großer Theil der russischen Generale befand sich bei der activen Armee. Der Fürst Dschellaleddin traf bei seiner Ankunft in Petersburg fast keinen von Allen, denen ihn der Brigadier brieflich empfohlen. Zum Glück nahm sich Graf ***, der nach einem langen und rühmlichen Dienst in den Ruhestand getreten war, des jungen Fremdlings an, und erbot sich sogar, dessen Taufpathe zu sein.

Lange konnte sich Dschellaleddin an das Geräusch und die Pracht der Residenz nicht gewöhnen; die ununterbrochene Geschäftigkeit und Bewegung ermüdeten den friedlichen Bewohner der Berge und Wälder in demselben Maße wie sie ihn zur Bewunderung hinrissen. Hatte er doch für den Gipfel alles Großen und Glanzvollen Bachtschissarai gehalten, eine Stadt, die selbst in ihrer Blütenzeit nicht mehr als zwanzigtausend Einwohner zählte. Die breiten Straßen, riesigen Häuser, Kirchen und Denkmäler, Alles setzte den Tataren in Erstaunen. Auch erweiterte sich der Kreis seiner Bekannten mit unglaublicher Schnelligkeit. Hauptstädte sind immer voll von Müßiggängern, die begierig nach Allem haschen, was ihrem langweiligen Dasein nur die kleinste Abwechselung bietet. Ein junger tatarischer Fürst von so schönem Aeußern war dazumal in Petersburg ein Wunder, das Aufmerksamkeit verdiente.

Die allwissenden Mitglieder der Gesellschaft erzählten mit mancherlei Zusätzen die Geschichte seiner Liebe und Taufe. Dschellaleddin machte die Runde in der Stadt, man erdrückte ihn mit Diners und Soiréen, veranlaßte ihn zu reden, merkte ihm die feinsten Nüancen seiner Eigenheiten und „Seltsamkeiten" ab, und nachdem man zuletzt alle seine Geistesgaben systematisch analysirt, entschied man, daß an ihm nichts Besondres sei, und drehte ihm den Rücken.

Als nun solchergestalt der Tribut von Bewunderung, welchen er der Residenz und die Residenz ihm zollte, entrichtet war, ging er an die Ausführung seines längst gehegten Vorhabens. Ermuntert von dem freundlichen Antheil des Grafen ***, eröffnete ihm Dschellaleddin seinen Wunsch, sich auszubilden und den ihn Umgebenden an Kenntnissen gleichzukommen, bevor er eine gleiche Laufbahn beträte. Mit jedem Tage mehr und mehr überzeugt, wie er hinsichtlich Rußlands verblendet gewesen, beschloß er, sich des Schutzes, den es ihm angedeihen ließ, und Ludmillens in vollem Maße werth zu machen. Der Graf, einer der eifrigsten Förderer der Cultur in Rußland, billigte sehr die Vorsätze des jungen Mannes, zeigte ihm alle Wege, auf denen er das gewünschte Ziel erreichen konnte, und brachte ihn unter Leute von anerkannter Gelehrsamkeit.

So verstrich der Winter; den Brigadier zwangen die Umstände, seine beabsichtigte Reise nach Petersburg bis zum Sommer aufzuschieben. Der Fürst verging vor Sehnsucht; mehr als einmal drängte es ihn, Alles im Stiche zu lassen und im Fluge seiner glühenden Seele zur Geliebten hinzueilen; aber er hatte nun auch schon die Tyrannei der Verhältnisse kennen gelernt, er fühlte ihre Ketten, duldete und gab sich mit um so größerm Eifer seinen Studien hin. Alle seine Briefe an den Vater, voll von Zärtlichkeit und Ergebenheit, blieben unbeantwortet; auch seine Verwandten und Freunde



hatten sich von ihm losgesagt, er wußte nicht, was in seiner Familie vorging, und nur der fortwährende Briefwechsel mit Ludmillen versüßte seine Einsamkeit. Und wie schrieb er! Seine Seele strömte in die Feder und belebte jeden Ausdruck. Bruchstücke aus diesen Briefen werden seine Gemüthsstimmung am besten darthun.

... „Du fragst mich, meine Theure, nach allen Einzelheiten meines Lebens; es ist einförmig und mühsam, wie der Weg im steinigen Arabien; nur die Hoffnung hält mich aufrecht: daß ein solcher Weg mich dereinst auch zum Glücke führt! Ich lebe still und abgeschieden, habe mich mit Büchern umgeben, die meine Lehrer sind, und hoffe, daß Du mit der Zeit vor Deinen Landsleuten nicht wirst zu erröthen brauchen, wenn Du mich Deinen Mann nennst."

„Gestern aber hat mein Beschützer, Graf ***, mich fast gewaltsam nach Zarskoje-Selo mitgenommen, wo ein prächtiges Fest gegeben wurde; mir war, als sähe ich die orientalischen Märchen von den Festlichkeiten der Genien und Feen vor mir verwirklicht. Aber nicht lange konnten die umstrickten Sinne meine Gedanken von Dir abziehen; jedes schöne Mädchen erinnerte mich an meine Ludmilla, und aus all dem Glanze und der Lustbarkeit flog ich im Geiste nach meinen Bergen, zu meinem heimatlichen Asyl. In dem Augenblicke, wo ich mich in dieses stürmische Sinnen verlor, erscholl zwischen den Bäumen Musik — Zittern durchfuhr mich, mein Blut strömte mir zum Herzen — das waren bekannte Klänge, es war das russische Lied, mit welchem Du mich bezaubert, und das Du mir nachher so oft gesungen in den Tagen unsers Glückes. Eine rasende Ungeduld bemächtigte sich meiner; ich weinte,

schluchzte, ich konnte mich kaum den Blicken der Leute entziehen. Ludmilla, ich muß Dich sehen, ich kann die Trennung nicht länger ertragen, und wie lange soll ich denn noch in dieser prunkvollen, übergoldeten Wüste bleiben? Wann komme ich endlich zu Dir, meine Traute? Jeder Moment trägt einen Theil der Seligkeit davon, die ich mit Dir genießen könnte; jeder Tag bringt uns dem Grabe näher — ach, und ich fürchte jetzt das Grab! Wenn ich mir denke, welches unermeßliche Glück in der Zukunft meiner harrt — so möchte ich ewig leben; denn die gewöhnliche Dauer des Menschenlebens scheint mir zu kurz für Den, welchem das Schicksal einen so vollen Kelch der Entzückung reicht. Und Du, meine Ludmilla, bist Du noch immer dieselbe? Ist durch meine Abwesenheit Dein Gefühl nicht erkaltet? Dich umgeben so viele würdige junge Leute, ich weiß, was sie vor mir voraushaben — aber um meiner Liebe willen, Ludmilla, vergleiche nicht, oder sage mir, was willst Du, daß ich werde? Ziehe keinen Andern vor ... die Europäer beschuldigen uns so oft der Eifersucht — aber liebt denn auch Der, welcher nicht eifersüchtig ist? Was ist denn Eifersucht Anderes, als die unablässige Furcht, ein Gut zu verlieren, das unser Leben verschönt? Wem vor dessen Verluste nicht bangt, der würdigt es nicht; wer nicht seines Kleinods wahrt bis zum letzten Athemzuge seines Lebens, bis zum letzten Tropfen seines Blutes, der ist nicht werth, es zu besitzen. Doch wozu dies Alles? Verzeih mir, Ludmilla, ich rede im Fieber — könntest Du denn auch Deinen Eid, Deine Liebe vergessen, könntest Du, Engel, einen Menschen in die Tiefe des gräßlichsten Leidens stürzen? Nein, nein! Das Kreuz, welches ich in diesem Augenblicke an meinem Herzen fühle, und der Abschiedskuß haben uns auf immer verbunden. Wir sind Eins — trotzdem, daß uns jetzt hunderte von Meilen trennen. Ich athme in Dir, fühle, daß mein Dasein von Dir durchdrungen ist, daß alle

meine Pulse von Deinem Leben schlagen; ich glaube fest, Ludmilla, daß in demselben Augenblicke, wo die Hand des Todes Dein Herz zusammendrückt, auch das meinige bricht ....“

* * *

„Ludmilla, meine Einzige! ... o tröste, stärke mich mit Deiner Liebe! Welche Schreckensnachricht habe ich erhalten! Mein Vater hat Rußland verrathen! Und an wen? An die Türken, die meinen Bruder gemordet, die er gehaßt; ach, uns muß ein böses Geschick verfolgt haben! Darum also zog er auf ein anderes Gut in der Nähe von Aluschta! Er hat die Tataren aufgewiegelt, die Landung der Türken verheimlicht und mit diesen zusammen ein ganzes Bataillon russischer Soldaten in den Ruinen der griechischen Kirche niedergemetzelt. Wohin begab er sich darauf? Was ist aus meiner Mutter, aus meiner Nichte geworden? Mein guter Engel, laß mich's wissen, beruhige mich! Du kannst Dir denken, wie dieses Ereigniß mich erschüttert; auch hat es alle meine Absichten vereitelt. Jetzt müssen wir lange getrennt bleiben. Ich war nur auf kurze Zeit, Deinem Vater zu Liebe, in den Kriegsdienst getreten, und nun bin ich zu dienen gezwungen. Einen großen Theil unsers Vermögens hat mein Vater, wahrscheinlich mit Vorsatz, vernichtet, das Uebrige hat er einem weitläufigen Verwandten vermacht. Man räth mir, mit diesem einen Prozeß anzufangen und das Testament meines Vaters für ungerecht zu erklären. Nein! Ich habe beharrlich allen Bitten und Drohungen meiner Eltern widerstanden, als sie mich von meiner Ludmilla losreißen wollten, aber ich mag nicht, ich darf nicht gegen ihren Willen mich auflehnen, wo es sich nur um Reichthum handelt. Ich bin jung, fühle in mir Kraft und Fähigkeiten, und wir leben unter einer Regierung, wo Muth, Rechtschaffenheit und vor Allem

ein fester Wille zu Gold und Ehren bringt. Für mich selbst brauche ich nichts; mein Reichthum und meine Ehren, Alles bist Du — aber ich will nicht, daß Du um mich Armuth leiden oder gar ein unstätes Leben führen sollst. Ich möchte Dich mit Pracht umringen, wie Du mich mit Glück umgeben, und deshalb muß ich den Tag unsers Wiedersehens hinausschieben. Der Krieg ist jetzt an beiden Enden Rußlands aufgelodert; man wollte mich nach der Türkei schicken, aber ich bat daß man mich in die Regimenter versetze, die bald gegen die Schweden ausrücken; hier kann ich meinem Yatagan freien Spielraum lassen, ich habe nicht zu fürchten, daß er das Herz meines Vaters trifft. Morgen mit Tagesgrauen verlasse ich Petersburg. Die russischen Krieger eilen mit Postpferden zum Kampf gegen einen doppelt zahlreichern Feind; desto mehr Ruhm, desto mehr Auszeichnung! Durch die Reihen der Feinde dringe ich zu meiner Ludmilla, über ihre Leichen fliege ich zu Dir ... Wenn ich aber falle auf fremder Erde, so vergiß mich nicht, Geliebte meiner Seele! Glaube mir, jede Thräne Deiner Erinnerung wird auf meinen Staub fallen, Dein heller Blick wird auch in die Sternenwelt zu mir gelangen und auch dort mein Lieblingsstern sein" ....

Er sprengte hin aufs Schlachtfeld, der edle junge Mann! Freiwillig schob er sein Glück hinaus, um die Eine zu bereichern, der er schon so viele Opfer gebracht. Obgleich er in seinen Briefen an sie niemals erwähnte, was ihm dies Glück kostete, so wollte doch sein Herz mehr als einmal verbluten. Dschellaleddin war von Kindheit auf gewohnt, seine Eltern, seinen Glauben heilig zu halten; ihm waren jene Gefühle theuer, die mit unsichtbaren Fäden den Menschen an den Himmel und

an die Tugend knüpfen. Lange kämpften sie in seinem Herzen mit dem Bilde Ludmillens. Sie siegte; sie riß mit der Wurzel Empfindungen heraus, welche die Natur selbst in ihn gelegt — aber die Wunde konnte sie nicht heilen, und dies brennende Weh störte oft die freudigsten Gedanken Dschellaleddin's. Eine unwillkürliche Erinnerung bewältigte ihn, er litt, bat im Geiste seinen Vater, seine Mutter um Verzeihung und — einen Augenblick darauf wandte er sich wieder seiner Ludmilla zu, glühend wie sonst und treu.

In der Hoffnung, ihre Zukunft zu sichern, trat er unter die russischen Fahnen; obgleich die Expedition im Norden den Landtruppen große Schwierigkeiten machte, fand er doch überall Gelegenheit sich auszuzeichnen. Er schien ein erklärter Liebling des Ruhmes zu sein; von seinen Obern wurde der junge Krieger mit Lob überhäuft; endlich bei Parassalm brach für ihn der entscheidende Tag an. Mit einer Handvoll ihm ähnlicher Helden erbeutete er von den Schweden eine Fahne nebst zwei Kanonen, und fiel verwundet in die Arme der wenigen Kameraden, die am Leben geblieben.

Seine Wunden waren schwer, aber nicht tödtlich. Dschellaleddin lag einige Zeit im Kriegshospitale, und als er sich etwas erholt hatte, erschien er beim Grafen Soltykow, dem Oberbefehlshaber der Landarmee in Schweden. Der Graf überreichte ihm das Georgenkreuz, und erlaubte ihm, sich aus der Armee zu entfernen, um seine Wunden völlig zu heilen.

Es dämmerte. Ein scharfer Herbstwind wehte vom Meere, röthliche Wolkenmassen schwammen über den Bergen, hüllten einen nach dem andern in Nebelschleier und lagerten sich gegen Westen in dicken Schichten. Auf

den Abhängen der Berge wogte der Wald, gelb gefärbt wie ein reifes Saatfeld, hier und dort durchschnitten von einer zackigen Wand oder von einem grauen Felsen, der über dem Abgrund hing und in die schwarze Tiefe hinunterblickte. Mitten durchs Dickicht ging ein einsamer Weg, der bald bis unter die Wolken stieg, bald jäh sich in die Thäler hinabsenkte. Hier waren ungeachtet der späten Jahreszeit die Wiesen noch mit frischem Grün bedeckt, zwischen den Wachholdersträuchen und auf den Felswänden schimmerten wilde Rosen; überall, wo der Wind nur eine Handvoll Erde hingeworfen, zogen sich lange Kapernschnuren, von weißen und rothen Blumen umkränzt. Niemand kam vorbeigefahren; das Gerassel des letzten Karrens war hinter dem Berge verhallt, auch die gellenden Stimmen der Vögel hatte der Abend zum Schweigen gebracht, und nur der kaum hörbare, abgebrochene Ton eines Glöckleins klang durch die Waldstille. Bald vernahm man wieder Räderknarren, und im Dickicht zeigte sich ein kleiner Postwagen. Der Postillon, unaufhörlich angetrieben, regnete Schläge auf die müden Pferde. Als der Wagen den Gipfel des Berges erreicht hatte und nun in vollem Lauf den steilen Abhang hinunterrollte, blieb ein Rad an einem verdorrten Stumpf hängen, flog von der Axe ab, und die Pferde rannten allein mit dem umgestürzten Wagen ins Thal. Geschrei und Flüche dröhnten durch die Luft; endlich gelang es dem Postillon, die Pferde anzuhalten. Als er aber den Wagen besah, erklärte er das Weiterfahren in demselben für unmöglich. Da verabredete der ungeduldige Passagier mit ihm einen Zusammenkunftsort, ließ ihm seine Sachen, schwang sich auf das ungesattelte Pferd und eilte davon. Er konnte indeß nicht lange auf dem bergigen Wege hinsprengen, das erschöpfte Roß brach jeden Augenblick zusammen, blieb stehen und ging zuletzt im langsamsten Schritt. Das Blut kochte dem armen Reisenden vor Aerger; ein Adlerflug hätte jetzt

seiner Ungeduld noch zu langsam geschienen, und er mußte Schritt vor Schritt sich an das Ziel seiner Wünsche fortbewegen.

Allmälig aber wich sein Verdruß einem tiefen Sinnen. Sein ganzes Wesen versenkte sich in einen Gedanken und flog ins Thal, nach dem Hause, in welchem seine Seele immer geweilt. Plötzlich umströmte ihn ein unerwartetes Licht: die Sonne brach im Augenblicke ihres Untergehens durch die Wolken, streute lange Strahlen über den Himmel, drang tief in den Wald, und goß einen hellen Glanz über Alles aus, was gegen Abend gewandt war. Die Gipfel der Berge, die von der Zeit geschwärzten Baumstämme, das fahle Laub, die bemoosten Steine, Alles vergoldete der wunderbare Schimmer, und jeder Thautropfen im Grase erglänzte in Regenbogenfarben. Die Strahlen spielten immer heller, die Natur schien sich wieder zu beleben — da sank die Sonne, und verdoppeltes Dunkel folgte auf das augenblickliche Licht. Es war, als hätte der Schauer des Todes die Freude mitten in ihrem besten Zuge überrascht, und dessen kalte Hand das kaum erschienene Lächeln der Natur verwischt! Dem Reisenden wurde schwer ums Herz, eine unerklärliche Traurigkeit erpreßte ihm tiefe Seufzer. Dieses Aufblitzen des Lichtes und das Dunkel gleich darauf, war's nicht ein prophetischer Gruß der Heimat dem freiwillig Verbannten? Er näherte sich endlich dem Ziele, nach welchem er so lange, so glühend sich gesehnt! Noch einige Stunden und er ist in den Armen der Braut, die mit einem Kusse ihn reichlich belohnen wird für alle Opfer und Leiden .... Aber warum bebt sein Herz, als fühle es ein tödtliches Weh! Warum, nachdem er so viel überstanden, kann er sich mit dem Gedanken an Glück nicht vertraut machen, kann an dessen Verwirklichung nicht glauben? — Ludmilla, die sorgenlosen Jahre seiner Jugend, seine Eltern, seine Genossen, Alles schwebte ihm vor wie in einem Morgen-

traume, dessen Gesichte schon mit der Wirklichkeit zusammenfließen, mehr Bestimmtheit erhalten und die vor dem Bewußtsein erwachten Sinne bezaubern, sie umschlingen und umflattern, wie muntere Kinder. Bittre und süße Erinnerungen, Gewissensvorwürfe und die lieblichen Klänge der Hoffnung wechselten in der Seele des Reisenden, und entrangen ihm bald einen Seufzer des Entzückens, bald einen Schmerzenruf. Unterdeß wurde die nächtliche Finsterniß immer dichter, Wolken bedeckten den ganzen Himmel, nur dann und wann blitzte ein Sternlein durch ein zerrissenes Gewölk und warf einen zitternden, bleichen Strahl auf die Erde. Der Wind erhob sich, schüttelte die Wipfel der Bäume und riß die welken Blätter ab, die er in die Luft wirbelte und vor sich hertrieb. Die Nachtvögel riefen einander aus den hohlen Stämmen; ihr klägliches Geheul und das gelle Pfeifen des hereinbrechenden Sturmes begleitete das Brausen der Bergwasser, die, von dem herbstlichen Regen angeschwollen, schäumend in die Thäler flossen. Dem jungen Reiter schauerte; er hüllte sich fester in seinen Mantel, trieb das Pferd an und ritt aus dem Walde auf eine breite Wiese hinaus.

Schon hörte er das Echo der Meereswellen, die sich am Granit des Ufers brachen, nur noch ein Fels mit zackigem Kamm trennte ihn von seinem väterlichen Dorf; er bog um denselben, und in der Dunkelheit schimmerten ihm die bekannten weißen Minarete, die Lichtlein aus den Wohnungen der Tataren entgegen. In einer unwillkürlichen Regung sprang er vom Pferde und bückte sich zu dem Boden, der ihn so viele Jahre getragen und genährt. Darauf ritt er ins Dorf. Er hatte noch eine Stunde Weges ins Thal; wie konnte er dort so spät erscheinen, wie die Ruhenden aufstören? Die Leidenschaften des jungen Mannes hatten schon dem weltlichen Anstand sich fügen gelernt — er sann auf ein Nachtlager. Sollte er sich geradezu ins elterliche Haus

begeben? Doch wen findet er dort? Wo ist sein Vater, seine Mutter, und wird ihm nicht der finstere Blick des Erben auf der Schwelle begegnen, auf der ihn ehedem nur Liebes- und Segensworte begrüßt? Wo wollte er aber sonst hin? Alle seine Freunde hatten sich von ihm losgesagt, seit er den Turban mit dem russischen Czako vertauscht. „Vielleicht ist wenigstens die Mutter noch am Leben", dachte Dschellaleddin, und lenkte sein Roß in das Gäßchen. Seine Seele wurde ganz Auge, als er nach der Stelle der elterlichen Wohnung hinsah; er neigte sich vor, hielt den Athem an: blinkt nicht durch die Zweige des Kastanienbaumes ein Licht? ... Alles still .... Der Mond schwamm aus den Wolken herauf, recht als wollte er das traurige Bild beleuchten. Dschellaleddin ritt an die Pforte und ein kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne: die Wirklichkeit überstieg alle Erwartung! .... An der Stelle des väterlichen Hauses lagen verbrannte schwarze Steinhaufen, aus deren Mitte ein weißer, spitzer Kamin hervorragte. Der Hof war vergras't, Pappeln umstanden ihn noch wie sonst, aber ihre dunkeln Wipfel, die lange Schatten auf die Erde warfen und bei dem leisesten Windhauch sich bewegten, glichen Gespenstern, die sich zum mitternächtlichen Reigen versammelt. Dschellaleddin bedeckte das Gesicht mit den Händen und große Thränen rollten durch seine Finger. Nachdem er eine Weile dagestanden, wandte er sich ab und ging langsamen Schrittes nach der Wohnung des Mullah Abdulmelech, dessen Schwelle nie ein Fremder verließ, ohne die muselmännische Gastfreiheit zu preisen. Als er an die Thüre gepocht, kam ein Knabe heraus und bat ihn einzutreten. Der Mullah ruhte auf weichem Divan am Kamin; die Kohlen glommen schwach unter der Asche und erhellten kaum einen Theil des Zimmers; das Feuer in der langen Pfeife des Greises war erloschen, er gab sich offenbar ganz dem Genusse orientalischer Behaglichkeit hin.

Dschellaleddin blieb schweigend an der Schwelle; die Einrichtung des Zimmers, die Stille, das Halblicht und der Anblick des Alten — Alles dies redete zu seinem Herzen mit bekannten, ihm jüngst noch so lieben Tönen. Leise brachte er einen Gruß in tatarischer Sprache hervor; der Mullah öffnete langsam die Augen und wollte die Artigkeit erwiedern, aber kaum hatte er die Blicke fester auf ihn geheftet, als ihm der Gruß auf der Zunge erstarb.

„Hast Du mich erkannt, Abdulmelech?"

— „Es giebt keine Gottheit außer Allah! Das bist Du, der Sohn Tschagir-Agadur's, der Abtrünnige, der Verr...."

„Zähme Deine Zunge, Abdulmelech! Ich komme, Deine Gastfreiheit in Anspruch zu nehmen, und Schmähungen dürfen die Lippen des Wirthes nicht beflecken."

— „Du meine Gastfreiheit!" murrte der Mullah und erhob sich vom Divan; „haben denn die Russen kein Obdach, kein Stück Brod mehr für ihren Bruder?"

„Ich verlange Dein Brod nicht, und für das Nachtlager will ich Dir zahlen ..... übrigens bist Du nicht der Einzige im Dorfe, leb wohl!"

— „Halt, bleibe .... Dein Gold brauche ich nicht, es verbrennt die Finger des Rechtgläubigen; aber ich muß Dir das Vermächtniß Deines Vaters und Deiner Mutter übergeben" .....

„Wo sind sie?" rief Dschellaleddin, seinen Unwillen vergessend.

— „Sie sind dort, wohin Deine verlorene Seele nie gelangen wird! Sie trinken aus dem Brunnen des Paradieses, ewige Seligkeit ist ihr Theil, wie Deines ewige Qual."

„Sie sind gestorben!" ..... stöhnte der junge Mann.

— „Nein, nicht gestorben, sondern getödtet von

Denen, die Du jetzt Deine Brüder nennst. Ich habe Deinen Vater unter einem Haufen russischer Leichen hervorgezogen; ich empfing seinen letzten Seufzer, und dieser Seufzer war ein Fluch des Vaters über den verbrecherischen Sohn!"

Dschellaleddin lehnte sich an die Wand.

„Deine Mutter," fuhr der Mullah fort, sich am Leiden des Abtrünnigen weidend, „hat der Gram hingerafft! Sie hat im Sterben Dir nicht geflucht, aber ihre vom Weinen erblindeten Augen, ihre ergrauten Haare klagten den Vatermörder an, den Verderber der ganzen Familie .... Gehe hin, ergötze Dich an ihren Gräbern, wenn Du nicht fürchtest, daß der Fluch durch die Erde bricht und Dein sündig Haupt verbrennt! Jetzt geh. Allah sagte: „Gieb Dich nicht ab mit Verräthern!" so fliehe denn von meiner Schwelle — das Gastrecht wird Dich nicht zum zweiten Male retten"..

Dschellaleddin hörte die Drohungen nicht; bleich, betäubt lehnte er an der Wand. Da sprach der Alte kopfschüttelnd mit feierlicher Stimme den Vers aus dem Koran: „Gott hat dem Menschen das Leben geschenkt, daß er es genieße und Heil um sich verbreite; der Mensch aber hat es zum Ekel gemacht! ..... Du wirst Deinen Irrthum erkennen, aber zu spät; Verzweiflung wird Deine Lippen schließen, Deine Seele wird Durst quälen, und den Durst wird Blut stillen, das auf Kohlen kocht!"

Dschellaleddin that einen Schritt zur Thüre; der Mullah hielt ihn noch einmal zurück.

— „Dein Vater war mein Freund," sagte er in milderm Tone; „höre den Greis: Wirf das unheilige Kleid von Dir, wasche mit Reuethränen die Sünde ab, die Deine Seele befleckt, und Allah ...."

Der junge Mann warf ihm einen stolzen Blick zu und schritt zur Thüre.

— „So möge denn Deine eigne Brut Dein In-

neres zerreißen! So mögen Raben und Geier ihr Nest auf Deinem Grabe bauen!“ . . . . .

Dschellaleddin vernahm die weiteren Flüche nicht; wankend trat er aus dem Hause des Mullah, dachte nicht mehr an Ruhe noch ans Nachtlager, und schlich ziellos dahin. Welche Ruhe konnte er auch in einem Dorfe hoffen, wo jedes Wort, jeder Blick ihm feurige Kohlen in das ohnehin glutverzehrte Herz schüttete? „Vatermörder! Verderber der Familie!“ tönte es in seinen Ohren. Ihm war, als höre er das Todesröcheln des Vaters, vom Fluch unterbrochen, im Rauschen des Windes . . . er beschleunigte seine Schritte, rannte fast, ohne zu wissen wohin, das Stöhnen verfolgte ihn, ein kalter Angstschweiß trat ihm aufs Gesicht . . . . . Er hatte das Dorf schon weit hinter sich, nur die Gärten zogen sich noch längs des Weges hin, als er am Abhang eines Hügels erschöpft niedersank. Wildes Gesträuch und zertretenes Gras breitete sich zu beiden Seiten; Pfade nach allen Richtungen streiften den Hügel. Dschellaleddin hob den Kopf empor und besann sich: dieser Ort war ihm bekannt — der Strahl des Mondes erhellte die Umgegend. Da zeigten sich oben und auf der andern Seite des Hügels weiße Steine rings umher zerstreut; Turbane, aus Marmor oder Granit gemeißelt, erhoben sich ungeordnet über den Gräbern der Rechtgläubigen. Epheu umschlang einige derselben mit seinem Trauergrün, andere waren in den Staub gestürzt, wie die Entwürfe Derer, die einst einen ganzen Welttheil in Blut zu tauchen drohten und ihren Nachkommen nicht einen Fuß breit Erde hinterließen.

Seitwärts in besonderer Einfriedung ruhten die Reste einiger Generationen des fürstlichen Geschlechtes, welchem seit langer Zeit das Dorf gehörte; dort ragten in der männlichen und weiblichen Abtheilung zwei neue Gräber. Ein unerklärliches Gefühl ergriff Dschellaleddin; das war nicht Schrecken, nicht Schmerz — es war eine

unruhige Erwartung; im Grase, über den Gräbern rauschte etwas seltsam, etwas flatterte in der Luft, schmiegte sich an ihn und zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Anhöhe. Er folgte, er warf sich vor dem neuen Denkstein nieder und flehte die Eltern mit heißen Thränen, dem Sohne zu vergeben, der stets, in jedem Loose ihr Andenken ehren und den Geboten des Himmels gehorchen würde. — Das Gebet und die Thränen erleichterten ihm das Herz. Er neigte seine Kniee, legte die Arme und das Haupt auf den Marmorturban, und versank in ein Sinnen ohne Klarheit, in eine geistige Lethargie.

Die Dunkelheit begann sich zu zerstreuen, als ein leises Geräusch Dschellaleddin aus seiner Erstarrung weckte. Er blickte empor; von der Seite des weiblichen Friedhofes schwebte eine Gestalt auf ihn zu, so leicht und leise, daß sie über die Erde zu gleiten schien, ohne sie mit den Füßen zu berühren. Dschellaleddin sah schärfer hin; seine Pulsschläge stockten ..... das war die Gestalt, der Wuchs und das Kleid seiner Mutter! Hätte sie wirklich sich von den Seligen des Himmels getrennt, um den leidenden Sohn zu trösten, ihm die Verzeihung zu bringen, um die er mit so viel Rührung bat? Die Erscheinung blieb stehen, Dschellaleddin stürzte ihr jammernd entgegen, ein Schrei des Schreckens antwortete ihm, verwandelte sich aber augenblicklich in einen Freudenruf, und ein lebendiges, zitterndes Wesen sank an die Brust des Fürsten.

— „Gott, das bist Du!“

„Dschellaleddin! Du bist wieder bei mir! Ich habe Dich mir erfleht vom Himmel!“

— „Gute Emina! wie erfuhrst Du meine Ankunft!“

„Ich wußte nichts; bei Morgengrauen schleiche ich mich oft her, unbemerkt von den Leuten; auf der ganzen Erde hatte ich keine anderen Verwandten, als diese Gräber — jetzt bist Du hier! ich bin nicht mehr verwaist!“

Außer sich vor Entzücken, fiel ihm das arme Mädchen zu Füßen. Mit dem Erscheinen eines lebenden Wesens kehrten in die Seele Dschellaleddin's die irdischen Gedanken zurück und verdrängten die Erinnerungen an die Todten.

„Emina," sagte er nach einigen Minuten, „hast Du sie nicht gesehen, hast Du nichts von ihr gehört?"

— „Von wem?" fragte das Mädchen.

Dschellaleddin nannte Ludmillen; Emina senkte das Haupt und ließ die Hand ihres Verwandten los.

„O ja! ich habe sie gesehen, Deine Geliebte; sie ist noch immer so schön ....."

— „Wo sahest Du sie, Emina, wann?

„Neulich kam sie zu Pferde hier durch mit einem Schwarm von Männern; eine Frau und ein Offizier in rother Uniform ritten neben ihr.

Dschellaleddin zog die Brauen zusammen; er faßte Emina an der Hand und stieg die Anhöhe herab.

„Wo bist Du eingekehrt?" hub das Mädchen wieder an.

— „Ich bin nirgends eingekehrt; ich reite gleich fort."

„Schon wieder fort, Dschellaleddin? .... wohin denn?"

— „Ins Thal, zu meiner Braut ..... Und Du, Emina, wo kommst Du her? Wo hältst Du Dich jetzt auf?"

„Ich wohne bei der alten Fatime, Deiner Amme. Komm mit, Dschellaleddin, Du kannst jetzt noch nicht ins Thal, es ist zu früh. Komm mit; Fatime liebt Dich."

Dschellaleddin sah nach dem Himmel; es dämmerte kaum. Er nahm die Einladung Eminens an.

Mit welcher Sorgfalt legte er am Morgen seine Sachen auseinander, besah die Uniform und hängte die Orden an! Mit welchem Fleiß glättete er die schwarzen Locken, die seiner hohen, edlen Stirne so gut standen! Der Tatare putzte sich vor einem Stückchen Spiegel, wie ein Stadtfräulein, das sich anschickt, Herzen zu erobern. Die gestrige Beklommenheit, der Tod seiner Eltern, die Nacht auf dem Friedhofe, Alles war aus seiner Erinnerung verwischt und hatte ihm nur einen kaum merklichen Zug zwischen den Brauen zurückgelassen, in den Augen aber strahlte Freude.

Auf dem Hofe stampfte ein schönes Roß die Erde; zwei Tataren, die keine Furcht hatten, sich mit dem Gelde des Abtrünnigen die Finger zu verbrennen, konnten das muthige Thier kaum auf dem Flecke erhalten.

Es war noch früh am Morgen, als der junge Offizier auf dem bekannten Wege ins Thal hinsprengte. Wie trefflich kleidete ihn die russische Uniform! Er hatte den Mantel leicht über die Schultern geworfen, zwei Kreuze, die er mit seinem Blut erkauft, schmückten seine breite Brust, seinen Bewegungen verlieh die europäische Bildung Anmuth und Leichtigkeit, ohne ihm jedoch den Stolz und die natürliche Würde des Muselmanns zu nehmen. Die Hoffnung des nahen Glückes fachte in seinen Augen wieder das Feuer an, das von den qualvollen Leiden fast erloschen war. Seine Blicke sprüheten Liebesfunken und ein Lächeln umspielte seine Lippen. Die ganze Seligkeit, die sein Herz mit jedem Athemzug einsog, strahlte in seinem Gesichte wieder. Wollte ein Künstler die Seele eines Helden darstellen, wie sie vom Schlachtfeld sich nach dem Eden emporschwingt, um den süßen Lohn zu empfangen, er könnte kein schöneres Bild des Aufflugs zu paradiesischem Entzücken schaffen, als es Dschellaleddin in diesem Momente war.

Eben hatte er sein Roß in die enge Gasse gelenkt, welche

zu dem Brigadiershause führte, da traten aus demselben zwei Offiziere; er sah sie im Rücken, aber die rothe Uniform fiel ihm unangenehm auf. Die Offiziere verschwanden im Quergäßchen. Dschellaleddin ritt an die Hausthüre.

Er trat ins erste Zimmer; hier fand er keine lebendige Seele, aber Alles hatte ein festliches und geschmücktes Ansehen. Die Dielen neu geölt, die Vorhänge an den Fenstern mit Spitzen besetzt; die Tische und das Klavier waren weggekommen, und ringsum Sessel ohne Decken hingestellt. Dschellaleddin warf einen flüchtigen Blick umher und öffnete die Thür in das nächste Zimmer.

— „Ha .... Fürst! Sie da! Wo kommen Sie her so zeitig? ..... Warten Sie nur einen Augenblick, ich bin gleich bei Ihnen.“

Anissia Iwanowna hing einen rothen Shawl um und schob sich, ein wenig von der Seite, durch die offne Thürhälfte herein. Dschellaleddin erdrückte sie fast in seiner Umarmung und küßte ihr die Hände, sie aber erwiederte seine Begrüßung verlegen, erröthete, räusperte sich und suchte sich zu sammeln.

— „Setzen Sie sich, Fürst. Wie haben Sie mich erschreckt! Wir erwarteten Sie gar nicht .....“

„Wie! Haben Sie denn meinen letzten Brief nicht erhalten?“

— „Ja, so! ... nein, wahrhaftig, wir haben ihn nicht erhalten ... hatten lange keine Briefe von Ihnen, glaubten schon, daß die Schweden Sie todtgeschlagen.“

„Ich war schwer verwundet, glücklicher Weise! Ohne diesen Zufall hätte ich nicht sobald von der Armee mich entfernen können .... aber, wo ist Ludmilla? ... führen Sie mich zu ihr ....“

Das Gesicht der Frau von S. wurde röther als ihr Shawl.

— „Ludmilla ist nicht zu Hause, Verehrtester, sie

ist zur Doctorin gefahren; die hat ihr Blumen aus der Stadt gebracht für den heutigen Abend."

„Was ist denn heut Abends?"

— „Nichts, Fürst, wahrlich nichts . . . . . setzen Sie sich, Ludmilla kommt gleich."

Der Fürst biß sich auf die Lippen vor Verdruß und nahm den ihm angewiesenen Platz ein.

„Ist Nikolai Laurentiewitsch zu Hause?"

— „Ja wohl, aber er schläft noch. Sie werden ihn nicht erkennen. Es ist bald ein Jahr, daß er fortwährend kränkelt; das Ereigniß von Aluschta hat ihn erschreckt . . . . . wissen Sie, wo die Tata . . . . die Türken ein Bataillon russischer Soldaten niedergemetzelt . . . Nikolai Laurentiewitsch hatte die meiste Verantwortlichkeit und kam fast um seine Stelle — er ist ja Kreischef; dazu hat er sich noch bei dem ununterbrochenen Hin- und Herfahren erkältet. Jetzt läßt er sich curiren, es schlägt aber wenig an."

Die Erinnerung an Aluschta klang Dschellaleddin wie ein Vorwurf. Er schwieg. Auch die Frau des Brigadiers war gegen ihre Gewohnheit einsilbig, spielte mit den Franzen ihres Shawls und sah ängstlich nach dem Fenster.

„Ist Ludmilla gesund? hat sie mich so schnell erwartet?"

— „Gottlob, sie ist wohl und munter; erwartet aber, ich gestehe Ihnen, haben wir Sie alle nicht."

„Ich bin allerdings um einige Tage früher gekommen, ich eilte so sehr! . . . . Doch kündigte ich Ihnen ja in jedem Briefe an, daß ich Hoffnung hätte, mich bald von der Armee loszumachen."

— „Aber Ihre Briefe, Liebster, so wahr Gott lebt, haben wir nicht erhalten. Wir erfuhren aus den Zeitungen, daß Sie schwer verwundet waren."

„Seltsam! auch ich hatte vier Monate keine Nachrichten von Ihnen und vermuthete, daran sei die unauf-

hörliche Bewegung der Armee Schuld ..... Aber wie lange sie bleibt!" setzte der Fürst hinzu und sah nach dem Fenster.

Er saß wie auf Nadeln; auch Anissia Iwanowna war in außerordentlicher Unruhe. Beide schwiegen.

— „Nun, Fürst," hub Frau von S. an, „haben Sie die Zeit in Petersburg froh zugebracht?"

„Meine Freude war hier; Petersburg erschien mir wie ein prächtiges Grab, in dem ich mich lebendig begraben sah — jetzt erst bin ich auferstanden."

Abermals Schweigen.

„Es ist freilich wahr, jetzt ist auch die Residenz verödet; das Militair ist ausgerückt; die Einwohner haben wahrscheinlich weiter nichts als Verwundete und Todte zu beweinen ... Sehen Sie, wir haben auch einen Gast, den Obersten Belogradow; er war auch verwundet, von den Türken, hat sich unter den Augen Suworow's ausgezeichnet, ist mit Belohnungen überhäuft worden und fast gleichzeitig überkam er nach dem Tode seines Onkels eine ungeheure Erbschaft ... Wie aus den Wolken fallen ihm Reichthümer und Ehren zu! .. Es ist ein allerliebster, vorzüglich gescheiter Mensch!" ...

„Ich gratulire Ihnen zu dem Glücke Ihres Verwandten .... Aber Ludmilla?" ....

So oft Dschellaleddin darauf zurückkam, faßte die Frau des Brigadiers sich ein Herz, wollte etwas sagen und konnte nicht.

— „Ludmilla ist zur Doctorin gefahren! ... Hören Sie, Fürst, haben Sie sich in Petersburg nicht gar verheirathet?"

„Sie scherzen, gnädige Frau? Ich mich verheirathen?" ....

— „Warum denn nicht? Sie sind ein junger Mensch, Petersburg ist reich an schönen Mädchen." ...

„Für mich ist nur Eine schön in der ganzen Welt!" ....

— „Nun ja, freilich! .... Sie sind aber doch immer nur ein junger Mann .... heute gefällt das Eine, morgen das Andere; und zwei Jahre, Bester, sind kein Spaß! .... das ist eine Ewigkeit der Trennung!"

„Ich meine es auch, eine Ewigkeit der Qual!"

— „Nun, aber man kann sich nicht immer quälen, Liebster; man darf einen jungen Mann nicht verdammen, wenn er sich auch zu zerstreuen sucht; so sind wir einmal geschaffen — wir freuen uns, weinen und vergessen doch zuletzt."

Die sonderbaren Reden der Frau von S. beunruhigten Dschellaleddin, aber er argwöhnte nichts.

— „Ja!" fuhr Anissia Iwanowna fort, „wir vergessen und man vergißt uns .... wenn Sie eine Andere heirathen wollten, Ludmilla würde wahrhaftig keine Ansprüche machen."

„Was! Ludmilla?"

— „Nun ja! .... das heißt, sie müßte bedenken, daß .... Sehen Sie, in der Jugend scheint uns jedes Gefühl ewig, wenn's aber vorübergeht, sind wir selbst die Ersten, die darüber lachen."

„Diese Lehre ist mir neu, gnädige Frau. Nicht allein, wenn ich mich verheirathet, sondern wenn ich Ludmillen nur einen Moment vergessen oder nur die Blicke zu einer Andern gewendet hätte, so wäre ich der schmachvollsten Strafe werth."

— „Warum nicht gar, Fürst! So straft man nur für Mord und Raub, aber eine Sinnesänderung in der Liebe ist doch wahrlich kein Straßenraub!"

„Weit ärger noch! Der Räuber nimmt die Börse, der Mörder das Leben, wer aber an seine Seele ein liebendes Herz gebunden und freiwillig dieses Band zerreißt, der raubt mehr, als das Leben, er nimmt dem Herzen sein Höchstes — den Glauben an Glück .... er vernichtet alles Zukünftige, wie alles Vergangene,

und um die Qual vollständig zu machen, läßt er noch das verwaiste Dasein .... O, nein! für ein Vergehen solcher Art ist diese Strafe zu gering!"

— „Wie gut, Fürst, daß Sie kein Gesetzgeber sind! ... nicht der zehnte Theil unsrer getauften Welt käme mit heiler Haut davon! ... Nun, wer mag in unserer Zeit so streng die Gefühle seines Nächsten prüfen? Haben Sie sich aber einmal an unser Ufer begeben, so werden Sie auch schon annehmen müssen, was bei uns Brauch ist!"

„Ich hoffe dessen niemals zu bedürfen!"

— „Nun, das steht bei Ihnen. Aber bedenken Sie selbst: wie soll ein Mädchen, wenn sie sich verehelicht, nicht erwägen, daß Kinder kommen und böse Zeiten und das Alter? daß ein Sparpfennig im Leben viel bedeutet? ... dazu erhielten wir lange keine Briefe von Ihnen .... glaubten Sie todt .... Wir weinten, man kann aber doch nicht ewig Thränen vergießen" ....

„Was soll das heißen?" rief Dschellaleddin, vom Sessel aufspringend.

— „Daß ... daß ..." erwiederte die Frau des Brigadiers sich zusammennehmend, „daß Ludmilla ein Mädchen ohne Vermögen ist; Sie haben jetzt auch Ihren bloßen Gehalt .... Meiner Treu, es wäre gescheiter, wenn Sie beide vortheilhaftere Partien suchten."

„Ihre Worte erschrecken mich! ..... Reden Sie deutlicher."

— „Was ist da zu erschrecken, Verehrtester! .... Ludmilla ist ja nicht das einzige Mädchen auf der weiten Welt."

„Mein Gott!" ....

— „Sie hätte doch darum keine alte Jungfer bleiben sollen, weil sie den Bräutigam todt glaubte! .... Auch ist Belogradow ein besonderer Glücksgünstling ....

„Was sagten Sie? . . . Wiederholen Sie's, wiederholen Sie! . . .

— „Ich denke, ich rede ja verständlich genug; nun, Ludmilla heirathet Belogradow . . . . was ist da Unbegreifliches?“

„Das ist nicht wahr! Sie lügen!“ schrie Dschelladdin außer sich: „Sie verleumden, Sie schwärzen meinen Engel!“ . . . .

— „Grobheiten ertrage ich in meinem Hause von Niemanden; leben Sie wohl, Fürst“ . . . .

„Ich lasse Sie nicht!“ rief er, sie am Arme ergreifend; „Sie müssen gestehen, daß Sie verleumden! . . . Ludmilla heirathet keinen Andern, sie ist mein!“ . . .

„Gerechter Gott, Sie sind in Fieber, Sie zerdrücken mir den Arm“ . . . .

„Nein, eher tödten Sie mich, zerreißen Sie mich . . Ich liege hier zu Ihren Füßen, haben Sie Mitleid, gestehen Sie, es war nicht Ihr Ernst, Sie haben mich getäuscht? . . . . Nicht wahr, Ludmilla ist mein?“ . . . .

— „Wo denken Sie hin, Fürst? hier ist von Scherz nicht die Rede; seit zwei Monaten ist Ludmilla verlobt, sie liebt ihren Bräutigam; wir haben Ihnen ja davon geschrieben . . . .“

„Lug! Lug! . . . Sie haben sie mir entrissen, sie einem Andern verkauft . . . . . geben Sie mir Ludmillen zurück oder Sie werden sie mir theuer bezahlen“ . . . .

— „Aber was in aller Welt wollen Sie von mir, Fürst? . . . . Ludmilla ist ja kein Kind; vor zwei Jahren konnte sie sich noch jedem Tataren an den Hals werfen, jetzt ist sie achtzehn Jahre alt, ist vernünftig . . . wir haben sie zärtlich erzogen, an Armuth ist sie nicht gewöhnt . . . . . und ein solcher Bräutigam wie Belogradow . . . . .“

„Aber hat er denn mehr als Einen Kopf, oder eine Brust von Eisen?“ rief Dschellaleddin wüthend. „Oder glauben

Sie, daß man ungestraft mit einem Menschen so spielen darf? ihm sein Vaterland nehmen, seine Lieben, sein Vermögen, Alles, was er Glück auf Erden nannte, ja, sein moralisches Leben selbst, und dann, wenn das Spiel zu Ende ist, ihn wie einen Wurm zertreten? ..... Nein! ich schwöre bei der Asche meines Vaters, Ludmilla ist mein und soll es bleiben! Eher ersticke ich sie an meinem Herzen, als daß ein Andrer es wagen darf, ihr nur ein Haar anzurühren!" ....

— „Wahnsinniger! Wahnsinniger! Hilfe!" schrie Anissia Iwanowna, indem sie sich nach der Thür zurückzuziehen und ihre Hand aus der Dschellaleddin's loszumachen suchte.

Da fuhr draußen ein Wagen vor, und harmlos und leichtfüßig hüpfte aus demselben Ludmilla mit einem Strauß weißer Rosen in der Hand.

„Ludmilla! Geliebte!"

— „Dschellaleddin .... lebt ...."

Sie ließ die Blumen fallen und sank zu Boden, bleicher noch, als ihre weißen Rosen. — Dschellaleddin hob sie in seinen Arm und, ohne weiter auf das Geschrei der Anissia Iwanowna noch auf die Geschäftigkeit der Stubenmädchen zu achten, suchte er sie zur Besinnung zu bringen. Ludmilla öffnete die Augen und schloß sie wieder mit einem Ausdruck des Entsetzens.

— „Dschellaleddin ... man sagte mir, er sei todt .... wehe, wehe mir!"

„Man hat Dich hintergangen, mein Engel," sprach der junge Mann, ohne sie aus seinen Armen loszulassen. „Ich lebe, ich komme zur rechten Zeit, Dich aus den Händen Deiner Verfolger zu reißen, der Schacherer, die Dich verhandeln wollten .... Ludmilla, meine Süße, Gute, nicht wahr, dieses Weib hat mich belogen? Du liebst keinen Andern, Du hast mich nicht vergessen?"

Ludmilla schwieg.

„O sprich, Ludmilla! fürchte Dich vor ihr nicht, vor

Niemanden in der Welt .... ich bin mit Dir! Eher entreißen sie mir mein Herz, als Dich! — Meine Theure! .... so rede, beruhige mich!“

Ludmilla brachte kein Wort hervor.

„Was bedeutet dieses Schweigen? Ludmilla, erkennst Du Deinen Freund nicht mehr? Oder ist Dein Herz versteinert für alles Mitleid? Ludmilla! .... ist's möglich? Nein, weg mit allem Zweifel! .... Geliebte meiner Seele, so sprich, rede, gieb mir Gewißheit!“ ....

Er küßte ihre Hände und weinte, weinte wie ein Kind, das umsonst die erstarrte Leiche seiner Mutter anruft. Ein Stein hätte sich seiner Schmerzen erbarmt; Ludmilla weinte auch — und schwieg.

„Es ist also kein Traum, keine Täuschung!“ rief er im Ausbruch unsäglicher Verzweiflung — „Du bist treulos .... hast Dich einem Andern hingegeben! .... So vollende, was Du begonnen, tödte, vernichte mich! ... Ludmilla, Ludmilla, warum wolltest Du mein Verderben?“ ....

Er ließ den Kopf auf die Hand sinken und schluchzte laut. Ludmilla schlüpfte zur Thüre hinaus. Er stürzte ihr nach, aber Anissia Iwanowa vertrat ihm den Weg.

„Ludmilla! .... lassen Sie mich zu ihr, lassen Sie!“

— „Nein, Herr! es schickt sich nicht, daß ein Mann in das Gemach eines Mädchens eindringt.“

Dschellaleddin zog sie heftig am Arme weg und sprang nach der Thüre, trat aber auf einmal erschreckt zurück. Vor ihm erhob sich eine Gestalt, wie ein Gespenst, wie ein dem Grab Entronnener, mit allen Zeichen der Zerstörung im Gesicht. Die gelbe, durchsichtige Haut war über die Knochen gespannt, zwei Kugeln ohne Leben und Farbe bewegten sich in den tiefen Augenhöhlen; um den nackten Scheitel flogen die Reste grauen Haars, das in einzelnen Flocken noch am Hinterhaupte und an den Schläfen hing, vollständiger Verwesung entgegensehend.

— „Fürst!“ sprach der unglückliche Brigadier mit heiserer Stimme: „Bleiben Sie, hören Sie mich.“

Auf einen Diener gestützt, that er noch einen Schritt vorwärts und sank auf das Sopha. Anissia Iwanowna verschwand.

— „Fürst, Ihr Zorn ist gerecht!“ fuhr er fort, „wir haben gefrevelt an Ihnen, gefrevelt vor dem Herrn! Wir haben Ihnen Alles genommen und vergelten Ihnen mit dem schwärzesten Verrath .... Aber Gott ist mein Zeuge, nicht ich bin der Urheber all dieses Unheils. Schon länger als ein Jahr verzehrt mich die Schwindsucht, ich muß das Zimmer hüten, und kann die Aufführung meiner Familie nicht überwachen .... Belogradow kam, gleich darauf verbreitete sich das Gerücht von Ihrem Tode; von wem es ausging? .... Möge Gott den Schuldigen strafen! Als Ludmilla die Hoffnung verlor, Sie wiederzusehen, widerstand sie der Versuchung nicht; eine neue Liebe verdrängte ihren Schmerz, sie schloß sich dem Freier an, der Geistliche verlobte sie, und nun sind sie nicht mehr zu trennen. Verzeihen Sie ihr, verzeihen Sie uns .... Ich sehe zu spät ein, daß das gute, sanfte Mädchen Sie nicht zu würdigen wußte; ihr Herz konnte eine Liebe, wie die Ihrige, nicht fassen. Sie lebt, wie wir Menschen alle leben: ihr Kummer wich der Zeit, diese brachte ihr eine neue Freude, und auf die werden neue Thränen und neues Lächeln folgen; so hat sie die Natur geschaffen, verdammen Sie sie nicht! Fordern Sie von mir, was Sie wollen, mein Leben ist in Ihren Händen .... nur schonen Sie die Ehre meiner Tochter, beflecken Sie meine letzten Tage nicht mit Schande ....“

Die Stimme des Greises bebte, Thränen rollten ihm übers Gesicht. Dschellaleddin stand vor ihm finster und lautlos.

— „O, daß ich mit den wenigen Tagen, die mir noch übrig bleiben, die Vergangenheit wieder erkaufen

könnte! Mit welcher Freude würde ich Sie meinen Sohn nennen! .... Aber jetzt kann ich nichts, als Ihnen ein Glück wünschen, das Sie in vollem Maße verdienen. Suchen Sie eine Seele, die gleich der Ihrigen sich ungetheilt einem einzigen Gefühle hinzugeben und in diesem mit allen andern aufzugehen vermag; die Liebe verlangt unbedingte Gleichheit in der Kraft der Empfindung, sonst wird sie ein Quell des Elends. Leben Sie wohl, Fürst; noch einmal bitte ich Sie, verzeihen Sie ihr! Suchen Sie sich zu zerstreuen, Sie sind noch jung, Ihnen kann noch mancher Trost zu Theile werden."

Dschellaleddin stand die ganze Zeit da, den düstern Blick auf ihn heftend, mit dem schmerzlichsten Ausdruck in den Zügen. Er hörte den Brigadier mit gespannter Aufmerksamkeit, als bemühe er sich vergebens, den Sinn seiner Worte zu fassen .... Als aber der Brigadier ihn an der Hand ergriff, sie theilnahmsvoll drückte und, auf die Schulter seines Dieners gestützt, fortwankte, trat der Fürst langsamen Schrittes aus dem Hause, stieg aufs Pferd und ließ es gehen, wohin es wollte.

Eine Stunde darauf lag er in der Hütte seiner Amme auf einer Bastmatte, den Kopf ins Kissen gedrückt. Man hätte ihn für einen Schlafenden nehmen können, wenn nicht das dumpfe Stöhnen, welches ihm sein heftiges Weh erpreßte, von Zeit zu Zeit bewies, daß es die Erstarrung des Leidens, nicht der Ruhe war. Zu seinen Füßen saß Emina; sie hatte den Schleier abgeworfen, und die Hände ringend, sah sie voll tiefen Mitleids ihren Verwandten an und trocknete heimlich Thränen.

Es war weit über die Mittagsstunde, als ein schlanker Kosak an die Hütte trat und ein Gespräch mit der alten Tatarin anknüpfte, die auf der Schwelle saß. Sie waren, wie man sah, längst bekannt, und ihr Geschwätz erregte anfangs weder die Aufmerksamkeit Dschellaleddin's, noch die seiner Nichte. Endlich stand der Kosak auf.

„Wo eilst Du hin?“ fragte ihn die Tatarin.

— „Ins Thal; ich bin nur im Vorbeigehen hergekommen, möchte mir gern die Hochzeit der Brigadierstochter ansehen.“

„Ist die Hochzeit so bald?“

— „In zwei Stunden, glaube ich, fahren sie schon zur Kirche. Nun, das ist ein stattliches Paar! Sie wunderhübsch und auch er .... wenn er Einen ansieht, ist's gerade als striche er Einem Honig an die Lippen.“

Dschellaleddin hob den Kopf empor.

„Und wird das einen Schmaus geben!“ fuhr der Kosak fort. Ein ganzes Faß Branntwein und zehn Eimer Bier — das ist schon etwas, womit man die Gesundheit der Vermählten ausbringen und ihnen Kindlein wünschen kann, so allerliebst wie sie selber ....“

— „Nein! .... weder mir noch ihm!“ rief Dschellaleddin sich aufrichtend.

Als der Kosak einen russischen Offizierrock bemerkte, empfahl er sich der Wirthin und verschwand. Der Fürst ging mit funkelnden Blicken auf und ab, in seiner Seele bildete sich ein Entschluß.

„Emina,“ sagte er zu dem jungen Mädchen, die wie seine Sklavin vor ihm stand: „willst Du mir einen Dienst erweisen, einen wichtigen, vielleicht den letzten?“

„Dir einen Dienst zu leisten ist meiner Seele Labsal.“

— „Auch dann, wenn das, was ich von Dir verlange, die Gesetze verbieten?“

„Mir ist kein Gesetz heiliger als Deine Worte.“

— „So komm, die Zeit ist kostbar, Emina. Auf dem Wege will ich Dir erzählen, was Du für mich thun kannst.“

Er riß sie mit sich fort, ohne auf die Einwendungen der alten Amme zu hören, setzte sie neben sich auf's Pferd, umschlang sie mit einem Arm und verschwand im Walde, auf dem Wege ins Thal.

Peter Galaktionowitsch Belogradow saß vor dem Spiegel: Riechfläschchen, Pomade und Puder, Kämme, Ringe, Kettchen lagen neben ihm auf dem Tische zerstreut wie in einer Galanteriewaarenhandlung nach zahlreichem Besuch. Eben wurde die Frisur beendigt; prächtige ailes de pigeon wallten in Locken um die Schläfen; unter dem weißen Pudermantel blickten die Füße hervor in seidenen Strümpfen und Schuhen mit kostbaren Schnallen. Er saß ruhig mit aller Unbeweglichkeit, die das wichtige Geschäft verlangte, bis der Haarkünstler fertig war. Dann warf er den Mantel ab, that die ponceaurothe Uniform an, zog die Manschetten glatt, besprengte das Tuch mit wohlriechendem Wasser, drehte sich drei Mal vor dem Spiegel herum, und fragte den Kammerdiener, ob der Wagen zurück sei.

„Nein, gnädiger Herr," war die Antwort.

— „Der Bruder ist unausstehlich! was muß man warten!"

Er begann im Zimmer auf- und abzugehen und pfiff eine Arie aus dem „Dianenwäldchen".

Da wurde ihm ein Zettel überreicht; er durchflog ihn und wechselte die Farbe.

— „Wer hat den Brief gebracht?"

„Ein junges Mädchen, eine Tatarin."

— „Sie soll hereinkommen."

Die Tatarin trat ein.

— „Wer hat Dich geschickt, wer hat den Brief geschrieben?"

Sie gab ein Zeichen, daß sie ihn nicht verstehe.

— „Heda, wer ist dort? Man rufe den Dolmetscher her."

„Dessen Amt kann ich übernehmen, wenn es sich um die tatarische Sprache handelt," sagte ins Zimmer tretend ein junger Offizier, eben so aufgeputzt und parfümirt wie der Hausherr.

— „Ah, Alexander! Du kommst zur rechten Zeit;

sieh doch, was dieses Mädchen, oder dieser — Währwolf mir gebracht hat."

„Was soll das sein? Eine Einladung, mit einem alten Bekannten im benachbarten Walde einen Spaziergang zu machen .... und welche Drohung, im Falle Du sie nicht annimmst!"

— „Ich weiß wahrlich nicht, wozu ich mich entschließen soll."

„Was giebt's hier zu überlegen! Es ist klar, daß Du hinfahren mußt .... Nur höre, Kamerad, man erlaubt Dir einen Diener mitzunehmen: nimm mich."

— „So frage doch diese Statue, wo sie her ist, wer sie schickt?"

„Ei, sieh nur, was diese Statue für schelmische Augen hat! prächtig! .... Wo kommst Du her, meine Schöne?" fragte er sie auf tatarisch.

— „Aus dem Walde."

„Nun, die Antwort ist just nicht befriedigend .... wer schickt Dich?"

— „Das wirst Du im Walde erfahren."

„Wahrhaftig! ich fahre unbedingt mit Dir: das giebt ein Abenteuer!"

— „Keines von den angenehmsten. Du siehst, daß ich angekleidet bin; in einer Stunde geht's zur Kirche."

„Man verspricht ja Dich nicht länger als zehn Minuten aufzuhalten; da kommst Du noch zeitig wieder."

— „Ja, aber ich werde mich nicht wieder umkleiden können, drücke mir die Frisur ein."

„Du glättest sie auf ... Uebrigens wie Du willst; nur nimm Dich in Acht, daß der geheimnißvolle Unbekannte seine Drohung nicht erfüllt; hier versteht man mit Dolchen zu spielen."

— „Hast Recht; da kommt ja auch schon der Wagen."

Belogradow durchlief noch ein paar Mal den Zettel, besann sich, nahm von der Wand eine Pistole herab, hüllte sich in seinen Mantel und trat hinaus; sein Ka-

merad folgte ihm. Sie stiegen in den Wagen, setzten das Mädchen, das ihnen den Weg zeigen sollte, neben sich und fuhren nach dem Walde zu. Als sie zwei Werste zurückgelegt, hielt der Wagen auf ein Zeichen des Mädchens am Saume des Waldes. Belogradow und sein Kamerad stiegen aus und folgten ihrer Führerin ins Dickicht auf einem kaum bemerkbaren Steg. Dürre Blätter knisterten unter ihren Füßen; seitwärts hörte man das Brausen eines Wasserfalles. Hinter den Büschen glänzte die Flut, silberschäumig von Stein zu Stein rollend. Die Tatarin bog vom Steg ab nach der Quelle, und sie traten auf ein freies Plätzchen, auf welchem ein russischer Offizier herumging. Als sie sich näherten, hob er den Kopf empor und seine Augen blitzten freudig.

„Willkommen!" rief er Belogradow mit leiser Ironie entgegen: „ich danke Ihnen, daß Sie mein dürftig Mahl nicht verschmäht haben."

— „Ah, Fürst . . . ."

„Sie haben mich erkannt; mithin bedarf es keiner Erklärung."

— „Im Gegentheil, ich bitte Sie, mir zu erklären, was Ihre Einladung, Ihre Drohung zu bedeuten hat?"

Dschellaleddin warf den Mantel ab und reichte Belogradow zwei Pistolen.

„Ich denke, nun ist's deutlich," sagte er eben so ironisch wie zuvor.

Belogradow prallte auf zwei Schritte von ihm zurück.

— „Sind Sie bei Troste, Fürst? Sie wollen sich mit mir schießen . . . . wofür? weshalb?"

„Wir beide haben nicht Platz neben einander auf der weiten Welt; einer muß den Andern verdrängen."

— „Aber um Himmels willen, wir haben uns zwei Jahre nicht gesehen, und die früheren Beleidigungen bin ich bereit Ihnen wiederholt abzubitten . . . . Ich

habe mich überzeugt, daß Sie ein treuer Sohn Rußlands sind.“

„Ein Sohn des Teufels bin ich, zu dem ich Sie bald mit einem Auftrag schicken werde, wenn Sie mir nicht zuvorkommen.“

— „Aber ... aus welchem Grunde? ...“

„Herr Leutnant, zwingen Sie mich nicht, Ihnen den klaren, unumstößlichen Grund meiner Forderung zu nennen: wenn Sie mir auch dann keine Genugthuung geben wollen, so werde ich das Recht haben, Sie zu erschießen wie ... wie ... einen Menschen, der nicht werth ist, die russische Uniform zu tragen!“

Der Kamerad Belogradow's schlug sich ins Mittel.

— „Wozu dies unangenehme Hin- und Herreden? Hat sich Belogradow gegen Sie etwas zu Schulden kommen lassen, so bin ich versichert, er wird Ihnen niemals Genugthuung versagen; aber ließe sich dieser blutige Handel nicht auf einen andern Tag verschieben? Sie haben eine ungünstige Zeit gewählt, man harrt unser bei einem andern Mahle.“

Eine dunkle Röthe überflog das Gesicht Dschelladdin's.

„Nicht eine Stunde Aufschub!“ rief er entschieden. „Hier sind zwei Pistolen; nur die eine ist geladen .... Dieser Herr wird die Mühe übernehmen, uns die Pistolen zu reichen.“

— „Und die Schritte abzuzählen,“ bemerkte der Offizier.

„Das ist nicht nöthig! Ich mag nicht verstümmeln, noch verstümmelt werden; wir schießen uns auf Armweite. Die Pistole auf's Herz.“

— „Aber das ist Metzelei! Das ist Mord! ....“ schrie der unglückliche Belogradow, bleicher als ein herbstlich Blatt: „Sie sind der Herausforderer, nicht Sie haben die Bedingungen des Duells vorzuschreiben; das ist wider alles Gesetz!“

„Sie werden meine Bedingungen annehmen,“ sagte Dschellaleddin mit fester Stimme, dem Sekundanten die Pistolen reichend. „Kein Wort mehr!“

— „Nein! ich schieße mich nicht mit Ihnen, ich schieße mich ganz gewiß nicht ....“

Belogradow that einige Schritte nach dem Steg — Dschellaleddin ergriff ihn am Arm.

„Du wirst .... sonst bist Du den Augenblick verloren!“

In der Hand Dschellaleddin's blitzte der entblößte Dolch. Sein Gesicht hatte einen solchen Ausdruck von Wuth, seine Stimme und alle Bewegungen waren so gebieterisch, daß der Gegner nicht mehr im Stande war, etwas einzuwenden. Der Sekundant versuchte es noch zu einer Aussöhnung zu bringen: aber ein Zeichen der Ungeduld ward ihm zur Antwort.

— „Mach's ab mit diesem Rasenden,“ raunte er Belogradow ins Ohr: „es ist nun gleich — Einer von Euch muß sterben.“

Belogradow empfing mechanisch aus den Händen des Secundanten die eine Pistole; der Fürst nahm gleichmüthig die andere.

„Gedenke an mein Vermächtniß! .... das Kreuz ihr! ....“ rief er dem in einiger Entfernung stehenden Mädchen zu.

Sie sank auf's Knie und verhüllte das Haupt mit dem Schleier.

Auf ein gegebenes Zeichen fiel der Schuß: noch ein paar Sekunden standen beide Gegner auf dem Flecke — da wankte Belogradow, ließ die Pistole fallen und stürzte ohne einen Laut, ohne einen Seufzer rücklings zur Erde .... Das Blut quoll ihm aus dem Herzen, das mitten durchgeschossen war.

In demselben Augenblicke erscholl der Weheruf des Sekundanten und ein Freudenschrei des Mädchens. Der Fürst aber wich noch immer nicht von der Stelle, und

heftete den wilden, fühllosen Blick auf den Leichnam des Erschlagenen.

Es war seltsam, so viele Gegensätze im Aeußern und und in den Empfindungen, so viel verschiedene Leidenschaften an vier Menschen wahrzunehmen, von denen einer entseelt am Boden lag. Sein Uebergang vom Leben zur Verwesung war so rasch, daß die Frische des Ballanzugs sein Dasein überdauerte .... Die Spitzen an den Manschetten hatten sich noch nicht zerdrückt, an den seidenen Strümpfen war noch keine einzige Falte, von den Locken, die der Wind zerstreute, wehte noch der Wohlgeruch orientalischer Blumen. Neben ihm kniete der andere Candidat des Hochzeitsfestes, und gab sich Mühe, noch irgend ein Lebenszeichen in dem erkalteten Körper zu entdecken; zwei Schritte aber von ihnen umschlang ein Mädchen, unschuldsvoll wie ein Kind, schön wie das Glück, die Kniee des Mörders mit dem Ausdruck der lebhaftesten Freude, ohne zu bemerken, daß der Saum ihres weißen Schleiers in Blut tauchte .... Rings umher Stille: die Bäume bewegten sich nicht. Nur der Bach rauschte eintönig über die Steine hin, ein leises Lüftchen spielte im Grase, und ein Schwarm von Vögeln, die der Schuß erschreckt, erhob sich schreiend unter die Wolken — dann ward Alles wieder still.

— „Er ist todt!" sagte der Sekundant.

„Todt!" wiederholte der Fürst, und sich über den Leichnam hinneigend, flüsterte er etwas mit boshaftem Lächeln.

— „Man muß Leute herbeischaffen, die Leiche fortbringen .... Mein Gott! wie benachrichtigt man sie jetzt von diesem Unglück! .... Nein! Besser verschweig' ich's ..."

„Ja, die Braut wird in Verzweiflung sein!"

Der Sekundant hörte die letzten Worte nicht; er lief nach Leuten.

„Geh nach Hause, Emina," sagte Dschellaleddin,

nachlässig den Mantel über die Schulter hängend und die Pistole aufhebend, die sein Gegner fallen ließ: „ich danke Dir, ich werde Deinen Dienst nicht vergessen ....“

— „Wo willst Du hin? .... sie tödten Dich!“

„Fürchte nichts .... wo ich hingehe? .... ich weiß es nicht .... Wenn ich nicht zurückkehre, suche mich nicht.“

— „Dschellaleddin,“ sprach das Mädchen furchtsam, „laß mich Dir folgen .... Ich bin eine Waise, ich habe Niemand außer Dir, habe keine Verwandten, keine Zufluchtsstätte: laß mich, laß mich!“

„Das geht nicht, Emina .... ich bin auch heimatlos. Jetzt kann ich nicht mehr in Rußland bleiben. Geh nach Hause, nimm Dir alles, was ich .... meiner Braut mitgebracht; nimm auch meine Sachen, mein Pferd, mein Geld, ich schenke es Dir zur Aussteuer. Sei glücklich, bete für mich, leb wohl! ....“

„Dschellaleddin! Dschellaleddin!“ stöhnte das arme Mädchen, aber nur der Echo des Waldes antwortete ihr. Sie lief eilends nach der Seite hin, wo das Buschwerk unter den Füßen Dschellaleddin's knisterte.

Prächtig war die Hochzeitsfeier im Thale! Alle Zimmer im Hause des Brigadiers waren hell erleuchtet; die Equipagen, die auf dem Hofe keinen Raum fanden, nahmen einen Theil der Straße ein. An den Fenstern schwebten zwischen den Geraniumblättern die Schatten geputzter Damen und Herren vorüber; Diener trugen Präsentirteller mit Früchten — und überall, in jedem Zimmer, in jeder Gruppe erschien die Frau des Brigadiers, mit Blumen auf der Haube, mit einem riesigen Fächer in der Hand; sie nahm Jeden in Beschlag, machte sich um alle zu schaffen, plauderte in einem fort .... ihr

ganzes Wesen hatte sich in den freudigen Gedanken an den Schwiegersohn und seine fünftausend Seelen verloren.

Im Kreise der Mädchen glänzt vor allen Ludmilla durch ihren Schmuck und ihre Schönheit. Wie lieblich ist sie in ihrem weißen, dünnen Kleide, mit den Myrthenzweigen und Rosen auf dem Haupte, mit einem Strauß an der Brust! Welch kindlicher Frohsinn spricht aus ihren Zügen, wenn sie mit ihren Freundinnen kichert! Und welche Liebe, welche Innigkeit belebt ihre Blicke, wenn sie sie zu dem schönen Obersten wendet, der an den Kamin gelehnt, einigen umstehenden Offizieren etwas erzählt! Nach und nach wird die Gesellschaft ruhiger, das Geräusch und die Verwirrung weichen einer geordneteren Bewegung; die alten Herren sammeln sich um die Spieltische, die alten Damen lassen sich auf den Divans nieder; die Jugend stellt sich reihenweise zum Tanze; man spielt das Menuet des Signor Petronio Lanzi, welches einmal das gesammte tanzende Europa ergötzt, und die Neuvermählten schreiten voran, Alle entzückend durch die Leichtigkeit und Grazie ihrer Bewegungen. Ihnen folgen andere Paare: Alles tanzt und jubelt. Nur ein Lächeln ist erzwungen; nur ein Gesicht verdüstert von Zeit zu Zeit ein Gedanke — das des Sekundanten.

Unter den Fenstern scharten sich ganze Haufen Volkes. Russen und Tataren, Griechen und Armenier mengten sich unter einander, neugierig, das Hochzeitsfest anzusehen. Einige Stubenmädchen und Lakaien, die vorn standen, urtheilten über die Anzüge und Verdienste ihrer Herrschaften, von deren Reizen und Charakteren sie einander die Geheimnisse verriethen.

— „Wo ist denn der Bruder des Bräutigams?" fragte eines der Mädchen halblaut.

„Höre, er soll erkrankt sein; man hat dem Herrn sagen lassen, er möchte sich nicht beunruhigen, es sei ein leichtes Unwohlsein, das bis morgen vorübergehen würde."

— „Was ist ihm zugestoßen? Ich habe ihn noch heute gesehen, wie er nach Hause ging; er war so vergnügt!“

„'S ist aus mit seinem Vergnügtsein! . . . .“ sprach eine männliche Stimme.

— „Wie das?“

„Darf nicht plaudern! Morgen erfährst Du's.“

— „Sieh doch, Mascha, wie hübsch das Brautpaar ist!“

„Wen hab' ich denn getödtet! . . . .“ rief Jemand in schrecklichem Tone. Der Haufe kam in Bewegung, Alle sahen sich um — aber die Straße war mit Menschen bedeckt, die Nacht finster. „Da hat Einer zu tief ins Glas geguckt!“ bemerkte ein Livreebedienter und Alle wandten sich wieder dem heitern Schauspiel zu. Jetzt drängte sich ein Mann von hohem Wuchse, in russischer Uniform mühsam durch den Haufen und trat dicht ans Fenster. Die ihm zunächst standen, bemerkten beim Schein der rings um das Haus aufgestellten Lämpchen, daß sein Gesicht ungewöhnlich blaß war; ein leiser, schmerzlicher Seufzer rang sich wiederholt aus seiner Brust. Sie wichen zur Seite, der Offizier blickte unverwandt durch die Scheiben.

Der Tanz war zu Ende. Ludmilla verschwand einen Augenblick und zeigte sich bald in einem andern Zimmer, wo die alten Herren am Spieltisch saßen: mit dem Spiele beschäftigt, beachteten sie die Königin des Festes nicht. Sie lehnte sich ans Fenster, und begann ihr brennendes Gesicht zu fächeln. Gleich darauf erschien neben ihr die Gestalt eines Mannes, den man nicht deutlich genug sehen konnte, weil gerade an dieser Seite des Fensters der Vorhang in Falten niederfiel. Ludmilla spricht mit ihm, lacht, reicht ihm die Hand, die er mit der seinigen streichelt; einige Minuten vergehen in zärtlichem Gespräch . . . Da ertönt wieder die Musik; Ludmilla entfernt sich von der Wand und glät-

tet das Haar; jetzt neigt sich der Mann zu ihr — ihre Lippen berühren sich in flüchtigem Kusse — und sie flattert aufs Neue zu den Tanzenden. Der Oberst trat an den Spieltisch.

Immer voller, immer lauter schallt die Musik, immer belebter wird der Tanz, alle Gesichter strahlen Vergnügen, Freude umschwebt die Häupter der Neuvermählten . . . . und ein paar Schritte von ihnen steht Dschelaleddin! Er sah, wie schön und fröhlich sie war, er sah die Liebe, die in ihren Augen glänzte, sah, wie sie mit dem jungen Obersten kos'te . . . . Schade, daß sie sich nicht weiden konnte an den Qualen ihres Opfers! daß, nachdem sie ihm das Herz herausgerissen, sie nicht auch, gleich dem heidnischen Priester, seine Todeszuckungen beobachten konnte! Doch es waren nicht die Zuckungen, nicht die Qualen der Eifersucht: was in jenem Augenblicke die Brust des verlassenen, zertretenen Liebenden durchschnitt, hat keinen Namen auf Erden. Er hätte wie ein wüthender Wolf sich zwischen die Gatten stürzen mögen, um sie auseinander zu jagen, sie zu zerreißen mitten in der ihn beleidigenden Liebkosung! Er hätte wie ein Vampyr sich in die Treulose festsaugen mögen, um ihr das Leben wegzuküssen und dann den entseelten Körper zu den Füßen des verwaisten Gatten hinzuschleudern! Alle seine Glieder spannten sich und zitterten, wie unter einem Folterwerkzeug . . . aber er konnte sich nicht von der Stelle rühren. Seine Füße waren wie eingewurzelt, seine Hände erstarrt, und nur seine Gedanken, die ihm stückweise das Vergangene aufrollten, nur seine Augen folgten jeder Bewegung Ludmillens, die hinter den angehauchten Fensterscheiben dahinschwebte wie in Wolken.

Sie hüpfte, sie war so glücklich, das sorgenlose Mädchen! Sie gab sich ganz dem Genusse ihres Glückes hin: frühe lüftete sie den Vorhang der Zukunft, und ihr träumte von Petersburg, vom Hofe, von Festlichkeiten, von allen

Vergnügungen des häuslichen und öffentlichen Lebens. Und kein Seufzer der Reue drang aus ihrem Herzen, kein einziger Gedanke wendete sich zu dem, den sie um Gold so treulos preisgegeben den Martern einer ungebändigten Verzweiflung — zu ihm, der in ihr lebte, in ihr die Tugend angebetet, der für sie bereit war, ein Held oder ein Ungeheuer, der edelste Mensch oder ein Bösewicht zu werden! .... Aber was kümmert sie, die glückliche Gemahlin des reichen Obersten, was kümmert sie der verarmte Tatare, verarmt an allen geistigen und irdischen Gütern? Am Morgen hatte sie einige Thränen des Mitleids geweint. Vielleicht ist auch jetzt ihr Gesicht etwas blässer als gewöhnlich — aber Schminke hat die Blässe bedeckt, und der reiche Schmuck rief ein ungeheucheltes Lächeln auf ihre Lippen. — „Man hat mich überredet, getäuscht!" meinte sie, sich entschuldigend, „er wird sich trösten." O nein! für ihn giebt es keinen Trost mehr auf der Erde. An einem Tage ging er alle menschlichen Leidenschaften durch, fühlte Glück, Verrath, Haß, Rache, tauchte des Morgens in den Entzückungen der Hoffnung, badete sich des Abends in Blut, und erfuhr zu spät, daß es das Blut eines Unschuldigen war! .... Nun, er konnte doch auch die Schuldigen noch erreichen, konnte noch Ströme Blutes vergießen, sich an dem Augenblick gerechter Rache laben .... Aber dann? Was dann? Wohin mit dem übrigen, vielleicht langen Leben? Wo sollte er das Haupt hinlegen? Worin Trost suchen, da er selbst die Fähigkeit verloren, das zu empfinden, was man Freude nennt? Eine unauflösliche Macht hatte sein Dasein mit dem Ludmillens verschmolzen, und nun, ob todt, ob lebend, ist sie ewig mit ihm! Sie wird jeden Bissen seiner Speise mit Galle tränken, wird selbst die Luft vergiften, die er athmet! ....

Sie war wie ein zauberischer Traum dem Jünglinge erschienen, als dieser in stiller Sorglosigkeit schlummerte. Sie weckte Leidenschaften in seiner Brust, sie

blendete seine Augen, drang ihm ins Herz und sagte dann: „Reiße Dich los von mir, oder zerbrich Deine Götzen, verheere Deine Wohnung, wandle in Asche Alles, was Dir theuer war — und ich werde Dich hoch über die Erde erheben, ich will Dir einen Tempel erbauen aus meiner Liebe und Dich höher stellen als alle Götter . . .“ Der Thor folgte ihr, warf die Fackel der Zwietracht in seine Familie, zertrat Alles, was ihm lieb und heilig gewesen, und die Thränen in seine Seele zurückdrängend, lief er ihr nach durch Dornen, durch Wälder, durch Schluchten, über Berge — immer höher und höher: schon sah er sich nicht mehr weit von seinem Himmelsziele, und der herrliche Traum glänzte vor ihm wie ein Leitstern . . . . Da auf einmal, als er die Höhe des ihm verheißenen Lohnes erreichte, erlosch der Stern in der Luft, und ließ ihn allein zwischen Himmel und Erde! Nun kann er sich nicht mehr zum Himmel erheben — es trennt sie ein unendlicher Raum! Er kann nicht mehr hinunter zur Erde — dort lodert die Feuersbrunst, die er mit eigener Hand entzündet! Wohin, zu wem soll er niedersteigen? Alles, was er geliebt, was er sein genannt, ist verraucht in schwarzen Dampfwolken, und dieser Dampf breitet sich wie ein undurchdringlicher Vorhang zwischen ihn und seine Vergangenheit: sie ersteht nicht mehr! . . . . Nur noch der Gedanke an das Verlorene kann in diese bodenlose, unermessene Tiefe niedertauchen, aber auch der wird keine Perle, kein kostbares Kleinod heraufbringen, sondern den Giftdorn der Erinnerung.

Von nun an muß er heimatlos umherschweifen! Sein Herd der nackte Fels — die betäubenden Phantasieen der Reue seine Erholung — Thränen seine Nahrung! . . . .

Es war gegen Tagesgrauen, als ein Wagen nach dem andern durch das Thal dahinrollte. Das Volk ging auseinander und sprach viel von dem glänzenden Mahle,

die Lichter erloschen, der Lärm verhallte, und nur in zwei Fenstern sah man noch einen matten Schein: im Zimmer der Neuvermählten, und zwei Straßen weiter in der Wohnung Belogradow's, wo am Sarge des Verstorbenen eine Kerze brannte.

Tags darauf um die Mittagsstunde kam Ludmilla in einem rosenfarbnen Atlascapot und eleganter Morgenhaube ins Gastzimmer: einige von den nächsten Freunden hatten sich bereits zum Frühstück versammelt; es wurde ein kostbares Service vorgesetzt und die junge Frau begann den Thee zu schenken, als unser gestriger Bekannter, der Sekundant, eintrat. Er ging mit sehr ernster Miene auf den Obersten zu.

— „Ich habe mit Ihnen zu sprechen," sagte er halblaut.

„Worüber denn? Das können Sie vor Allen; es ist kein Fremder hier."

— „Nein, Oberst, das kann ich Ihnen in Gegenwart von Damen nicht mittheilen."

„Was ist das für ein Staatsgeheimniß!" ... sagte der Oberst, ungern seinen Platz verlassend.

Der Sekundant führte ihn ins andere Zimmer. Zu gleicher Zeit wurde der jungen Frau gemeldet, daß eine Tatarin ihr ein Hochzeitsgeschenk gebracht habe.

— „Das ist was Neues!" sagte Ludmilla in merklicher Unruhe: „Ich kenne keine Tatarin."

„Das ist so Sitte bei ihnen," versetzte eine von den Damen: „Laß sie hereinkommen, ma chère, wir wollen sehen, was es für ein Geschenk sei."

Der Diener öffnete die Thüre, und herein trat ein Mädchen, blühend jung und schön, aber etwas Seltsames, fast Schreckliches entstellte ihre Züge. Die Brauen waren finster zusammengezogen, die Augen unbeweglich aufgerissen, wie im Starrkrampf, die Wangen mit Blutröthe übergossen. Lange, feingeflochtene Haare wallten ihr unter dem zurückgeworfenen Schleier über die Schul-

ter, ihr Kleid war zerdrückt, hier und da sogar zerrissen und mit dunklen Flecken bespritzt.

„Was ist das für eine Bettlerin?“ rief die Frau des Brigadiers erzürnt: „Warum hat man sie hereingelassen?“

Das Mädchen näherte sich langsam dem Tische, welchen die fröhliche Gesellschaft umgab, blieb vor Ludmillen stehen und sah sie mit einem so drohend wilden, giftströmenden Blick an, als sollte er auf sie die Wirkung eines Medusenhauptes üben. Zittern durchfuhr die Neuvermählte; sie wollte reden und konnte nicht. Das fremde Weib verbreitete einen peinlichen Eindruck, der schwer auf allen Anwesenden lastete; nur Frau von S. verlor die Geistesgegenwart nicht.

„So werft doch das tolle Ding hinaus! Was bist Du hergekommen zu gaffen?“ ....

Die Tatarin ließ den Kopf sinken, zog schweigend aus dem Gürtel ein Tuch, entfaltete es und warf auf den Tisch vor Ludmillen ein goldenes Kreuz an schwarzem Bande. Alle schrieen auf .... am Bande und am Kreuze klebten Stücke geronnenen Blutes ...

— „Dschellaleddin! Dschellaleddin!“ rief das Mädchen im Tone der heftigsten Verzweiflung und schluchzte krampfhaft.

Ludmilla erkannte das Kreuz ihrer Mutter, das Kreuz, mit welchem sie Dschellaleddin gesegnet. Sie ward ohnmächtig.

Am folgenden Tag bewegte sich ein Leichenzug aus dem Thale nach dem Friedhof; die Geistlichkeit mit den Kirchenfahnen und Fackeln ging dem Sarge voran, der unter einem silberverzierten Baldachin stand; mehre Reihen Soldaten folgten; die Kameraden des Verstorbenen

trugen dessen Waffen und Orden auf Kissen; eine Trauermusik wehte Schwermuth auch in die Seele des gleichgültigen Zuschauers; die Trommeln wirbelten; eine Menge Equipagen und Fußgänger beschlossen den langen Zug.

Nicht weit davon am Meeresufer, wo zwischen den Steinen Wachholdersträuche und Disteln wachsen, lag ein andrer Leichnam, welchen man des Begräbnisses nicht gewürdigt. Schrecklich waren die Züge des Entseelten, denen selbst der Tod keinen Ausdruck der Ruhe hatte geben können; in dem blau unterlaufenen Gesicht, in den halbgeöffneten Augen sprach sich noch Leidenschaft und Schmerz aus. Seine Kleider waren zerfetzt, die Brust entblößt und mit Blut begossen; in der breiten Wunde stak noch die Klinge des Dolches und die erstarrten Finger hielten noch fest am Griff. —

Vergebens bat Emina die Tataren und Russen, den Körper des Unglücklichen der Erde zu übergeben: die Mahomedaner sahen in ihm einen Abtrünnigen, den die gerechte Strafe des Propheten getroffen; die Christen wiesen ihn von sich als Verbrecher und Selbstmörder. Das Herz, welches die Menschen im Leben zerrissen, war auch nach dem Tode verurtheilt, zerrissen zu werden — von den Raubvögeln. Nur seine treue Freundin verließ ihn nicht; ohne Thränen, ohne Seufzer saß sie neben dem Leichnam auf einem Steine, streifte die dürren Blätter ab, die ihm aufs Gesicht fielen, verjagte von Zeit zu Zeit einen Raben, der krächzend zu seiner Beute niederflog. Nicht lange darauf grub ein alter Kosak, welchen das junge Mädchen dauerte, an derselben Stelle ein Grab, in das er den halbverwesten Körper mit einem Gebete hinabsenkte. Das Mädchen brachte man ins Dorf zurück; sie floh. Man sperrte sie ein, sie zerschlug sich, indem sie sich zu befreien suchte. Da entschieden die Tataren, daß sie von dem Schaitan besessen sei, der ihren Fürsten zu Tode

gehetzt, und entließen sie aus dem Dorfe. Die Wahnsinnige blieb am Ufer; weder die herbstlichen Stürme noch Schneegestöber konnten sie vertreiben; Tag und Nacht bewachte sie das Grab. Manchmal warfen ihr vorüberfahrende Kosaken ein Stück Brod zu und entfernten sich eilends .... Lange wehte der weiße Schleier am Gestade und schreckte die Abergläubigen; endlich verschwand auch er. Man fand das Mädchen mit dem Gesichte auf dem Grabe liegen, die Finger in den Boden gewühlt, selbst den Mund voll Erde. Wahrscheinlich hatte die Arme in einem Anfall von Raserei dem Grab sein Eigenthum nehmen wollen, ihren unvergeßlichen, ewig theuern Freund.

Der Oberst Belogradow fuhr mit seiner jungen Gemahlin nach Petersburg. Die Frau des Brigadiers zog zu ihnen, nachdem sie Witwe geworden, und bis an ihren Tod bildeten ihr Lieblingsgespräch, nächst ausführlichen Mittheilungen über ihre erste und zweite Ehe, Beweise ihrer Unschuld an dem Ereigniß mit der Stieftochter und dem Ende des tatarischen Fürsten.

Vor einigen Jahren besuchte ich die Südküste und die Ruinen Soldays. Die Festung mit ihren Mauern und Thürmen hat sich noch in ihrer ganzen Schönheit erhalten. Die übrigen Gebäude der genuesischen Großen waren zu Ende des vorigen Jahrhunderts eingerissen worden zum Bau von Kasernen, die jetzt Ruinen der neuesten Art darstellen. Gras wächst auf den Ziegeldächern und auf den Zinnen der Thürme, Nachtvögel nisten unter den Gewölben. Am Fuße des Felsens haben sich friedliche Schweizer angesiedelt; sie verließen ihr schönes Heimatland um einen Bissen Brot

auf fremden Bergen, unter fremdem Himmel. Neun Hütten mit Weinpflanzungen, eine kleine Kapelle, die aus der Altarruine eines verfallenen griechischen Klosters hergestellt ist, und in der Mitte ein Brunnen mit dem genuesischen Wappen auf der einen und einer Abbildung Georgius' des Ueberwinders auf der andern Seite bilden die Colonie. Im Thale blühen neue Gärten, viele prächtige Häuser ragen an der Stelle der tatarischen Hütten. Hinter dem Taraktasch existirt noch ein Dorf, und die Greise erzählen noch heutzutage, wie eine Russin ihren letzten Fürsten bestrickt und zu Grunde gerichtet hat.

Ich schweifte lange umher am Gestade zwischen den blühenden Gesträuchen, mit dem Wunsche, wenigstens eine Spur vom Grabe Dschellaleddin's aufzufinden; er ist verschwunden, ohne eine Erinnerung auf Erden zu hinterlassen, selbst in den Herzen Derer, die er geliebt, von denen er so grausam verstoßen wurde. Rings umher in den Felsenspalten bauten wilde Tauben ihr Nest, Schwalben kreisten in der Luft, unter die Ruinengewölbe zurückkehrend; das Meer plätscherte leise ans Ufer; Alles war still wie das Grab, das den Dulder aufgenommen.

Es ist ein tröstlicher Gedanke, daß unsere Sorgen und Stürme wie ein Hauch über die endlose Wüste hinfliegen: da rühren sie nur einige Sandkörnchen auf, rufen nur ein leises Echo hervor, und lassen in der Luft eine kaum merkliche Erschütterung zurück, die in unsichtbaren Kreisen immer schwächer wird, je ferner dem Punkte, von dem sie ausging, bis sie, wie der Schall selbst, in den weiten Räumen sich verliert. Aber betrübend ist's zu denken, daß in diesem kurzen Gewebe von Tagen, welches wir Leben nennen, so viele Augenblicke den Namen des Lebens nicht verdienen! Es ist traurig zu sehen, wie oft reine, erhabene, schöne Seelen sich mit schwachen und kleinlichen verbinden,

die geschaffen sind, im irdischen Materialismus zu versumpfen. Umschlungen von den unlösbaren Banden ihres eigenen Gefühls kann die mächtige ihre unbedeutende Gefährtin nicht verlassen, sie will sie mit sich emporheben in die Lüfte, will sie in ihre Heimat tragen, sie mit den Strahlen ihrer Liebe erwärmen, ihr Heil über sie ausgießen — vergebens! Die schwache Seele beschwingt sich nicht, sie kann aus den kalten Thälern nicht auffliegen in höhere Regionen. Zwar wendet sie manchmal, von der Liebe ihrer schönen Freundin hingerissen, auf einen Moment den Blick zum Himmel, aber da schrecken sie der Sonnenglanz und die Blitzespfeile; sie fürchtet das Loos des Ikarus, zieht ihre schuldlose Beute zu sich herab und tödtet sie langsam oder zerreißt mitleidlos die Bande, die sie an sie knüpfen; sie erwägt nicht, daß diese mit dem Leben ihrer Freundin verwachsen, aus deren Herzfibern gewunden sind, und daß sie mit gewaltsamer Hand ein ganzes Dasein vernichtet! .... Dies ist gewöhnlich das Schicksal von Seelen, welche die Menschen groß und edel nennen, welchen die Vorsehung alle Fähigkeit verliehen, alle Kraft, das Glück des Lebens zu begreifen, zu empfinden, zu würdigen, und nur eins versagt — dieses Glück selbst!

Vor zwei Jahren traf ich in Moskau eine sechzigjährige Dame, die noch große Ansprüche auf Schönheit und Eleganz machte. Die Karten in der Hand, sprach sie stolz mit ihren Mitspielern, verlor sechzig Rubel, die sie schuldig blieb, und nach Beendigung des Robbers schalt sie ihre Enkelin, weil diese in der Masurka sich zu lange mit einem Husarenoffizier unterhalten. Ich hörte nur die abgebrochenen, oft wiederholten Phrasen: „Was sind das für Mädchen, was ist das für eine Welt! .... Zu meiner Zeit ....“ da nahm ich sie für eine jener seltenen Tugenden, die sich mitten im Schiffbruch der Sitten aus dem vorigen Jahrhundert noch erhalten.

— „Wer ist denn diese strenge Wächterin der Unschuld?“ fragte ich meine Nachbarin.

„Ach Beste! die sieht den Balken im eignen Auge nicht, und im fremden die Splitter; das ist die verwitwete Generalin Belogradow.“

II.

Utballa.

Früh schon ist mein Lauf beschlossen,
Doch das Glück hab' ich genossen,
Und das schönste Loos war mein!

Schiller.

I.

Im Salon der Staatsräthin Sorbin hatte sich die ganze Aristokratie der Stadt versammelt. Hier war die Frau des Gouverneurs mit drei Töchtern, zwei Nichten und einem Spitz, die Frau des Provinzialvorstehers im Turban mit Federn, die Witwe des Brigadiers mit einem ellenweiten Ridicüle, in welches sie den Tribut von allen Präsentirtellern zusammenlas. Mit einem Worte — eine glänzende Soirée! Die Gesellschaft theilte sich; die älteren Damen und Herren umringten die Spieltische, das junge Volk zerstreute sich in allen Zimmern: die Einen spielten Billard, die Andern Klavier. Einige Frauen und Fräulein fanden sich im grünen Zimmer am Theetische zusammen, nahmen auf dem großen Divan Platz und geriethen in einen sehr lebhaften Streit.

— „Aber wer ist denn diese Utballa? Der Name ist ja ganz barbarisch!" rief eine fremde Dame, die bis dahin am Gespräche keinen Antheil genommen hatte.

„Wer sie ist?" wiederholte ihre Nachbarin mit ironischem Lächeln. „Das läßt sich schwer bestimmen. Ueber ihrer Abkunft schwebt großes Dunkel; ich habe nie recht begreifen können, welche Rolle sie im Hause der Sneshin spielt."

— „Die Rolle eines reizenden jungen Mädchens, das mit dem Feuer seiner Augen Kieselherzen entflammt!" versetzte ein geckenhafter Edelmann, der vor dem Divan

herumscherwenzelte und fortwährend an seiner bunten Halsbinde rückte.

„Man merkt doch gleich, daß seine Güter versteigert werden,“ sagte eines der Fräulein halblaut — „jedes Mädchen mit guter Aussteuer reißt ihm ein Stück seines Herzens weg.“

— „Ist denn Mamsell Utballa reich?“ fragte wieder die fremde Dame.

„O ja! ihr Vater ist Pachter: aber alle unsere Freier mühen sich umsonst. Er ist Altgläubiger *) und wird seine Tochter wohl nur einem seiner bärtigen Brüder zur Frau geben.“

— „Mais de grâce, wie ist sie denn zu dieser Bildung gekommen?“

„Sie wurde mit der Tochter der Sneshin zusammen erzogen. Auf dem gestrigen Balle werden Sie gewiß die hübsche Blondine bemerkt haben, das Haar à l'enfant; das war Sophie Sneshin.“

— „Ei, ich bin ja mit ihr bekannt! Bei einem Besuche, den ich ihr machte, sah ich auch Utballen, von der jetzt in der Stadt so viel Redens ist.“

„Bei uns hat alles Neue Reiz,“ sagte mit sauerer Miene ein Fräulein, welches den jungen Leuten ihre Jugend und alten Hagestolzen ihre Ehelosigkeit nicht verzeihen konnte.

— „Aber dieser Name .... Utballa .... den findet man in keinem Kalender.“

„Um Ihnen den Ursprung dieses Namens zu erklären, müßte ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die gar nicht interessant ist.“

— „Was thut's! ich möcht' es gern wissen,“ fuhr

---

*) Eine von der Regierung geduldete religiöse Secte der Russen, die in einigen Gebräuchen und Formen, z. B. beim Abendmahl, in der Art des Bekreuzens u. s. w., von der herrschenden Kirche abweicht. Die sogenannten Altgläubigen (старовѣрьı) stehen auch gesellschaftlicher Seits fest im alten Russenthume.

A. d. Ü.

die neugierige Dame fort. Das Aeußere dieses Mädchens hat etwas Asiatisches; sie interessirt mich sehr; erzählen Sie doch . . . ."

„Ich weiß nichts Sicheres," erwiderte die überreife Jungfrau und stand von ihrem Platze auf.

„Wir auch nicht," wiederholten mehrere junge Leute und folgten ihr in das nächste Zimmer, wo die Baßstimme eines ausgedienten Ulanen sich hören ließ, der seit drei Monaten ein und dasselbe aus ziemlich platten Zweideutigkeiten zusammengesetzte Baudevillecouplet sang. Die Männer lachten mit rauschender Beifallsbezeigung, die Damen thaten sehr geschickt, als verständen sie nichts. Jetzt war in der Ecke des grünen Zimmers ein Whistpartie zu Ende. Die Spieler erhoben sich, und einer derselben trat, während man die Karten wechselte und die Tische säuberte, zu der fremden Dame. Es war ein kleiner, grauhaariger Alter, in neuem, stutzerhaftem Rock, den er aus Petersburg verschrieben, mit glattem Kinn, parfümirt und frisirt wie die Wachspuppe des Haarkünstlers. Er wußte Alles, merkte Alles und war jeden Augenblick bereit, nicht blos Stadtneuigkeiten zu erzählen, sondern auch der Biograph und Geschichtschreiber jeder einzelnen Familie zu werden.

„Sie waren begierig zu wissen, wer Utballa sei?" sagte er im Tone eines Melomanen, der sich anschickt, seine Lieblingsarie zu singen.

— „Ach ja! Sie können mir's gewiß sagen, bitte, erzählen Sie!"

„Freilich kann ich's, wie sollt' ich nicht! . . . es kennen sie ja Alle, man will nur nicht mit der Sprache heraus. Erwarten Sie übrigens keinen Roman noch eine Novelle; es ist etwas ganz Gewöhnliches."

Er schwieg und klopfte mit den Fingern auf seine goldene Dose, auf welcher das Monument Peters I. abgebildet war; dann fragte er auf einmal: „Sind Sie in Astrachan gewesen?"

— „Nein, niemals.“

„In ganz Rußland finden Sie keine solche Vermischung asiatischer Stämme mit unserm rechtgläubigen, wie dort. Ein großer Theil des astrachanschen Gouvernements ist von Kalmücken bevölkert: ganze Horden nomadisiren auf den Steppen, und die Aermeren vermiethen sich manchmal in den Städten als Diener . . . .“

— „Sie wollen uns, wie es scheint, eine historisch-statistische Vorlesung über das Volk der Kalmücken halten,“ unterbrach ihn die ungeduldige Zuhörerin mit heiterm Lächeln. „Zu solchen gelehrten Gegenständen haben wir gar keine Lust.“

„Gedulden Sie sich, meine Gnädigste, wir kommen gleich zu Utballen. Ihr Vater wohnte in einem Kreisstädtchen des astrachanschen Gouvernements und ihre Mutter war eine Kalmückin . . . .“

— „Was! ein russischer Pachter mit einer Kalmückin verheirathet?“

„Nein, das hab' ich nicht gesagt; er war nie verheirathet; ja, er hat sogar einige Monate nach Utballa's Geburt seine Kalmückin einem Saissan zur Frau gegeben, d. h. einem kalmückischen Edelmann, und hat sie ganz vergessen.“

— „Pfui, welch ein Barbar!“

„Er liebte den Umsatz, meine Gnädigste . . . . das hat ihn auch reich gemacht. Doch das gehört nicht hierher. In seiner Einsamkeit langweilte er sich denn doch gewaltig; heirathen mochte er auf seine alten Tage nicht, und seine Verwandten, die sich an ihn heranschmeichelten, schielten immer nach seinem Geldkasten. Einmal zankte er sich mit seinen Erben und jagte sie fort. Um sie vollends zu ärgern, kam er auf den Gedanken, seine Tochter zu sich zu nehmen. Er fing an sich nach ihr zu erkundigen, erfuhr, wo die und die Ulus *) ihre Zelte

*) Horde.

aufgeschlagen, reiste hin, suchte sie auf, nahm von dem Saissan seine siebenjährige Tochter, und ließ sich mit derselben bei uns nieder, um seinen Verwandten nicht zu begegnen. Da haben Sie die Lösung des Räthsels."

— „Das ist Alles . . . Erlauben Sie mir aber noch die Frage: ist sie denn nicht getauft, daß sie noch immer diesen heidnischen Namen trägt?"

„Der Altgläubige hat sie nach den Gebräuchen seiner Secte taufen lassen, gab ihr aber einen so harten, abscheulichen Namen — wie war's doch gleich . . . Fekla oder Matrjëna . . . . nun, kurz und gut, im Hause der Sneshin, wo Alles gebildet, feinfühlend und europäisch ist, zog man den kalmückischen Namen vor, der weit zarter klingt, und da heißt sie denn nach wie vor Utballa."

— „So also! . . . . nun aber sagen Sie mir noch, weshalb nimmt denn die Sneshin solchen Antheil an dem Mädchen?"

„Der Pachter wurde ihr Nachbar, ihre Kinder gewannen die kleine Wilde lieb; darauf entdeckte die Sneshin in ihr gewisse Fähigkeiten, und beschloß, das „Steppenblümchen" zu bilden, wie sie sich in den Anfällen ihrer Empfindsamkeit ausdrückt. Sie erzog sie; doch wie es scheint, wird das zu nichts führen. Der Altgläubige ist hartnäckig, unsere Zusammenkünfte nennt er Teufelsopfer, und seine Tochter darf nirgends hin."

Jetzt reichte man dem Erzähler eine Karte; er verneigte sich und ging. Die Zuhörerin verlor sich in einer Gruppe von Damen.

Die ganze Erzählung des alten Herrn im neuen Rocke war vollkommen richtig, bis auf den letzten Umstand: Utballen entfernte nicht sowohl der Pachter, als ihr eigener Wille von der Gesellschaft. Als Frau v. Sneshin zuerst Utballen bei sich aufnahm, war ihr Haus ein wahres Kloster; nach dem Tode ihres Mannes kam sie nirgends hin und empfing Niemand. Die „kleine Wilde" hatte sie liebgewonnen, und stellte sie in ihrer Familie ganz

ihrer leiblichen Tochter gleich, ohne im Geringsten den Standesunterschied der beiden zu beachten. Utballa war um zwei Jahre jünger als Sophie, aber ihr Verstand und ihr lebhafter Charakter glichen auch die Altersverschiedenheit aus. Die jungen Mädchen waren, wie man zu sagen pflegt — eine Seele. Anfänglich sehnte sich das Kind der Steppe, als es in eine andere Sphäre verpflanzt wurde, nach der Freiheit der wandernden Horden, nach der Mutter, und oft sprach es mit Thränen von seinem frühern Leben, und fragte, warum sie denn nur so lange an einem Orte blieben? Nach und nach aber verwischte die Zeit diese Erinnerungen. Utballa lernte die Sitten der gebildeten Welt kennen, schloß sich ihrem Vater, der Familie ihrer Wohlthäterin an, und vergaß ihre erste Heimat.

Als Sophie sechzehn Jahr alt wurde, näherte sich ihre Mutter der Stadtgesellschaft, fing an Besuche zu machen, versammelte zuweilen Bekannte bei sich, und jetzt erfuhr Utballa zum ersten Male das bittere Gefühl der Ungleichheit. Die Damen und Fräulein sahen auf sie mit einem mitleidigen Lächeln, behandelten sie recht kalt, oder würdigten sie gar keiner Aufmerksamkeit. Die alten Damen wandten sich jedesmal zu ihr, wenn sie ein Tuch oder eine Karte fallen ließen: „Hebe doch auf, meine Gute.“ Andere sprachen zu ihr im Tone der Gönnerschaft: „Rücke mir doch den Schemel näher, Liebste,“ und für ihre Folgsamkeit nickten sie ihr mit dem Kopfe. Die Männer aber betrachteten sie weit nachsichtsvoller, erstlich weil alle in ihr die Erbin einer Million sahen, was die Herzen dieser Herren immer erweicht, und zweitens, weil sie trotz ihres funfzehnjährigen Alters schon reizend war, und sich durch ihre edle Haltung auszeichnete. In ihrer Gesichtsbildung war nichts Kalmückisches; von ihrer Mutter hatte sie nur gerade, weiße, perlenreine Zähne überkommen, und Haare, die schwärzer waren als alles, was es in der Welt Schwarzes giebt, herrliches,

seidenweiches, ungewöhnlich langes Haar! Auch ihre Augen waren schwarz und von wundervollem Glanze, doch europäisch geformt. Sie hatte zwar nichts von der Milchweiße unserer nordischen Schönheiten — aber welche liebliche Röthe überflog ihre braunen Wangen! Habt Ihr jemals in den Gärten der Ukraine einen reifen Glasapfel gesehen? Betrachtet ihn von der Seite, die der Sonne zugewendet ist: wie sind unter der zarten Schale Korallenkörnchen zerstreut — wie spielt in ihnen ein rosiger, klarer, frischer Duft, gleich dem der Morgendämmerung oder der Wolken bei prächtigem Sonnenuntergang! So waren die Wangen Utballa's. Aber sie bemerkte nicht die wohlwollenden Blicke der Männer. Nachdem sie mehrere Beleidigungen erlitten, begriff sie zu gut ihre zweideutige Stellung, und mit Bitterkeit im Herzen zog sie sich von der Gesellschaft zurück, deren Vorurtheile sie um etwas trafen, was nicht ihre Schuld war. Sah sie einen Wagen bei der Sneshin vorfahren, so eilte sie, in der Bibliothek sich zu verstecken, oder sie lief nach Hause. — Sophie erzählte, wenn sie vom Balle zurückkam, wie es da lustig gewesen, wie sie viel getanzt, viel schmeichelhafte Anspielungen in Prosa und in Versen gehört habe, wie aufmerksam Er sich gegen sie gezeigt — Er, dieses ausschließlich der Provinz eigene Geschöpf, das Ideal jedes Landfräuleins bei ihrem ersten Eintritt in die Welt, der Gegenstand ihrer Gedanken beim Thee und ihrer geheimen Gespräche in der Stubenecke — Er, dessen Sie sie sein möchte. (Vgl. die Provinzialalbums.) Utballa hörte sie und wurde mehr als einmal recht nachdenklich.

Wie viele Nächte brachten sie beisammen zu und lasen beim Lichte der Ampel sündige Bücher, welche Sophien heimlich von nachsichtigen Freundinnen zugestellt wurden! Feuer durchströmte ihre Adern, ihre Phantasie sprühete Funken, ihre Seele schäumte wie Champagner, ehe das flüchtige Gas aus dem Pokale verfliegt. Welches

Mädchen fesselten nicht in früher Jugend die Beschreibungen bittern Lächelns, süßer Thränen, lieber Leiden und jener Gefühle, die, alle Lebenskräfte des Menschen in sich zusammenfassend, wie ein Blitz die einförmige Nacht der Wirklichkeit durchzucken! Und wenn auch nach der augenblicklichen Helle die Nacht noch finsterer wird, so läßt sich doch das junge Herz davon nicht abschrecken, und wünscht Minuten der beschriebenen Seligkeit, sollte es auch um sie jahrelanges Elend zu leiden haben.

Um die Zeit, wo meine Erzählung anfängt, gerieth die Stadt in große Bewegung. Aus Petersburg kam in irgend einer wichtigen Angelegenheit ein längst erwarteter General an, mit ihm drei Adjutanten. Ihre Epaulettes, ihre gestickten Kragen und Achselbänder bildeten den Kreis, in welchem sich alle Gedanken und Hoffnungen der Weiber dreheten. Die angesehensten Personen der Stadt veranstalteten der Reihe nach auf Geheiß ihrer Frauen Abendunterhaltungen und festliche Diners. Das große Licht, der General, mit seinen drei glänzenden Trabanten wurde aus einem Salon in den andern gezogen, von der Mandelpyramide, welche die Anfangsbuchstaben seines Namens schmückten, zu dem Zuckertempel des Ruhms und zu noch sinnreicheren prächtigen Erfindungen. Uebrigens handelte es sich nicht sowohl um das Licht selbst, das schon alt war, als um dessen Trabanten. Aber nur die Frauen und Töchter wußten um die eigentliche Bewandtniß der Sache: den Männern war befohlen zu glauben, daß man vor Leuten aus der Residenz unbedingt mit Gastfreiheit prunken müsse, sonst wären die im Stande dort auszusprengen, daß in der und der Stadt Bären leben und die Menschen vor langer Weile umkommen. Auch im Hause der Frau v. Sneshin wurde Alles lebendig, theils durch die Ankunft des Generals und seiner Adjutanten, theils weil ein neuer, eben aus dem Corps entlassener Fähndrich am Horizont erschienen war. Boris Sneshin kam nach

vierjähriger Abwesenheit wieder in das Elternhaus — ein feierlicher Augenblick, ein großer Tag für die Familie, wenn der Knabe, der unter den Thränen und Segnungen der Seinigen in die Fremde ging, auf einmal als junger Mann erscheint, als Bürger des Vaterlandes, der bereits die ersten Schritte that auf einer hoffnungsreichen Laufbahn! Wie freuen sich Vater und Mutter, wie liebkosen die Schwestern ihre Brüder — die Herren Offiziere, wie vergnügt kommen ihnen alle Leute im Hause entgegen!

Nach den ersten Entzückungen und Umarmungen führte Frau v. Sneshin zu ihrem Sohne die verlegene Utballa.

„Wirst Du wohl unsere kleine Wilde erkennen?"

— „Ist's möglich! .... Utballa?"

„Ja, dieselbe, weißt Du noch, die Du mit Deiner Schwester aufmarschiren ließest, wie Du den Regimentscommandeur vorstelltest."

Der junge Mann begrüßte seine Gespielin freudig, und wandte sich wieder zur Mutter.

Von nun an änderte sich das Leben Utballa's in vieler Hinsicht. Frau von Sneshin machte seit der Ankunft ihres Sohnes ein noch größeres Haus. Die Feste hatten kein Ende. Sophien nahm die Gesellschaft ein, und sie konnte nicht mehr wie sonst einen großen Theil ihrer Zeit mit dem Mädchen zubringen. So lange sie blos vom Cotillon und von Liebeserklärungen in Versen und Prosa phantasirt, hatte sie vor ihrer Freundin kein Geheimniß; jetzt aber ward Sophie zerstreut, beschäftigte sich mehr mit ihrer Toilette, langweilte sich, wenn sie einen ganzen Tag zu Hause bleiben mußte, und weder Fragen noch Bitten Utballens vermochten sie, den Grund dieser plötzlichen Veränderung zu gestehen.

Nicht lange darauf lud Frau v. Sneshin die ganze Stadt zu sich ein, die sich nur ein wenig zusammenzudrängen hatte, um recht gut in ihrem Salon Platz zu finden.

Das Haus war hell erleuchtet; im Bedientenzimmer schmetterte die Musik, im Saale wurde getanzt, im Büffet getrunken. Es versteht sich, daß unter den Gästen auch die Fremden sich befanden. Die Stadtaristokratie umschwärmte den General, die Adjutanten flatterten unter den Damen umher, sie zur Ecossaise und Matradour auffordernd (ich habe vergessen zu bemerken, daß meine Erzählung ins graue Alterthum reicht). Boris gab ihnen in Eroberungen nichts nach.. Bereits hatte ihn eine ältliche Schöne ihrer schmeichelhaften Aufmerksamkeit gewürdigt. Die jungen Mädchen nannten ihn nicht anders als joli garçon, und spielten mit ihm wie mit einem Kätzchen, ohne zu bedenken, daß ein Kätzchen oft gefährlichere Krallen hat als eine alte Katze. Wenn ein Gardefähndrich gleich nach seiner Entlassung aus dem Cadettencorps den vollen Triumph seiner neuen Uniform recht genießen will, so muß er unbedingt, so lange die Uniform eben noch neu ist, irgend eine entfernte Provinz besuchen: dort wird die stolzeste Dame um seinetwillen einem Hofrath, sogar einem Collegienrath den Rücken kehren.

Die Paare stellten sich in zwei Reihen zur Ecossaise auf; der Cavalier, welcher Utballen aufgefordert, beging die Unvorsichtigkeit, sie zwischen der Tochter der Präsidentin und der uns bekannten überreifen Jungfrau zu postiren. Da entbrannte in diesen das Gefühl ihrer persönlichen Würde: sie eilten zu einer andern Abtheilung der Ecossaisetanzenden, und fast alle Paare folgten ihrem Beispiele. Utballa sah sich gezwungen, zurück zu treten. Zum zweiten und dritten Tanze wagte sie Keiner mehr aufzufordern nach einer so offenbar an den Tag gelegten Abneigung, in Einer Reihe mit der Tochter von Gott weiß wem zu stehen. Sie verbarg sich in ein entferntes Zimmer.

„Was fällt Ihnen ein, sich von uns abzusondern?“ fragte sie Boris, der zufällig hingeblickt.

— „Ich gehöre nicht in Ihre Gesellschaft,“ antwortete sie mit Thränen. Ich wollte auch nicht .... Sophie hat mich überredet ... Ich bin hier verachtet ....“

„Welche Idee! Wer hat Ihnen die beigebracht?“

— „Alle, die mich umgeben.“

„Ihnen ist gewiß was Besonderes zugestoßen.“

Utballa erzählte ihm das lächerliche Benehmen der Damen. Boris fuhr auf.

„Sie tanzen mit mir, meine liebe Utballa! Kommen Sie!“

Trotz ihres Widerstrebens zog er sie in den Saal und stellte sie neben Sophien. Während des Tanzes war er so freundlich und aufmerksam gegen sie, daß die arme Utballa ganz froh wurde; ihre Augen glänzten, ihre Wangen glüheten: da war sie wirklich schön, und die Blicke Aller hafteten unwillkürlich auf ihr.

Als der Tanz zu Ende war, führte sie Boris in den Kreis der Mädchen zurück, und sagte laut: „Die Masurka mit mir, vergessen Sie nicht!“ Die Fräulein winkten einander; Utballa bemerkte ihre Spötteleien nicht; sie war schon glücklich.

— „Wer ist denn diese allerliebste Brünette?“ fragte der fremde General.

„Die Tochter eines hiesigen Kaufmanns,“ erwiderte sein Nachbar zur Rechten.

— „Ah!“ rief der General.

„Die Tochter eines reichen Pachtherrn,“ sagte ein anderer zur Linken.

— „Ah!“ rief einer der Adjutanten um zwei Töne höher.

„Ja, die erhält eine reiche Mitgift,“ bemerkte ein Beamter, der neben dem General stand: „vom Vater erbt sie mehr als eine Million.“

Darauf wurde gar kein Ausruf laut; nur richtete sich der General in die Höhe, legte die Hände auf den Rücken und sah unverwandt auf Utballa.

— „Sie ist wirklich hübsch, sehr hübsch!“ sagte er gleichsam vor sich hin, und nach einigen Minuten saß er schon hinter Utballen, unterhielt sich freundlich mit Boris, und bot alle seine Liebenswürdigkeit auf, um dessen schüchterne Dame ins Gespräch zu ziehen.

Tags darauf hieß es in der ganzen Stadt, daß Seine Excellenz um die Tochter des Pachtherrn freie. Darüber geriethen alle ehrgeizigen Heirathscandidatinnen in Verzweiflung. Einige aber behaupteten, daß nicht der General, sondern einer seiner Adjutanten Absichten auf Utballen habe. Das beschwichtigte die Verzweiflung der Ehrgeizigen, wogegen die sentimentalen Fräulein sichtlich erblaßten.

Am selben Abend klärte sich Sophiens räthselhafte Nachdenklichkeit auf: der Anziehendste der drei Adjutanten hatte sich in sie verliebt, ihr das Geständniß der Gegenliebe abgewonnen, und — bald waren die Glücklichen verlobt. Um sich nun von ihren beiden Kindern nicht zu trennen, nahm sich Frau v. Sneshin vor, nach Petersburg zu übersiedeln. Boris hatte nur noch einen Monat Urlaub; der verlobte Adjutant mußte auch dahin zurückkehren, und da Frau v. Sneshin vor ihrer Abreise ihr Gut in Ordnung zu bringen wünschte, wurde beschlossen, die Zeit auf dem Lande zu verleben.

Utballen kostete das viele Thränen: sie sollte Alles verlieren, Mutter, Freundin, Beschützerinnen! Der alte Vater mußte ihren Bitten nachgeben, sie wenigstens noch die kurze Zeit mit den Sneshins aufs Land ziehen zu lassen.

Sie verließen die Stadt zu großem Vergnügen sämmtlicher Fräulein, denen um die übrigen Adjutanten recht bange war, bis diese Kalmückin mit ihrer Million sich entfernte. Das war zu Ende Septembers. Schon färbten leichte Nachtfröste die alten, ehrwürdigen Bäume goldig und purpurn. Im Garten auf einer Anhöhe stand das große herrschaftliche Haus. Der Fluß, der

sich hufeisenförmig um den Garten bog, machte denselben zu einer Halbinsel. Die steilen Ufer waren mit Terrassen umgeben; überall stieß man auf Lauben und Blumenbeete. Es war eines von jenen Landgütern, die den Vorüberreisenden ergötzen und auf den Gedanken bringen: Wie glücklich müssen diese Leute hier sein! Es kommt ihm nicht einmal bei, daß auf diesen prächtigen Alleen vielleicht schwere Seufzer laut werden, daß zwischen diesen Blumenbeeten, in diesen klaren Fluß vielleicht manche heiße Thräne fällt. Zu jener Zeit aber lebten auf dem Gute der Frau v. Sneshin in der That glückliche Menschen. Sophie in ihrem Liebestaumel war wieder heiter und liebenswürdig wie sonst. Boris baute glänzende Luftschlösser in die Zukunft. Nachbarn und auch Bekannte aus der Stadt kamen oft mit Gratulationen und blieben mehrere Tage. Mit einem Worte, das ländliche Haus wurde der Ort ununterbrochener Festlichkeiten. Auch der General würdigte sie seines Besuches, und da mehrere in Utballen schon die künftige Generalin fürchteten, vergaßen sie in ihr das „Gott weiß wer und was,“ und benahmen sich höflicher gegen das arme Mädchen, überhäuften sie sogar mit kleinen Freundschaftsbezeigungen, obgleich sie sich nicht im Mindesten von diesem veränderten Benehmen gerührt zeigte. Sie litt jetzt an Sophiens früherer Krankheit. Das Verhältniß ihrer Freundin erweckte in ihr ein seltsames Gefühl: es war nicht Neid — nein, einer so niedrigen Leidenschaft war ihre Seele nicht zugänglich. Im Gegentheil, das Glück Sophiens beglückte auch sie, nur rief es zugleich einen Nachhall von Traurigkeit in ihrem Herzen hervor. Wie oft, wenn Sophie Anstands halber gezwungen war, sich mit den Gästen zu unterhalten, und ihr Bräutigam im andern Zimmer am Billard stand, begegneten sich die Blicke der zukünftigen Gatten, und sprachen in Gegenwart Utballens in einer Sekunde das aus, was keine Worte auszudrücken ver-

mögen, was aber Utballa vortrefflich mit dem Herzen begriff! In diesem Blicke leuchtete Leben, Liebe, eine ganze Reihe von Verheißungen und Versicherungen; dieser Blick kam aus der Seele und drang tief in die Seele. Ihn bemerkte freilich sonst Niemand; weder Sophiens Freundinnen, noch der Gutsbesitzer, welcher mit Boris Billard spielte, sahen diesen elektrischen Funken: aber Utballa sah und fing diesen Liebesblitz auf, sie ließ sich im Geiste Anderer von ihm durchdringen, sie fühlte seine ganze Erschütterung. Nichts stimmt junge Mädchen so sehr zu Liebe und zu Thränen, als die Nähe Verlobter. Da weinen alle Schwestern der Braut oder die Pflegetöchter des Hauses auf ihren Zimmern, und verlieben sich in den ersten Besten, wär's auch nur auf kurze Zeit. Im bittern Gefühle ihres Alleinstehens suchte Utballa eiligst sich der störenden Gesellschaft zu entziehen und gab sich einsam ihrem Kummer, ihren Thränen hin, deren Ursache sie sich selbst nicht gestand.

Unterdeß erneute sich zwischen Boris und Utballen ein inniger Umgang, der gefährlich wurde. Er erzählte ihr von seinen Jugendstreichen, von seinen Abenteuern gleich nach dem Austritt aus der Cadettenschule; sie ihrerseits theilte ihm ihre Gedanken, Träumereien, ihre Leiden mit. Sophie, mit einem einzigen Gegenstande beschäftigt, übergab dem Bruder ihr Amt bei Utballen, das Amt eines Vertrauten aller Geheimnisse. Es ist dies ein wichtiger Posten, ein hoher Rang bei den Frauen. Diesem gefährlichen Würdenträger wird Alles anvertraut, ihm muß das leiseste Gefühl der Zu- und Abneigung gegen Andere bekannt sein und nur Eins wird ihm verschwiegen, bis Zeit und Gelegenheit kommt. — Spätabends, wenn die Gäste schlafen gingen und die ganze Familie sich in eins der entfernten Gemächer zurückzog, wo Frau v. Sneshin sich mit ihrem Verwalter besprach und das verliebte Paar leise in einer Ecke sich unterhielt, stritt Boris in einer andern laut mit Utballen, und

verwarf ihre Behauptungen, daß ihr die Natur ein eisig Herz gegeben, daß sie sich zarterer Empfindungen unfähig fühle. Er liebte ihr lebendiges Gespräch, das Eigenthümliche ihrer Ideen; ihm gefiel diese Mischung von deutscher Sinnigkeit und dem feurigen Charakter, der ungebändigten Einbildungskraft südlicher Naturen. Gewohnt, sie wie ein Bruder zu lieben, wiederlegte er ihre kalten Bemerkungen, ohne zu ahnen, welches tiefe Gefühl sie unter dem Schein von Gleichgültigkeit zu verbergen suchte.

Eines Abends rief Frau v. Sneshin Utballen in ein besonderes Zimmer, indem sie ihr sagte, daß sie mit ihr allein zu sprechen habe. Utballa ward bestürzt, in unwillkürlicher Ahnung, und während sie ihrer Wohlthäterin folgte, nahm sie im Geiste Alles durch, was wohl eine geheime Unterredung veranlaßt haben mochte. Aber was sie hörte, ging über alle ihre Erwartung. Frau v. Sneshin eröffnete ihr nach kurzer Einleitung, daß das Schicksal ihr ein seltenes Glück biete, das glänzendste Loos, die vollkommenste irdische Seligkeit, nämlich den alten General, der sie zu heirathen wünsche. Niemals, selbst im kühnsten Flug ihrer Träume, hatte sie sich in so hohe Regionen der Ehe verstiegen. Statt der Freude, die Frau v. Sneshin erwartet hatte, drückte das erblaßte Gesicht ihres Zöglings Schrecken aus; die Hände faltend und sie mit ihren schwarzen, glänzenden Augen anstarrend, erwiederte ihr das junge Mädchen kein Wort. Frau v. Sneshin wiederholte ihren Antrag und fügte hinzu, daß sie es übernommen habe, vom Vater die Einwilligung zu dieser Ehe zu erlangen. Da fing Utballa zu schluchzen an, warf sich ihr um den Hals und bat sie, dem Vater kein Wort davon zu sagen und sie mit diesem fürchterlichen Glück zu verschonen.

— „Du bist von Sinnen, Utballa!“ versetzte Frau v. Sneshin.

„Ich liebe ihn nicht!“

— „Ein General!“

„Ein Sechziger!“

— „Voller Orden!“

„Und Runzeln!“

— „Ein kluger, ausgezeichneter, liebenswürdiger Mann .....“

„Aller Ehren werth ....“

— „Von anerkannten Verdiensten!“

„Aber meine Liebe erwirbt er nie.“

— „Bedenke, Du gehst mit uns nach Petersburg!“

„Um dort die Zahl der Gräber zu vermehren.“

Alles Zureden war vergeblich. Utballa blieb bei ihrer Erklärung. Frau v. Sneshin gab ihr einige Tage Bedenkzeit, bat sie, ja Alles reiflich zu überlegen und mit der abschlägigen Antwort sich nicht zu übereilen.

Auch Sophie drang in sie.

„Höre,“ unterbrach sie Utballa, „die Hand aufs Herz! würdest Du ihn zum Manne nehmen?“

— „Ich liebe einen Andern.“

„Und wäre das auch nicht — antworte mir ehrlich, hättest Du Dich entschlossen, den kahlköpfigen General zu heirathen und Allem zu entsagen, was Du im Geiste Dir von der Zukunft ausgemalt? Warum willst Du denn, daß ich nicht auch einen Andern liebe, sei's später? Warum willst Du mich meiner schönsten Hoffnungen berauben, warum soll er mir den Weg absperren, welche Dich zum Glück geführt!“

— „Aber ich ... ich ...“

„Ich weiß, was Du sagen willst: Du nimmst schon durch Deine Geburt eine Stelle in der Gesellschaft ein, ich aber bin ein verstoßenes, ein unglückliches Geschöpf! Sieh, gerade deshalb ist mir meine Freiheit um so theurer und ich werde mich Denen nicht hingeben, die nicht meine Liebe suchen, sondern die Reichthümer meines Vaters.“

Darauf konnte Sophie nichts entgegnen und ließ sie

in Ruhe. Da nahm Frau v. Sneshin noch zum letzten Mittel ihre Zuflucht. Sie trug Boris auf, das Mädchen zu Verstande zu bringen, die in ihrer Unerfahrenheit ein solches Glück von sich weise.

Kaum hatte Boris die ersten Worte gesprochen, so blickte ihn Utballa scharf an und ihr Gesicht erglühte hochroth, gleich darauf aber bedeckte dasselbe eine Todtenblässe.

„Auch Sie, Boris," rief sie im Tone der Verzweiflung. „Sie wünschen?" ....

„Ich liebe Sie wie eine Schwester und wünsche Ihr Glück."

„Sie lieben mich .... wünschen mein Glück!" wiederholte sie mit unbeschreiblichem Schmerz — „und schlagen mir ruhig die Verbindung mit einem An .... mit diesem Greise vor? .... Gehen Sie ... lassen Sie mich! Ich klage Sie nicht an — Sie wissen nicht ... Sie wissen nichts! Verzeihe Ihnen Gott, was Sie mir in diesem Augenblicke zu Leide gethan!"

— „Ich? .... was sagen Sie!" ....

Utballa war nicht mehr im Zimmer.

Dem verwunderten Boris blitzte zum ersten Male ein Strahl der Wahrheit durch den Sinn; aber er glaubte sich das vom Dämon der Eigenliebe eingegeben und entschlug sich dessen.

Nach diesem Gespräche konnte sich Utballa nicht länger ihre Empfindung verhehlen: sie liebte Boris trotz seiner Gleichgültigkeit. Uebrigens hatte sie auch früher sich nicht etwa mit leeren Träumereien getäuscht; sie hatte von Boris einen zu hohen Begriff; mit einer heiligen Verehrung sah sie zu ihm auf, für sein Glück wäre ihr kein Opfer zu groß gewesen, an seine Gegenliebe aber wagte sie nicht einmal zu denken. Wie einen gefährlichen Gefangenen bewachte sie in ihrem Herzen ihr einsames Gefühl, wahrte es, wie man einst im Tempel der Vesta das ewige Feuer gewahrt, und bemühte sich nur, es vor allen Blicken geheim zu halten. Aber mit der Geburt dieser Liebe

trat unwillkürlich eine völlige Wiedergeburt ihres Charakters ein: wie aus einem Traume erwachend warf er die Ketten ab, mit denen die gesellschaftliche Stellung des Mädchens ihn gefesselt, und erschien feurig, ungebändigt. Die weltliche Bildung hatte ihn etwas gezügelt, doch nicht erdrückt. So ängstlich und schweigsam sie früher in Anwesenheit jedes Fremden war, so dreist wurde sie jetzt. Keine Menschenmenge konnte sie in Verlegenheit bringen, weil jetzt ihr ganzes Dasein sich einem einzigen Gegenstande zugewendet. Sie sah und hörte nur ihn allein, sprach nur für ihn: er war, wie eine unsichtbare Uhrfeder, die Triebkraft aller ihrer Handlungen und Gedanken. Fernstehende wunderten sich oft, wie gleichgültig Utballa der nahen Trennung von ihren Freunden entgegenging; sie nannten sie undankbar, und in der That war sie manchmal ausgelassen lustig. Niemand wußte, Niemand sah es, wie sie nach jedem lauten Lachen, einem Schauspieler gleich, der seine eingelernte Rolle vor den Zuschauern durchgeführt, auf ihr Zimmer eilte, erschöpft auf das Sopha sank und bittere Thränen oft ihr Gesicht benetzten, das einen Augenblick zuvor in Freude geglänzt. Selbst er, die unschuldige Ursache ihres geheuchelten Muthwillens und ihres wirklichen Kummers, selbst er bemerkte nicht, wie erzwungen ihr Lächeln war, und wie ihre Röthe dahinschwand gleich einer Herbstblume, die der Frost getroffen. Bisweilen äußerte er ihr seine Betrübniß über ihre bevorstehende Trennung; aber das geschah so ruhig, seine Stimme zitterte dabei nicht, noch versagte sie ihm, und während der Armen ihr ganzes Blut zum Herzen drang, kam er auf allerlei Nebendinge zu sprechen.

Einige Tage vor der Abreise der Frau v. Sneshin fand sich der alte General ein, um sich nach dem Erfolge seines Antrags zu erkundigen. Er wollte nicht glauben, konnte nicht begreifen, wie ein bürgerlich Mädchen sein Rang nicht lockte, wie sie sich nicht freudig an eine Brust

warf, an der so viele Orden hingen. Er entschloß sich, selbst mit ihr zu sprechen.

Es bot sich eine günstige Gelegenheit. Er sprach sehr beredt, sogar mit Zärtlichkeit und bemühte sich, ihr Herz zu rühren. Umsonst! Utballa bat ihn dreist und entschieden, er möchte den Vorsatz aufgeben, ihr ein Glück zu schenken, das sie nicht verstände. Der zurückgeschlagene General mußte mit Verlust abziehen.

Es fing zu dämmern an; der herbstliche Abend war so heiter, daß man ihn für ein prächtiges Abschiedsfest des Sommers nehmen konnte. Der Duft des fallenden Laubs durchströmte die Atmosphäre; die Sonne schwand hinter dem Berge, aber noch spielten ihre Strahlen mit den Wipfeln der gelbgewordenen Bäume; sie schienen diesen hundertjährigen Greisen goldene Kronen aufzusetzen, sie brachten jenen zauberischen Lichteffect hervor, der nur einem herbstlichen Sonnenuntergang eigen ist. Schwärme von Kranichen zogen unter den blauen Wolken hin, ihren Flug nach Süden richtend. Auf der Treppe, am Eingange des Gartens, saßen einige Leute. Utballa schweifte allein umher zwischen den halbverwelkten Blumen.

Boris erschien in der Hausthüre, und nachdem er seiner Schwester einige Worte gesagt, eilte er die Stufen hinunter nach den Blumenbüschen.

— „Wovon träumen Sie?" fragte er die nachdenkliche Utballa. „Ergötzen Sie sich an dem fallenden Laube oder an dem Abendstern? Doch halt, ich vergaß ja ganz, daß Sie keine Sterne lieben, einen haben Sie schon heute von sich gestoßen."

„O, im Gegentheil, ich liebe Sterne, nur keine unechten, deren Glanz ist mir unerträglich. Mein Stern ist bleich, klein, unbemerkt von Anderen, aber er blinkt hoch am Himmel, er leuchtet mir so freundlich . . . ."

— „Warum haben Sie sich denn ein so kleines Sternlein gewählt?"

„Warum? ... (Utballa blieb stehen) — „Kennen Sie die Sage von diesem Blümchen?“ fragte sie auf einmal, indem sie aus dem nahen Busche eine Nachtblume pflückte.

— „Nein. Aber antworten Sie mir erst auf meine Frage. Warum ziehen Sie ein so kleines Sternlein der Sonne, dem Monde vor, und all den großen, glänzenden Gestirnen .... Sie wissen ja! .... die man mit Händen greifen kann, auch ohne ein Zauberer zu sein — besonders mit einem so kleinen, weichen Händchen, wie Ihres.“

„Glauben Sie?“

— „Gewiß, Andere ließen die Gelegenheit nicht vorüber, ihrer habhaft zu werden ....“

„Hören Sie, Boris!“ unterbrach ihn rasch Utballa. „In drei Tagen trennen wir uns. Ich will Ihnen ein kleines Andenken mitgeben: ich schreibe Ihnen die Geschichte dieses Blümchens auf.“

— „Ah! Sie lieben Botanik mehr, als Astronomie?“

„Vielleicht. Aber nein, es ist nichts der Art; es ist nur ein Scherz, eine Erdichtung, eine Steppensage ...“

— „Zeigen Sie mir nur erst Ihr Sternlein.“

„Dies Blümchen wird es Ihnen zeigen.“

Utballa eilte davon und schloß sich in ihr Zimmer ein.

Zwei Stunden später traf sie Boris im Saale. Sie waren allein. Utballa warf ihm ein beschriebenes Blatt zu und verschwand gleich wieder. Boris trat an den Tisch, auf welchem Lichter brannten, und las die

Geschichte der Nachtblume.

„Im Anfang der Schöpfung schlug unter dem klaren Himmel des hohen Tibet ein grüner Busch aus. Die Sonne hatte ihren Tageslauf vollbracht und ging

unter; der Abendnebel sank auf die Erde: da erblühte an einem Zweig des Busches ein bescheidenes Blümchen; es reizte den Blick nicht mit dem Schimmer der Rose, es beherrschte die anderen Blumen nicht, wie die stolze Lotos; demüthig und ohne zu blenden, erhob es das Köpfchen und blickte schüchtern auf die Welt des großen Budha. Rings um dasselbe war Alles dunkel und kalt! Seine Freundinnen schliefen auf ihren schlanken Stengeln; seine Genossen wandten sich von ihm ab. Die Nachtschmetterlinge flatterten vorüber. Das arme Blümchen erschrak, wie es sich so verwaist sah, und ließ den Kopf sinken. Da erglänzte am dunkeln Himmel ein Stern: seine Strahlen sprühten, flimmerten durch die Luft und belebten das verwaiste Blümchen; sie erfrischten es mit dem Zephyr, tränkten es mit dem kühlen Thau ... und das Blümchen lebte auf, erhob wieder das Köpfchen, sah um sich und erblickte den freundlichen Stern. Mit Liebe und Dankbarkeit nahm es seine Strahlen ins Herz auf; sie hatten ihm ein neues Dasein geschenkt."

„Das Morgenroth vertrieb die Finsterniß; der Stern verschwand vor dem Leuchten der Tageskönigin: tausend Blumen neigten sich ihr und sogen gierig ihr goldnes Licht ein; sie goß es auch auf das bescheidene Blümchen; auch dieses bestrahlte ihr heller Glanz, aber das war noch erfüllt von der Erinnerung an den silbernen Schein des Abendsternes, und empfing kalt den Gruß der stolzen Sonne. Noch schwebte ihm das sanfte, tröstende Licht des Sterns vor, noch fühlte es in seiner Brust den wohlthuenden Thautropfen; da wandte es sich ab von den blendenden Strahlen, schloß die Blättchen und barg sich in den Zweigen des väterlichen Busches. Seitdem ist dem armen Blümchen der Tag zur Nacht, die Nacht zum Tage geworden: wenn die Sonne aufgeht und ihr Gold über Himmel und Erde ausströmt, ist das Blümchen unsichtbar; wenn die Sonne sinkt und am Horizont der silberne Stern aufsprüht, so begrüßt ihn das Blüm-

chen freudig und spielt mit seinen dünnen Strahlen und athmet seinen erquickenden Schimmer ein . . ."

„So ist das Herz des Weibes. — Das erste Bild, der erste Antheil, das erste freundliche Wort fällt ihr tief in die Seele; und wie sie erbebt bei dem trauten Worte des Geliebten, so bleibt sie kalt gegen die leidenschaftlichsten Erklärungen aller Andern. Mag jener noch so unbemerkt sein, mag er sich unter Millionen ihm ähnlicher Sterne verlieren, das Herz des Weibes findet ihn heraus, es folgt nah und fern seinem bescheidenen Lauf und segnet seinen Weg. Dem stolzen Lichte neigt sie sich und bewundert seinen Glanz, aber sie gehört unwandelbar, ewig, ewig ihrem einzigen Stern."

Was empfand Boris bei dieser Allegorie? Ein neues Licht ging ihm auf; viele Umstände, die unbemerkt an ihm vorübergeflogen, traten ihm jetzt lebendig vor die Seele. Das Räthsel war gelöst. Diese launische Utballa, die bald so rasend lustig, bald düster traurig war, erschien ihm als ein wunderbares, einziges Geschöpf, in welchem sich eine ächt ursprüngliche weibliche Natur mit der Bildung des neunzehnten Jahrhunderts paarte. Früher konnte er nicht begreifen, warum sie ihn zehnmal des Tages floh und immer wieder zu ihm zurückkam, jetzt freundlich, wohlwollend, mit aller Sorgfalt einer Schwester ihn umgab, und dann plötzlich ohne den mindesten Grund ihn mit Kälte von sich stieß oder ihn gar nicht bemerken wollte. Früher blieb es ihm unerklärlich, warum, wenn sie mit ihm allein war und selbst von den uninteressantesten Dingen sprach, ihre Augen bald freudig strahlten, bald von Thränen umschleiert wurden, warum sie die feinen Brauen zusammenzog, die dichten Wimpern senkte, und eine, durch ihr dunkles Haar noch mehr hervortretende Blässe ihre rosigen Wangen bedeckte, worauf schnell wieder lichte Röthe ihr todtenbleiches Gesicht übergoß. Jetzt wurde ihm Alles klar, und sein Herz drängte ihn zu dem Mädchen mit aller Glut der ersten

Liebe. Er vergaß ihre Abkunft, den Stolz seiner Mutter, die trennende Kluft der Vorurtheile, und lief, Utballen aufzusuchen — mit jenem Beben, mit welchem ein kaum sehend gewordener Blinder seine Geliebte zu schauen eilt, die er bis dahin nur in seiner Einbildungskraft gesehen.

Boris durchlief das ganze Haus und alle Gänge des Gartens — er rief sie, aber vergebens! „Sie spottet meiner!“ .... dachte er mit jugendlich stolzem Sinn, und die Eigenliebe erhob laut ihre Stimme gegen das neuerwachte Gefühl. Auf der untern Terrasse blieb Boris stehen; ein leichter Frost überhauchte die Erde; die Luft war äußerst durchsichtig, der Mond barg sich hinter rauchgelbe Wölkchen und kam bald hellglänzend hervor, wie eine gewandte Schöne sich zurückzieht, um in dem Momente, wo Alle sie vergaßen, auf einmal prächtig zu erscheinen und Aller Blicke zu fesseln. Leise plätscherten die Wellen des Flüßchens zwischen dem Schilf; die Pappeln am Ufer warfen einen langen, zitternden Schatten hinein; drüben in der Ferne dunkelten die Bauernhütten, und nur noch in wenigen schimmerte Licht. Tiefe Stille herrschte ringsum; nur dann und wann gellte der Schrei eines Nachtvogels, oder ein von seinem Mutterzweige spät abfallendes Blatt bebte in der Luft, als wär's ein nächtlicher Schicksalsbote, der zur Erde herabflog, dem Menschen einen Kummer zu bringen.

So stand Boris einige Minuten da, von Liebe und Zweifel, von Angst und Erwartung eines neuen Lebens bewegt. Da rauschte es in den Büschen. Er sah sich um: Utballa saß einige Schritte von ihm auf der Terrasse. Als er sich näherte, fuhr sie auf, und wollte davon eilen, aber Boris hielt sie zurück und sah ihr lange schweigend in die Augen, um ihre Seele in ihnen zu lesen. In der That, Beider Seele spiegelte sich jetzt ganz in den Augen der Liebenden. Das Mondlicht fiel hell auf sie; es äußerte sich an ihnen eine kindliche Ban-

gigkeit: in den Wimpern zitterten Thränen — ein Lächeln umflog die halbgeöffneten Lippen.

— „Das war kein Scherz, Utballa?" lispelte Boris mit bebender Stimme.

Utballa schwieg.

— „Ich wage es nicht zu glauben .... Sie .... Sie ... Du liebst mich, Utballa?"

Schweigend ergriff sie seine Hand und drückte sie an ihr klopfendes Herz.

— „Von diesem Augenblicke wird uns kein Mensch und keine Macht auf Erden trennen!" rief der Jüngling begeistert. „Ich werde Dein Freund, ich werde Dein Bruder sein .... o sprich, Utballa, willst Du mir angehören?"

„Ich war Dein, noch ehe ich mich selbst verstand," erwiederte das Mädchen leise.

— „Und wirst es bleiben, wirst es immer sein ... nicht wahr?"

„Ich werde Dich lieben, bis mein letzter Lebensfunke erlischt; aber die Deine .... nein, das ist unmöglich!"

— „Unmöglich? ... Utballa, hast Du das gesagt?"

„Bedenke, wer ich bin! .... ein von aller Welt verachtetes Geschöpf!"

— „Nein, nein, Utballa! Thoren haben Dich gekränkt .... Aber nicht umsonst brachte Dich das Schicksal aus der weiten Steppe in unsere Familie. Ich will Dich erwärmen, mein armes Blümchen*), ich will an meinem Herzen Dir eine neue Heimat schaffen, und wir vergessen die Welt — was geht sie uns an?" ....

„Wir können die Welt vergessen, aber die Welt vergißt uns nicht," sagte Utballa nach einigem Schweigen: „noch drei Tage und sie reißt Dich fort in die Ferne — hunderte von Meilen werden zwischen uns liegen ...."

---

*) Utballa bedeutet auf mongolisch: eine aufgeblühte Blume.
Anm. d. Verf.

— „Nicht der Raum trennt, sondern die Unmöglichkeit, ihn zu überschreiten. Wer aber will mich von meinem Blümchen fern halten? Wer will mich von Dir losreißen? .... Warum sollen wir scheiden?"

„Das ändern wir nicht," entgegnete das Mädchen: „aber versichere mir nur, daß Du Utballen liebst, daß Du sie nicht vergessen wirst im Schwarme der petersburger Schönen — und die Trennung wird mir leichter zu ertragen sein."

Die leidenschaftlichsten Versicherungen entströmten seinen Lippen. Er liebte sie wirklich, obgleich er das bis jetzt sich selbst nicht gestanden hatte, liebte zum ersten Male, mit aller Kraft eines frischen Herzens. Die geschmeichelte Eitelkeit goß Oel in die leise brennende Flamme, da loderte sie hell auf und Feuer durchdrang alle Adern des jungen Mannes.

Die Glocke des Dorfkirchleins schlug elf Uhr. Weit hallte der Klang durch die nächtliche Stille; die Liebenden verstummten unwillkürlich und schmiegten sich fester aneinander.

„Ach, jeder Glockenschlag nähert uns dem schrecklichen Augenblick," sagte Utballa traurig und lehnte ihr Haupt an seine Schulter.

— „Nein, er soll nicht kommen, dieser schreckliche Augenblick! Ich werde alle Mittel anwenden, ihn auf immer zu entfernen. Aber, was auch geschehe, uns bleiben noch drei Tage: warum trüben wir uns mit dem traurigen Gedanken an die Zukunft unser gegenwärtiges Glück! Laß uns diese drei Tage nur der Liebe weihen, vergessen wir Alles außer Dir und mir, und sie werden für uns ein ganzes Leben. Ja, sollte selbst all mein Bemühen, mit Dir vereint zu bleiben, fruchtlos sein — so wird in den Tagen der Trennung, in den Tagen des Kummers unsere Seele auf dieses Leben zurückschauen und die bloße Erinnerung an die Vergangenheit wird uns noch beglücken!"

Utballa hörte ihn und schwieg. Darauf fuhr sie mit der Hand rasch an die Stirn, als hätte ein plötzlicher Gedanke sie verwirrt.

„Ich kann es nicht glauben!“ sagte sie. „So viel Glück faßt meine Seele nicht .... Bist Du es wirklich ... und liebst mich so? .... Gestern wagte ich noch nicht zu träumen, daß ich Dir nur werth bin!“

— „Gestern habe ich mich selbst nicht verstanden,“ erwiederte Boris. „Und Du, meine Liebe, wie warst Du auch veränderlich! Wie oft zogst Du Dich von mir zurück! Noch unlängst sagtest Du mir, Dir gefiele ...“

„Halt ein! Ich habe nie an ihn gedacht. Wie konnte Jemand Raum in meinem Herzen finden, das von Dir allein erfüllt war? .... Aber Boris, wenn Du wüßtest, wenn ich Dir nur sagen könnte, was ich in diesen vier Monaten empfunden! Du machtest Besuche, gingst in Gesellschaft und vergnügtest Dich da — ohne mich! Oft sprachst Du mir entzückt von der Schönheit anderer Frauen, oft suchtest Du in meiner Gegenwart ihnen zu gefallen, und gegen mich — wie warst Du kalt! Dein freundschaftliches Benehmen selbst zeigte mir völligen Mangel an Liebe. Stunden lang bliebst Du mit mir allein und konntest ganz ruhig von allerlei Nebendingen reden .... O Boris, wie grausam hast Du mich gequält! Jedesmal, wenn Du zufällig etwas zärtlich gegen mich warst, vergaß ich alle meine Leiden, meine Hoffnungslosigkeit und hätte mich Dir zu Füßen werfen, Dir mein zerrissenes Herz öffnen mögen, mit bittern Thränen ein Wort der Liebe und Verzeihung von Dir erbeten — und dann fliehen, fliehen in die Steppe, in eine öde Gegend, wo ich allein der Erinnerung an Dich leben könnte und mit Niemanden mein Kleinod zu theilen hätte. Aber gerade in solchen Augenblicken entzogst Du Dich mir wie absichtlich, eiltest zu Balle, ins Theater — und meine Liebe, meine Thränen kehrten ungesehen in meine Seele zu-

rück! Ich blieb allein mit der trostlosen Sehnsucht im Herzen ...."

— „Utballa!" ....

„Nein, unterbrich mich nicht; ich muß mich ganz aussprechen. Bisweilen wollte ich Dich ausforschen, auf die Probe stellen, mich überzeugen, ob Du wirklich nicht das leiseste Gefühl für mich hättest — und unterhielt mich fröhlich mit Andern, that, als bemerkte ich Dich nicht oder vertraute gar Dir selbst eine vorgebliche Neigung zu Jemanden. Dann lauschte ich, ob sich nicht etwas wie Eifersucht und Verdruß in Dir regte — nein, niemals! Du hörtest mich gleichgültig, botest Dich sogar zum Vermittler an und zuletzt redetest Du mir zu, den alten General zu heirathen .... Ach Boris, Du täuschest Dich selbst .... Du liebst mich nicht!" ....

Ihre Stimme bebte und helle Thränen rollten über ihr Gesicht.

Boris umschlang sie, preßte sie an sein Herz und suchte sie zu überzeugen, wovon er selbst in diesem Augenblicke so fest überzeugt war. Utballa trocknete ihre Thränen und hob den Kopf in die Höhe.

„Nun," sagte sie, „und wenn es auch Täuschung ist! Warum einem so bezaubernden Wahn mich nicht hingeben! Ich will in Deiner Seele nicht forschen ... Sprich es nur aus, sag' es nur, mein Theurer, daß Du mich liebst! Und wär' es selbst eine erheuchelte Liebe, deren Du mich versicherst — ich will jeden Zweifel in mir ersticken, ich werde selig sein durch meinen Glauben .... Mein Freund, mein Bruder, nicht wahr, Du liebst mich?" —

Sie hatte das Haupt zurückgeneigt und richtete auf Boris einen durchdringenden Blick: in diesem Blicke war so viel Flehen, Unruhe, Hoffnung, er drang so tief in die Seele, daß der Jüngling nur mit einem Kuß, mit einem heißen, langen Kuß dem glühenden Mädchen antworten konnte.

Auch wenn in Einförmigkeit und langer Weile das

Herz nur der Zukunft lebt, wenn die Gegenwart ihm lästig ist und es jeden entschwundenen Moment segnet — auch dann geht die Zeit gar schnell hin, und ehe wir uns umsehen, sind Wochen, Monate, Jahre hinter uns. Mit welcher Schnelle mußten nun drei Tage Denen vorüberfliegen, die jedem Augenblicke hätten zurufen mögen: Verweile! verweile!

In einem der breiten Ströme Rußlands ist ein Ort des Todes. Die Fluten brechen hier durch Granitwände mit unaufhörlichem Zischen und Tosen. Man möchte glauben, es habe der Geist der Finsterniß diese Felsen und Klippen über einander gethürmt, um den Wellen den Weg abzusperren und den Strom aus seinem Bette zu werfen. Aber der stolze Fluß, ein Zeuge des Ruhmes unserer Fürsten, weicht nicht zurück. Alle seine Kräfte sammelnd hebt er sich von Stein zu Stein, rollt hinunter in Abgründe, schäumt, wirft Wasserstrahlen empor, und da er keinen Ausgang findet, stürzt er mit dem Brausen der Verzweiflung sich von neuem auf die Felsen. In diesem ewigen Kampfe wankt der Granit; endlich schlägt sich der Fluß ins Freie durch, und nun wallt er ermüdet in leiser Strömung der mütterlichen See zu. Wenn der Frühling kommt, beeilen sich die Gewerbsleute, den hohen Wasserstand zu benutzen, um über die fürchterlichen Stromschnellen hinwegzuschiffen. Einige Balken, mit Holznägeln zusammengefügt, bilden ihre Flotte, und diesen gebrechlichen Fahrzeugen vertrauen die verwegenen Söhne der Ukraine ihre Reichthümer und ihr Leben an. Sie warten einen sonnigen Tag ab, verrichten ein öffentlich Gebet, kleiden sich in weiße Hemden, wie wenn sie sich zum Sterben vorbereiten, und steuern den Fluß hinab. Geräuschlos schwimmen ihre Barken zwischen den malerischen Ufern hin — in der Ferne hört man das Brausen der Wogen . . . und jetzt nähern die kühnen Schiffer sich der verhängnißvollen Stelle. Ruder und alles Werkzeug werfen sie von sich

— was vermag die Anstrengung des Menschen gegen das wüthende Element! Sie fallen auf ihre Kniee; schon stürmen und branden die Wogen um sie, bespritzen sie mit Schaum und treiben sie rasch dem Verderben zu. Welcher Schiffer sieht in diesem Momente nicht zurück nach den grünenden Ufern! Dort stehen ihre friedlichen Wohnungen, dort sind ihre Frauen, Kinder, Schwestern — hier ist die Hölle vor ihnen! Schwarze Felsen erheben sich dräuend aus den Fluten, und in jedem Schlag der Wellen glauben sie das Stöhnen der Unglücklichen zu hören, die schon vor ihnen in der unersättlichen Tiefe umgekommen. Noch ein Schritt — und sie werden auf eine Klippe geschleudert. Krachend birst das Gebälk des Schiffes. Der Schiffer fühlt die Schauer des Todes in seinen Adern, er streckt die Arme nach den Ufern hinüber, er möchte die vergangenen Minuten zurückrufen — er hält sich an jedem Strauch, der zufällig auf dem Stein wächst, aber der biegsame Zweig gleitet ihm aus den Händen, und die Wellen stürzen heran, eine drohender, als die andere, und reißen ihn zu dem letzten, schrecklichen Augenblick.

Aber nicht alle Schiffe scheitern, nicht alle Schiffer kommen um: oft trägt sie der Strom, den feindlichen Granit besiegend, hinaus auf seinem mächtigen Rücken und sie setzen ruhig ihre Reise fort.

Boris und Utballa trieben jetzt auf solchen Wellen. Sie kamen immer weiter . . . weiter . . . schon traf das verhängnißvolle Rauschen ihr Ohr — und über die Klippen des Abschieds hinaus war für die Liebenden keine Hoffnung. Es harrte ihrer nicht der Tod in kalter Tiefe; nein, eine endlose Trennung, Einsamkeit, Thränen und ein das Herz langsam zernagender Gram — Dem riß sie jeder Augenblick entgegen.

Als Boris zur Besinnung kam, sah er das Unausführbare seines Vorhabens ein. Auf einige Zeit wenigstens mußte er sich von seiner Geliebten trennen. Aber

dieser Zustand banger Aufregung verringerte ihre Seligkeit nicht. Ja, der Gedanke an die kurze Dauer dieses Glückes gab demselben nur einen höhern Werth. Jede Minute schuf ihnen neuen Genuß, bald in einem verstohlen zugeworfenen Blick, bald in leisem Händedruck, bald in doppelsinnigem, nur von ihnen verstandenem Worte, und in tausend Kleinigkeiten, die selbst dem schärfsten Beobachter entgingen. Auch schien es, als ob die Menschen und das Schicksal Angesichts der schwarzen Wolke, die sich über den Häuptern der Liebenden entladen sollte, ihr flüchtiges Entzücken nicht zu stören wagten. Mitten unter den Anstalten zur nahen Reise wurden sie von Keinem bemerkt, und konnten ungehindert ihre einsamen Spaziergänge fortsetzen; aber die Stunden rannen in gewohnter Weise hin; es brach der letzte Tag an, es ging auch der letzte Tag vorbei.

Wie drückend ist die Stille und die Art von Ordnung, die nach den geräuschvollen Vorbereitungen zu einer weiten Fahrt eintritt! Die Geschäftigkeit ist zu Ende, die Dienstmädchen laufen nicht mehr aus einer Stube in die andere; die Sachen liegen nicht mehr auf und unter den Tischen umhergestreut; die straff gefüllten Koffer sind an die Wagen geschnallt; die Leute ruhen aus, die Zimmer sind leer — es ist wie in einem Trauerhause, wenn man den Verstorbenen in die Kirche getragen. — Man sieht, daß nur noch eine Handlung, die letzte, übrig bleibt — und auch diese muß bald vor sich gehen.

Der große Saal wurde von zwei herabgebrannten Kerzen matt erhellt. Im ganzen Hause herrschte tiefe Stille, im Garten sauste der Wind; aus der Gesindestube hörte man das Schnarchen der Diener; im angrenzenden Gemach schrieb Sophie Abschiedsbriefe an ihre Bekannten in der Stadt. Utballa saß in einem Lehnstuhl am Kamin und blickte in die blaue Flamme, die über den Kohlen züngelte. Ihr gegenüber stand

Boris, die Hände über die Brust gefaltet. Beide schwiegen; eine ergreifende Trauer malte sich auf ihren Gesichtern.

— „Fast könnte ich Dir Vorwürfe machen,“ hub endlich Boris halblaut an, „daß Du mir Deine Seele enthüllt, mich in ihr lesen ließest, was ich nicht einmal zu ahnen wagte. Wir hätten dann zwar auch den Schmerz der Trennung im Stillen empfunden, aber mich drückte nicht der Gedanke an Deine Einsamkeit nieder .... Doch nein,“ fuhr er lebhaft fort, „dann würden wir mit unserm Schmerz nicht drei selige Tage erkauft haben — die ersten und vielleicht die letzten ....“

„Nein, Boris,“ unterbrach ihn Utballa; „diese Tage sind nicht die letzten. Mir sagt es mein Herz, wir werden uns wiedersehen und ich werde die Deine sein .... Ich muß es sein, es ist der Wille des Schicksals, er wird in Erfüllung gehen! Höre, vor längerer Zeit, als ich noch in der Steppe mit meiner Mutter lebte, wüthete in unsrer Ulus eine schreckliche Krankheit. Hunderte entstellter Opfer fielen, und Keiner wagte ihre Leichname anzurühren: am meisten wurden Kinder hingerafft. Es waren die Blattern. Die Kalmücken halten diese Krankheit für ein Verkünderin des göttlichen Zornes und lassen den Erkrankten in der Wüste liegen, überzeugt, daß menschliche Hilfsleistung die zürnenden Götter nur noch mehr reizen muß. Auch ich erkrankte damals. Die Bewohner unsrer Ulus brachen ihre Zelte ab, zogen in die Ferne und mich, das sechsjährige Kind, ließen sie in der Steppe bei einem Krug warmen Wassers. Meine Mutter aber fürchtete weder ihre Drohungen, noch den Hungertod, und blieb bei mir. Ich erinnere mich, wie aus einem Traume, daß die Sonne mich brannte und ein heißer Durst mich verzehrte. Als im Kruge kein Wasser mehr war, tränkte mich die Mutter nur mit ihren Thränen. Und doch — dem Tode schon nahe, lallte ich ihr tröstend zu, daß ich nicht sterbe. Mir sagte es ein geheimer Instinct — und er täuschte

mich nicht. Meine Krankheit war nur ein hitziges Fieber. Vorüberreitende Kosaken erbarmten sich meiner und nahmen mich sammt meiner Mutter in ihr Dorf. Ich genas und wir kehrten nach der Ulus zurück. Jetzt spricht in mir ein ähnliches Gefühl: wir sehen uns wieder! Wo und wann? . . . ich weiß es nicht; aber ich glaube fest, daß wir uns wiedersehen."

— „O, wenn ich am Leben bleibe, so ist das so gewiß, wie Du die Meine sein wirst! ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt," sagte Boris, ihre Hand ergreifend. „Wer kann mich hindern, Dich selbst der Höllengewalt zu entreißen? Wir sind jung, frei, noch einige Jahre und Dein Schicksal ist mit unlösbaren Banden an das meinige geknüpft. Nicht unsere Zukunft ängstet mich, aber die Tage der Trennung. Du bleibst allein unter Fremden — wem wirst Du Dich anschmiegen, Du Arme, in Stunden der Trauer? Wie kannst Du den Menschen und Verhältnissen Trotz bieten? Dein Stern wird weit von Dir sein — ach, wer wird Deiner verlassenen Seele Trost zuwehen?" . . . .

— „Du selbst, mein Lieber! Von dem Augenblicke, wo Du fort bist, werde ich mein Leben nicht nach Jahren, sondern nach Deinen Briefen zählen. Jeder wird mir das Herz erfrischen und mir neue Kräfte geben. So lange Du hier bliebst, war an jedem Morgen das erste Gefühl meines Erwachens der Gedanke: Werde ich ihn heute sehen? Wie froh begrüßte ich die Tage, die mir die sichere Hoffnung brachten, und mit welcher Ungeduld sehnte ich mich über jeden hinaus, den ich ohne Dich zubringen sollte! Nun aber werden Tage und Jahre für mich in die einzige, ewige Antwort zusammenfließen: Du siehst ihn nicht! Was soll dann aus mir werden, wenn nicht Deine Briefe mir Deine Gegenwart ersetzen? . . . Denke daran, Boris, nur wenn Du mich vergißt, muß ich untergehen, aber alle Verfol-

gungen des Schicksals will ich ruhig ertragen, im Gedanken an Dich!"

Die Wanduhr schlug Mitternacht. Sophie hatte ihre Briefe beendet, und als sie durch den Saal kam, erinnerte sie ihren Bruder an die späte Stunde: morgen würden sie von der Mutter gewiß in aller Frühe geweckt, es sei daher Zeit zum Schlafengehen. Utballa erhob sich langsam, warf Boris einen Abschiedsblick zu und wollte Sophien folgen, aber sie konnte ihren Fuß nicht von der Eisenplatte des Kamins fortbewegen, als wäre Magnet an ihren Sohlen. Mit Thränen sah sie Boris ins Gesicht, der bleich, erschüttert vor ihr stand. Auch seine Augen waren feucht.

„Boris!"

— „Utballa!"

Er streckte die Arme nach ihr aus, sie fiel ihm um den Hals. „Leb' wohl! leb' wohl!" lispelten Beide zu gleicher Zeit, und der letzte Kuß verhallte in dumpfem Schluchzen. Einige Augenblicke konnten sie sich von einander nicht losreißen und kein Wort hervorbringen. Endlich geleitete der junge Mann, ohne sie aus seinen Armen zu lassen, das Mädchen bis an ihr Schlafzimmer, sagte ihr noch einmal Lebewohl, schob sie sanft in die Thüre und eilte hinaus auf den Balkon, um in der stürmisch kalten Luft sein gepreßtes Herz zu erleichtern. —

Mit Tagesgrauen standen Alle auf, kamen in Bewegung, und nach kurzem Gebet, unter Thränen und Abschiedsworten trat Frau v. Sneshin mit den Ihrigen die Reise an. Noch am selben Tage brachte die Frau des Dorfpfarrers Utballen nach der Stadt zu ihrem Vater. Nachdem sie von ihrer Mutter, Schwester und von Demjenigen geschieden, der zuerst das Gefühl eines höhern Daseins in ihr geweckt, blieb Utballa verlassen — ganz allein! Niemand nahm an ihrer schmerzlichen Lage Antheil. Die Stadtaristokratie, welche sie eine Weile zu

sich emporgehoben, stieß sie nach der Abreise des Generals und der Frau v. Sneshin mit um so größerer Verachtung zurück. Die Gesellschaft kann sich einen Irrthum solcher Art nie verzeihen, nur straft sie in der Regel nicht sich, sondern den unschuldigen Gegenstand desselben.

Utballa war ihrem Gefühle und ihrer Bildung nach hoch über ihren Standesgenossen erhaben, ihre niedere Geburt aber stellte sie zu tief in den Augen der vornehmen Welt. Die ungünstigste Lage, die es giebt! Von ihres Gleichen wurde sie „das stolze Fräulein" genannt und von Höherstehenden „das dreiste Mädel!" So war sie, wie eine verbannte Peri, verurtheilt, zwischen Himmel und Erde zu schweifen; sie durfte sich nicht zu jenem erheben und nicht zu dieser niederlassen. Aber alles Das berührte sie wenig; ihr feuriges Herz war ganz von Liebe und Trauer erfüllt; es hatte keinen Raum für den kleinlichen Verdruß anspruchsvoller Eitelkeit. Wie konnte sie einen scheelen Blick oder ein spöttisches Lächeln bemerken, da sie auf jedem Schritte nur das Bild der Geliebten vor sich sah! Uebrigens kam sie fast nie aus dem Hause und sprach mit Niemanden außer ihrem Vater. Dieser erzählte ihr in seinen geschäftsfreien Stunden von einer Zufuhr Mehl und Holz, oder er murrte, daß er sie habe aufs Land ziehen lassen, wo das Kind sich erkältet und krank geworden sei. Dem Alten entging es nicht, wie sehr Utballa sowohl in ihrem Aussehen, als ihrem ganzen Wesen sich verändert: ihre frohen Lieder verstummten, unlängst noch ein munteres, lebendiges Mädchen, saß sie jetzt ganze Tage, ohne sich von der Stelle zu rühren, und antwortete auf seine Fragen verkehrt. Oft betrachtete er sie kopfschüttelnd, strich seinen grauen Bart und sagte: „Gehe mir Einer mit diesen Herrschaften!" Die wahre Ursache dieser Veränderung kam ihm nicht in den Sinn. Er ahnte nicht im Entferntesten einen geheimen Gram, da Utballa weder weinte noch klagte.

Habt Ihr Euch manchmal des Abends an den Wolken ergötzt, wenn sie um den Horizont in endloser Kette sich breiten und in der Dämmerung den beobachtenden Blick mit verschiedenen Gebilden täuschen? Bald erscheinen sie wie ein bläuliches Gebirg, bald wie Wälder, bald wie luftige Feenschlösser! Seht, nun ziehen sie sich zusammen, verdichten sich und werden ein einzige, drohende, schwarze Wolke. In der Ferne rollt es dumpf — ein Laut, als käme er ihnen aus tiefster Brust, wie das Seufzen menschlichen Vorgefühls. Auf einmal zuckt ein Flammenstreif durch das Dunkel, schlängelt sich und erlischt, nachdem er Feuer und Wasser auf die geängstete Erde warf. Ununterbrochene Donnerschläge erschüttern die Luft, die Umgegend hallt sie wieder, der Regen stürzt in Strömen herab, der Wirbelwind zerschmettert Bäume, und die Menschen beben, als sei der jüngste Tag gekommen; aber nach einer Stunde ist das Gewitter verstummt, das Gewölk hat sich zerstreut und vom Aufruhr der Elemente ist keine Spur geblieben; der Himmel ist wieder rein und hell und die Erde, wie ein erschrockenes Kind, lächelt unter Thränen, die noch auf ihrem Angesichte glänzen. Noch eine Stunde — und Alles kehrt zur frühern Ruhe zurück.

Dichter haben uns bis jetzt vielfach den geheimen Sinn dieser großartigen Naturerscheinung zu veranschaulichen gesucht; ich aber, ich denke mir, das ist ein Bild männlichen Schmerzes, männlicher Verzweiflung!

Doch es giebt auch eine Wolke anderer Art: langsam entsteigt sie den Dünsten eines trockenen, unfruchtbaren Bodens; keine einzige lebendige Quelle, kein einziger See entrichtet ihr den schuldigen Zoll; unbemerkt schleicht sie hin am Firmament, und hat weder Kraft zu leben noch zu sterben. Beim Morgengrauen seht Ihr sie im Osten; sie harrt des Sonnenaufgangs, sie scheint das Licht zu bitten, daß es mit seinen ersten Strahlen oder mit der Mittagsglut ihr unseliges Dasein zerschmelze.

Die Sonne kommt, vollendet stolz ihren Lauf und bemerkt die bleiche Wolke nicht. In der Abendstunde, wenn der Lichtball strahlenlos in das Meer sinkt, erblickt Ihr sie im Westen; sie fleht hinab in die Tiefe, sie möchte mit untertauchen in den kalten Schoos des Meeres. Aber die Sonne stößt sie zurück, legt sich in ihr lazurnes Bett, und die Wolke schweift wie zuvor einsam, traurig durch die Himmelswüste.

Diese Wolke — sie ist wie der Schmerz und die Verzweiflung des Weibes.

Der weibliche Gram schreckt Niemand durch stürmische Ausbrüche; Niemand sieht und bemerkt ihn. Tief im Herzen, da liegt er und nagt es, wie der Wurm eine Wasserlilie. Wenn Heiterkeit zufällig auf dem Antlitz der Dulderin schimmert, so erfreut sich daran der gleichgültig Vorübergehende, wie an den schneeweißen Blättern der Blume, die auf dem Wasserspiegel schwimmt. Es fällt ihm nicht ein, daß die arme Lilie an ihrer Wurzel zernagt, daß die Leidende in innerster Seele krank ist, daß Gift durch alle ihre Adern strömt, und daß ihren Wurm nur der Grabstein todtdrückt.

Nun werdet Ihr das Leben der armen Utballa begreifen.

Es vergingen einige Monate nach der Abreise der Sneshins. Utballens einzige Freude waren die leidenschaftlichen Briefe, die ihr Boris von der Reise und aus Petersburg schrieb. Ihr schwärmerischer Sinn fand in ihnen eine Welt von Gedanken und Poesie, und jeden Tag las sie sie mit Rührung wieder.

Eines Morgens, als Utballa einen Brief ihres Trauten gelesen, ging sie voll süßen Sinnes an ihr gewöhnliches Geschäft, alles Nöthige zum Thee zu bereiten, und wartete auf das Erwachen ihres Vaters. Aber die Sonne stand hoch am Himmel, das Feuer in der Theemaschine erlosch, und der Alte schlief noch. Gewohnt, ihn immer sehr früh thätig zu sehen, begann das Mädchen sich darüber zu wundern, als sie aus ihren Träu-

mereien herauskam. Leise trat sie in sein Zimmer. Der Alte lag mit dem Gesichte nach der Wand. Sie näherte sich ihm; man hörte ihn nicht athmen. Sie ergriff ihn an der Hand, die war eiskalt! .... Ein Blutschlag hatte in der Nacht ihren Vater getroffen und er lag starr nnd todt im Bette.

Sie sank bewußtlos zu Boden.

Kaum hatten die Verwandten des Pachters dessen Ende erfahren, so kamen sie wie die Raben herbeigeflogen. Das Erste war, daß sie in voller Angst nachsuchten, ob nicht ein Testament zu Gunsten Utballens da sei. Zum Unglück hatte ihr Vater an einen plötzlichen Tod nicht gedacht und keinerlei Anordnungen getroffen. Da verbanden sich die herzlosen Menschen zu einem abscheulichen Complott. Aus Furcht, daß die Waise nicht irgend ein Recht auf die Erbschaft geltend mache und daß kein Gönner sich ihrer annehme, beschlossen sie, die Arme nach der Steppe zu ihrer wilden Mutter fortzuschaffen.

Utballa lag um diese Zeit an einem Fieber besinnungslos darnieder; der anhaltende Gram hatte ihr Dasein unterwühlt, und des Vaters Tod stieß sie an den Rand des Grabes. Sie wurde in eine Kibitke gelegt ein Ränzchen mit Wäsche und Kleidern ihr unter's Haupt geschoben; neben sie setzte sich ein bärtiger Neffe des Verstorbenen, und ein Dreigespann führte sie aus der Stadt, in die man sie vor sieben Jahren als kleine Wilde gebracht, in der man ihr alle Begriffe nahm, mit welchen sie in rohem Zustande gewiß glücklich hätte leben können, ihren Geist erleuchtete, ihre Leidenschaften entwickelte, ihr ein reizendes Traumbild am Himmel zeigte und das quälendste Gefühl auf Erden lehrte.

Sie fuhren Tag und Nacht. Der Erbe hatte große Mühe zu erfragen, in welcher Ulus die Mutter Utballens lebte; aber durch Geld und unausgesetztes Streben kam er zum Ziele. Der habsüchtige Mensch brachte die

Waise halbtodt nach den kalmückischen Zelten, übergab sie den Händen der Mutter und sprach lange mit dem Saissan, dem Manne der Kalmückin. Er schenkte ihm tausend Rubel und versprach, ihm jedes Jahr so viel zu schicken, wenn der Kalmück sich verbindlich machte, das Mädchen zu überwachen, und ihr nicht allein jede Möglichkeit zur Flucht nähme, sondern sie überhaupt in gar keine Berührung mit der gebildeten Welt kommen ließe. Für die tausend Rubel schwor der Saissan bei allen Burchanen*), beim Dalai-Lama und bei ganz Tibet, den Befehl aufs genaueste zu vollführen, und mit seinem Erfolg zufrieden, reiste der Erbe ab, nachdem er gewissenlos in der Steppe ein Wesen zurückgelassen, das die Zierde jeder Gesellschaft und das Glück des gebildetsten Mannes hätte werden können.

Und so war Utballa allein in den unabsehbaren Steppen, unter einem wilden Volke, dessen Sprache, Sitten und Gewohnheiten ihr völlig fremd geworden! Sie mußte in einer Filzhütte voll Rauch und Schmuz wohnen, sich von Speisen nähren, deren bloßer Anblick Ekel erregt, den ganzen Tag in vollständiger Unthätigkeit zubringen und sich der Neugier roher Menschen preisgegeben sehen, die unaufhörlich herbeiströmten, sie wie ein Wunderthier zu begaffen.

Ihr Zustand läßt sich schwer beschreiben. Die Ereignisse hatten so rasch gewechselt, Schlag auf Schlag war so blitzschnell gefolgt, daß sie ganz betäubt umherblickte, ohne etwas zu begreifen. Wer erklärt diese Seltsamkeit der menschlichen Natur! Oft sterben gesunde, starke Menschen von einem Glas kalten Wassers oder einem Zugwind, und wie oft geht dagegen das zarteste Geschöpf trotz Kummer, Krankheit und der vielfachsten Leiden, die eigens erfunden scheinen, es zu foltern, unversehrt unter dem Mühlstein des Schicksals her-

*) Götzen.

vor, der in seinem fortwährenden Kreisen Einige in die Höhe wirft, während er tausend Andere mit seiner Schwere erdrückt. Das erste Mal kam Utballa im Wagen des unmenschlichen Erben zur Besinnung: da war sie aber noch so schwach, daß sie nicht einmal zu fragen vermochte, wohin man sie führe, und Alles für eine Fieberphantasie nahm. In der Ulus zurückgelassen, in einer ihr neuen Welt, suchte sie ihr Gedächtniß zu Hilfe zu rufen, doch ihr Kopf schwindelte, Alles erschien ihr undeutlich, wie im Traum, und sie versank wieder in Bewußtlosigkeit. Welches Glück für sie, wenn diese Geistesabwesenheit ihr immer geblieben, wenn damals in ihr eine moralische Zerstörung der körperlichen vorangegangen wäre! Was ist denn Wahnsinn anders, als geistiger Tod? Seiner höchsten Mittel beraubt, der Erinnerung und Ueberlegung, erstarrt der Geist oder er heftet sich an Einen Gegenstand, an den er alle seine Kraft wendet, den er hegt und pflegt. Er ist glücklich, weil entweder die Vergangenheit und Zukunft ihm verschlossen und er wie ein Kind nur die Gegenwart faßt oder weil er in seinen Träumen lebt, in ihnen ganze Welten schafft, und zerstört und wieder aufbaut. Diese Welten bevölkert er mit seinen Geliebten, die eine Ewigkeit von ihm trennt, und sieht das Unsichtbare und umarmt das Unerreichte. So ging es auch Utballen in ihrem verhängnißvollen Irresein: sie sprach mit Boris, streichelte seine Locken, sie hörte die glühenden Reden des jugendlichen Geliebten, lustwandelte mit ihm auf der Steppe, kehrte mit ihm zurück ins Zelt, und an jedem Orte, zu jeder Zeit, im Sternenglanz, wie in den Kohlen des häuslichen Herdes sah sie Augen voll Zärtlichkeit und Liebe, Augen, in denen sie noch jüngst wie in einem Spiegel das Bild ihrer eigenen Gefühle gesehen. Aus ihrem ganzen Leben hatten sich nur drei selige Tage in ihrem Gedächtniß erhalten; alles Uebrige versank in dichten Nebel. Sie lebte vom ersten bis zum dritten Tag und

vom dritten kehrte sie wieder zum ersten zurück. In diesem Zustande brachte Utballa zwei Monate zu, und fast waren es die glücklichsten ihres Lebens. Nach und nach erhielt sie ihre Besinnung wieder, und konnte deutlicher ihr Elend erkennen: Boris' Stimme hörte sie immer seltner, seine Augen erloschen, und immer mehr lichtete sich die Nacht, die ihren Geist umhüllte. Die Stunden des Erwachens waren fürchterlich. Erst kamen sie selten, drohenden Gespenstern gleich, und verschwanden in Chaos. Bald aber besiegten die beiden Ungeheuer Erinnerung und Ueberlegung das selige Vergessen: dann erschien umgekehrt dieses nur auf Augenblicke, ihr einigen Trost zu spenden.

Als ihr die Augen aufgingen, und das Schreckliche ihrer Lage sich ihr in aller Nacktheit zeigte, wollte sie fliehen. Wohin? gleichviel: nur von den Steppen fort — nur diesen Menschen entrinnen — sich selbst, wo möglich.

Da sie die Folgen eines mislungenen Versuches fürchtete, wollte sie erst Boris von ihrer Lage in Kenntniß setzen. Aber wo Dinte und Papier hernehmen? Und wer befördert den Brief in die Stadt oder auf das nächste Dorf? Die Kalmücken kamen mit den Russen äußerst selten in Berührung: und hätte sich auch ein guter Mensch gefunden — wohin adressiren? Boris' Briefe nebst seiner Adresse waren in ihres Vaters Hause verloren gegangen unter den Plünderungen der Erben. Es blieb ihr also nur die Hoffnung auf ihre eigenen Kräfte. Die Gefangenschaft wurde ihr mit jedem Tage unerträglicher, sie ersann verschiedene Mittel zur Flucht, mußte sie aber alle aufgeben; der Saissan bewachte sie als ein lebendiges Capital, das ihm tausend Rubel sichere Zinsen eintrug. Jeden Morgen entwarf Utballa einen neuen Plan, traf alle Anstalten im Geiste und jeder Abend vereitelte ihre Hoffnung. Sie war so sehr mit ihrer Flucht beschäftigt, daß sie gegen alles Andere unempfindlich wurde. Sie verließ das Zelt nicht, und mit

den Händen das Gesicht bedeckend, saß sie regungslos wie eine Bildsäule auf ihrer Matte. Nur ein Gedanke, ein Wort erweckte sie zum Leben und machte ihr ganzes Wesen erzittern. Dieser Gedanke und dieses Wort waren: Freiheit und Boris! Sie wurden eins für sie. Jeder Athemzug, jeder Blutstropfen in ihr war wie die Magnetnadel immer nach Norden gerichtet! Zweimal versuchte sie zu fliehen, man hielt sie fest, und von der Zeit an wurde sie doppelt bewacht. In ihrer Verzweiflung rief Utballa die ganze Natur zu Hilfe: fuhr ein mächtiger Wind über die Steppe im dürren Grase rauschend, so schien es ihr, als wehete er Worte der Freiheit, und forderte sie auf ihm zu folgen, und klagte davoneilend um die Arme. Sprang eine Gemse vorbei, erschreckt durch das Herannahen von Menschen, schwang sich ein Vogel unter die Wolken, so streckte sie die Hände aus und flehte, sie mitzunehmen — umsonst! Alles um sie her war frei, der Wind, das Thier, der Mensch, alles folgte seinem eigenen Drange — nur sie blieb an die wilde, unfruchtbare, wüste Erde gefesselt. Da verlor Utballa jede Hoffnung sich zu retten, und dachte an das verzweifeltste Mittel, ihre Bande zu zerreißen. Sie entschloß sich zum Selbstmord, und gab diesem schrecklichen Gedanken sich mit aller Hitze mongolischen Blutes hin, das die wilde Mutter ihr in die Adern gegossen. Eine Zeit lang stellte sie sich ruhig. Der Saissan fing an ihr zu trauen. Als aber in einer Nacht Alle um sie her eingeschlafen waren, schlüpfte sie mit der Geschmeidigkeit einer Steppenschlange von ihrer Matte, und den Athem anhaltend, näherte sie sich der Wand, wo ein Dolch hing. Sie griff nach der Todeswaffe und schlich leise aus dem Zelt. Vor der Thüre schliefen einige Kalmücken. Sie stahl sich weiter, fiel auf die Knie und nach Norden — zu Boris — gewendet, setzte sie den scharfen Dolch sich auf die hochwogende Brust. Ihre Hand bebte. Der Dolch fiel zu

Boden. Ein kalter Schweiß trat der Unglücklichen ins Gesicht. Sie erschrak vor ihrem Verbrechen, und flehte zu dem Gott der Christen um Verzeihung. Da hörte sie im Zelte ihren Namen rufen; man hatte ihre Abwesenheit bemerkt... Sie fuhr auf, und verzweifelnd, wahnsinnig, angstvoll, stieß sie sich das Eisen in die Brust....

Nach einigen Minuten fand man sie im Blute schwimmend, aber nicht todt. Die schwache Hand konnte nicht bis ans Herz dringen; der Dolch war abgeglitten und hatte sie nur an der Seite verletzt. Die Wunde war nicht gefährlich, und nach einer Woche saß Utballa wieder wie zuvor am rauchenden Herd unter bewaffneten Wilden und fürchterlichen Misgestalten, die sich für Zauberer ausgaben — eine schöne Blume in einem Nest widerwärtiger Insecten — ein Gedanke der feinsten Bildung in einer Welt von Barbarei und Unwissenheit! Der Saissan schlug seine Frau wegen ihrer lässigen Aufsicht und miethete ein altes Weib zur Wächterin, die Tag und Nacht kein Auge von der Gefangenen verwenden durfte. Dieser wurden noch obendrein bei Nacht die Füße gebunden.

Was sollte nun Utballa machen? Tod und Freiheit waren ihr gleich versagt. Sie glich einem Menschen, der einen steilen Berg hinanklimmend, um an das Ziel aller seiner Wünsche zu gelangen, auf einmal ausglitt und in den Abgrund stürzte. Im ersten Augenblicke ist er vom Falle betäubt, im zweiten ringt er zum Licht empor, im dritten sieht er die Unmöglichkeit der Rettung ein und sucht einen schnellen Tod; endlich, wenn auch dieser ihn flieht, bleibt er in der Tiefe und gewöhnt sich an die Finsterniß, Hoffnungslosigkeit und Trauer. Von Zeit zu Zeit streckt er seine Arme nach dem Himmel, der kaum sichtbar über den Abgrund hinblaut, geht in Gedanken Alles durch, was seiner auf dem Gipfel des Berges harrte, und dann sucht er tastend

sich ein bequemes Lager in seinem unterirdischen Gefängniß.

Ein großer Dichter hat längst entschieden, daß entweder der Kummer den Menschen erdrückt, oder der Mensch den Kummer.

Tag auf Tag verging. Der alte erfahrene Arzt, die Zeit, heilte einigermaßen die Körper- und Seelenwunden Utballens; sie gewöhnte sich an das Nomadenleben der Ihrigen und lernte wieder die in ihrer Kindheit ihr bekannte Sprache, deren grelle Töne einst auf den rauchenden Trümmern russischer Städte erschollen, welche der grausame Baty mit der Fackel Tschingis-Chans in Brand gesteckt. Sie schloß sich fest an ihre Mutter, an die sie doppelte Bande knüpften, des Blutes und der Erinnerung — denn mit ihr allein konnte sie russisch sprechen. Dschala, die seit der Ankunft Utballens sie mit Theilnahme und Mitleid betrachtet, pflegte sie nicht aus eigennützigen Absichten wie ihr Mann, sondern aus Liebe zur leiblichen Tochter. Ihre ganze Jugend hatte sie unter Russen zugebracht, kannte deren Sprache und Sitten, und so sehr auch ihr Herz gegen Alles, außer thierischen Bedürfnissen, schon abgestumpft war, so begriff sie doch all das Harte eines Ueberganges von dem üppigen Stadtleben zu ihrer wilden, schmuzigen Armuth. Darum widmete sie Utballen die möglichste Sorgfalt, hob ihr von jeder Speise das Beste auf, bettete sie auf die weichsten Filzmatten, und mehr als einmal, wenn ihre Tochter unruhig im Schlafe auffuhr, gedachte die Kalmückin weinend jener Zeit, wo sie mit Schmerz ihr geliebtes Kind von sich gab, um ihr den Genuß eines schönen Lebens und ein Glück zu verschaffen, das sie selbst einmal erfahren. Aber sie hatte sich in allen ihren Berechnungen getäuscht, und das Schicksal schuf ihrer Tochter Das zu einer Quelle des Elends, womit sie deren Wohlfahrt hatte begründen wollen.

Schon waren unserer Utballa in der Ulus Jahre da-

hingegangen. Sie versuchte es nicht mehr, Hand an sich zu legen, und fügte sich in ihr Schicksal, der Hoffnung lebend, daß Boris sie einmal aufsuchen und von den Schrecken eines solchen Daseins befreien würde. Zwar hatte sie noch Stunden, wo ein Strom von Erinnerungen durch ihre Seele wogte — da schluchzte sie, härmte sich, verzweifelte. Aber der Sturm ließ bald nach, und sie kehrte, wenn nicht zur Freude, doch zu einer todtenähnlichen Ruhe zurück. Ihr munteres, liebenswürdiges Wesen verschwand, ihr glänzender Geist, den einst die Familie Sneshin und alle Freunde derselben so sehr bewundert, dieser feine Geist voll Witz und Grazie verkam in einer rauhen, gedankenlosen Atmosphäre, ihre so äußerst reizbaren, so wundersam empfänglichen Nerven stumpften sich ab und verhärteten in dem Qualm der Jurte, ein finsterer Trübsinn verdrängte ihre frühere Heiterkeit. — Als nach langer Beobachtung der alte Saissan sich endlich versicherte, daß Utballa nicht mehr an die Flucht dachte, und ihr mehr Freiheit ließ, faßte sie eine Leidenschaft zum Reiten, dem einzigen Genuß in den Steppen. Wie oft schwang sich Utballa auf einen wilden Renner, sprengte dahin über die unabsehbare Ebene, und übereilte den Wüstenwirbel oder verfolgte eine scheue Gemse. An den hohen Hals des Pferdes geklammert und fest in seine Mähne greifend, flog sie pfeilschnell über die Steppe, als wollte sie der Gegenwart entfliehen, oder die unwiederbringliche Vergangenheit einholen. Ihr Athem stockte. Zu beiden Seiten schwammen ihr die Umgegenden vorüber, Himmel und Erde drehete sich um sie, die Ohren klangen ihr, Besinnung, Gedanken, Alles ging in diesem Chaos unter, und so flog sie hin, bis ihre Kräfte sie verließen, bis das erschöpfte Roß niedersank. Dann warf sich Utballa ins Gras oder auf einen Sandhügel, und blieb einige Augenblicke in einem halbbewußtlosen Zustande.

Bisweilen schlugen die Kalmücken in der Nähe der

breiten Wolga ihre Zelte auf. Aus seinen Ufern tretend, ergießt der Strom sich einen großen Theil des Sommers meerähnlich, und wälzt ruhig seine Fluten zwischen grünen Wäldern hin. Tausend Schiffe gleiten über seine Fläche, buntfarbige Flaggen wehen von den Masten, von den Ufern hallen laut die eintönigen Melodien der Schiffer wieder. Plötzlich zieht am Horizont ein gelbes Wölkchen herauf, breitet sich aus und jagt den Sturmwind her. Die Wolga dunkelt, braust; der Sturm wühlt den Ufersand auf und wirbelt ganze Säulen in die Höhe. Die munteren Lieder wandeln sich in Angstgeheul und nicht selten auch in Todesröcheln. Diese Stürme sah Utballa immer mit wilder Freude, ihre Brust athmete freier, wenn die Elemente wütheten, und gierig ergötzten sich ihre Blicke an dem schrecklichen Aufruhr der Wogen, wie sie emporschäumten und eine die andere verschlang. Es riß sie hin, es drängte ihre Seele zu ihnen aus der schwülen Steppe — aber diesen leidenschaftlichen Drang hielt immer ein Gedanke zurück: die Wellen rollten nicht dahin, wo sie träumend und wachend im Geiste hinflog, durch Städte, Wälder und Steppen; die Wolga eilt sich mit dem einsamen Meere zu vereinigen, wie eine treue Liebende zu dem Verbannten, den ein böses Schicksal an die Fremde fesselt.

Sie mußte sich sogar mit dem lärmenden Umzügen ihres Volkes befreunden, mit seinen ewigen Festen, mit seinem zugleich sorglosen und unruhvollen Leben. Ihr gefiel die plötzliche Bewegung, wenn auf ein Zeichen des Häuptlings die Lebensmittel schnell in den Kasten verschwinden, Zelte und Kinder in Körbe gelegt und auf die Rücken der Kameele geladen werden, Alt und Jung in Feiertagskleidern sich auf muthige Rosse schwingt, und Alle den zeitweiligen Aufenthaltsort verlassend, froh dahinsprengen, Mützen in die Luft werfen und im vollen Gallopp des Pferdes nach ihnen schießen oder mit dem gelehrigen Falken auf Vögel Jagd machen. — Die Frauen

genießen hier volle Freiheit; im Gegensatze zu den Sitten der nomadisirenden Söhne Mahomet's nehmen die Gattinnen und Töchter der Budhisten, wenn sie ihre häuslichen Obliegenheiten erfüllt, an allen Spielen Theil. Aber der mit einem Hirtenleben nothwendig verbundene Müssiggang blieb dem feurigen Mädchen immer unerträglich. Wenn die Ulus auf den neuen Weideplätzen sich niederließ, und die Zelte in der gewöhnlichen Ordnung aufgestellt wurden, da bemächtigte sich der unglücklichen Utballa eine brennende Ungeduld, selbst tiefes Weh. Die Frauen der ärmeren Kalmücken verrichteten dann alle Arbeiten, weibliche und männliche, besserten die Decken aus, bereiteten das Mahl, reinigten die Sättel und näheten Kleider, während die Männer ewig müssig sich auf dem Felde umhertrieben, oder eine Pfeife schmauchend in der Sonne lagen. Die vornehmeren Kalmückinnen, die „von weißen Knochen entstammten", wirkten Goldschnüre und seidene Borten zu den Kleidern, oder besuchten einander und unterhielten sich von Steppenneuigkeiten.

Utballa empfand Ekel vor den rohen Erzählungen ihrer Genossinnen, am meisten aber vor deren Unreinlichkeit und mied alle Berührung mit ihnen.

Drei Jahre nach ihrer Ankunft bei den Nomaden wurde der Herrscher der Ulus, Noyon-Dschirgal, Wittwer. Es war ein Siebziger, ein guter, aber schwacher Mann, der in Allem den Eingebungen seiner geistlichen Lehrer folgte, welche er für die Ausleger des göttlichen Willens hielt. Noyon-Dschirgal hatte keine Kinder. Seine ganze Familie bestand in einem Bruder, und dieser Bruder, Noyon-Charzyg, bildete einen vollkommenen Gegensatz zu Dschirgal. Von Natur grausam und bösartig, erzogen vom Oberpriester, dem Bachtschi-Gellong, einem rohen und allem Unsinn der Götzendienerei aufs Aeußerste ergebenen Manne, wurde er ein Fanatiker seines Glaubens, in welchem seine Stammgenossen schon

sehr zu wanken anfingen. Die Kalmücken fürchteten ihn; sie hielten ihn für den bösen Geist der ganzen Ulus, und mit Schrecken dachten sie an die Zeit, wo nach dem Tode des sanften Dschirgal der wilde Noyon-Charzyg in dessen Rechte eintreten würde. Man sah ihn fast nie, er schloß sich in sein Zelt ein, und brachte die Tage im Gebete und Unterredungen mit seinem Lehrer zu. Nur selten fuhr er auf die Jagd, und auch dann erst nach langen Berathungen mit unsichtbaren Geistern. Einige europäische Gebräuche, die Noyon-Dschirgal angenommen, drückten wie eine schwere Sünde seine abergläubige Seele. Sie waren ihm um so verhaßter, da er gezwungen, seinem Bruder eine knechtische Unterwürfigkeit zu zeigen, nicht öffentlich gegen ihn aufzutreten wagte. Dschirgal aber liebte ihn wie einen Sohn, und da er Ruhe über Alles theuer hielt, sah er ihm Vieles nach aus Furcht vor dem grimmen Wesen des Bruders.

Charzyg hatte sich auf einige Monate von der Ulus entfernt. Dschirgal langweilte sich in seiner Einsamkeit, und fand das einzige Mittel, sich von langer Weile zu befreien, in dem klugen Einfall der Menschen — zu heirathen. Er schmeichelte sich nicht mit der ehrgeizigen Hoffnung, aus der späten Ehe für seinen Nomadenthron einen Erben in gerader Linie zu erhalten; er bedurfte einer Frau nur zu Gesprächen, die in Greisenjahren so angenehm sind. Doch wußte er durchaus keine hierzu geeignete Gattin zu finden. Nach der herrschenden Sitte durfte kein Häuptling sich mit einer Frau vermählen, die nicht fürstlichen Geschlechtes; die Schwestern und Töchter der wenigen Kalmückenfürsten aber waren entweder schon verheirathet oder noch Kinder. Da kam ihm ein herrlicher Gedanke, und je mehr er ihn erwog, desto inniger freuete er sich über seinen Erfindungsgeist. Dschirgal theilte diesen Gedanken einigen Gellongen mit. Sie lehnten sich heftig dagegen auf, stellten ihm tausend Unmöglichkeiten vor und droheten

ihm mit dem Zorn der Götter. Diesmal aber ließ er sich nicht irre machen. Er wußte aus Erfahrung, daß, wenn er ernstlich böse würde und etwas recht hartnäckig wollte, die sanften Götter gleich seiner Meinung beiträten, und bestand daher auf seinem Verlangen. Nach einigen Tagen erfolglosen Widerstrebens gaben die Gellongen nach. Der alte Fürst ließ den Saissan, den Stiefvater Utballens, zu sich rufen, und eröffnete ihm, daß er, von Budha's und des weißen Zaren Gnade regierender Fürst Noyon-Dschirgal, sein erlauchtes Auge auf Utballa geworfen und sie zu der hohen Würde seiner rechtmäßigen Ehegattin erheben wolle. Knieend hörte der Saissan in aller Unterthänigkeit die Rede seines Gebieters, fiel ihm zu Füßen, und außer sich vor Freude eilte er das unerwartete Glück seiner Familie mitzutheilen und in der ganzen Ulus Neid zu erregen.

Die alte Dschala nahm entzückt die Nachricht von der großen Gnade Noyons auf. Aber Utballa?

Drei Jahre waren es nun, seit das Schicksal sie von Allem gerissen, was ihrem Herzen theuer, was sie an die Welt band, seit das unglückliche Mädchen Vater, Freunde, Namen und Reichthum verlor und in eine öde Gegend geworfen wurde, wo sie wie in einem Zauberkreis lebte, ohne die Möglichkeit und die Kraft, seine Linien zu überschreiten, ja, nur durch einen Weheruf bei den Wesen außerhalb dieser Grenzen irgend einen Nachhall zu wecken. Blieb sie in der gebildeten Welt, so hätten nicht blos drei, auch nicht dreimal drei Jahre ihr die Hoffnung rauben können, Boris einmal wiederzusehen; mit dieser Hoffnung hätte sie allen Schicksalsschlägen widerstanden, und eher sich dem Hungertode preisgegeben, als sich in einem neuen Abgrund ziehen lassen. Jetzt aber waren alle Fäden ihrer Vergangenheit zerrissen für immer, und sie sah durchaus keine Möglichkeit sie wieder anzuknüpfen. Ihre Lebens- und Denkweise hatte sich sonderbar umgestaltet; ihre Kindheit floß

in ihrem Geiste mit der Gegenwart zusammen; die sieben Jahre aber, die sie unter civilisirten Menschen zugebracht, kamen ihr wie irgend ein Lichtpunkt eines einförmigen Ganzen, wie ein langer Traum vor. An den Glauben und die Mythen ihrer Stammgenossen neugewöhnt, wenn sie auch deren Burchanen nicht anbetete, fragte sie sich manchmal: Utballa, die in den Steppen herumziehende, und Utballa, die im Paradezimmer der Sneshins Ecossaise tanzte, sind das nicht zwei völlig verschiedene Wesen? War nicht durch ein Chubilghan *) oder die Seelenwanderung ihre Seele früher in ein geputztes, glückliches, schönes, geliebtes Stadtfräulein übergegangen, und lebte jetzt nach der Zerstörung jenes zarten, anmuthigen Körpers in einem Mädchen der Steppen mit dunkler Erinnerung an ihr früheres Dasein? Noch liebte sie Boris glühend, innig, aber wie wir Freunde lieben, die in die Ewigkeit gegangen, Freunde, deren Bild wir nur in der Sternenwelt und von Zeit zu Zeit in unseren bitteren Thränen sehen. Die Ehe war ihr indeß nie in den Sinn gekommen. Der Antrag Dschirgal's traf sie wie ein Blitz. Erschrocken rief sie: „Nein, niemals! um keinen Preis!" Aber im selben Augenblick fiel der entrüstete Saissan wie ein Geier über sie her und warf sie mit einem heftigen Schlag zu Boden. Man traf alle Anstalten ohne ihre Einwilligung: und was fragte man auch nach ihrer Einwilligung oder ihrem Widerstand!

Nach einigen Tagen setzte man die junge Fürstin mit feierlichem Gepränge auf die nichtigen Trümmer des mongolischen Throns, auf dies armselige Fleckchen von dem Riesengezelte Tschingis-Chans, welches einst den vierten Theil des Erdballes umspannte, von Peking bis Nowgorod und vom weißen Meere bis an die Mündung des Ganges. Indessen saß Utballa mit der ganzen

*) Wiederverkörperung, Wiedergeburt.

Würde einer regierenden Kalmückenfürstin in dem reichgeschmückten Zelte, umringt von den Frauen der Saissans, die sie sklavisch bedienten, während hinter den Filzwänden ihres Palastes das Freudengeschrei des schmausenden Volks erscholl. Von der Zeit besserte sich die Lage Utballens in mancher Beziehung. Der alte Fürst hätschelte sie, umgab sie nach seinen Begriffen mit Pracht, und nahm ihr zu Liebe noch mehr europäische Gebräuche an. In seinen fürstlichen Zelten erschienen einige Stühle, Tische und Gabeln, die Unreinlichkeit verschwand, und mancherlei Einzelheiten russischer Wirthschaft traten an die Stelle der mongolischen Haushaltung. Doch gingen diese Veränderungen nicht über das Tischzeug und die Speisen hinaus.

Die Rückkehr Noyon-Charzyg's brachte die ganze Ulus in Aufruhr. Als er erfahren hatte, daß sein Bruder die Tochter einer einfachen kalmückischen Edelfrau geheirathet, und noch dazu eine Halbrussin, die Anbeterin eines andern Gottes, kam er außer sich. Zwar verbietet nicht sowohl ein Gesetz, als die Sitte den Kalmücken, Frauen andern Glaubens zu heirathen; die religiöse Duldung geht in dieser Hinsicht so weit, daß die Kinder solcher Mischehen sogar die Religion der Mutter bekennen dürfen, in welchem Falle sie nur das Erbrecht verlieren. Man hat Beispiele, daß Kalmückenfürsten Mahomedanerinnen geheirathet. Allein dessen ungeachtet überschüttete Charzyg in seinem rasenden Fanatismus Dschirgal, die Priester und alle ihm Nahestehenden mit Schmähungen, Flüchen und Drohungen; ja er wagte sogar die Aeußerung, daß er die Frau tödten würde, die, wie er sich ausdrückte, den alten Fürsten behext. Das Ende war, daß Charzyg noch seltner ausging, und mit noch größerer Härte Alles verfolgte, was nicht den großen Schagkiamuni anbetete.

Die fromme Wuth und die unheilvollen Prophezeiungen Charzyg's machten einen gewaltigen Eindruck auf

den leichtgläubigen Sinn des Volkes. Noch vor seiner Ankunft hat das glänzende Loos Utballens ihr den geheimen Haß mehrerer Saissansfamilien zugezogen; jetzt aber wiederholten Alle einmüthig Charzyg's Worte, daß die Heirath ihres Fürsten die Götter furchtbar erzürnt, und daß Schagkiamuni unbedingt die ganze Ulus der Macht Erlik-Chans, des Höllenkönigs, übergeben würde.

Der unverdiente Haß des Volkes beunruhigte Utballen nicht: sie brachte die Tage allein in ihrem Zelte zu, sah nur ihre Dienerinnen, ihre alte Mutter, und wenn sie einmal der Zornblick aus den kleinen, schielenden Augen Charzyg's traf, so wandte sie sich mit Entsetzen ab und eilte, sich in ihrem Asyl zu bergen.

Das erste Jahr verstrich ruhig, aber im zweiten begannen durch ein sonderbares Zusammentreffen der Umstände die Weissagungen des jungen Noyon in Erfüllung zu gehen. Es trat ein äußerst strenger und langer Winter ein; die ältesten Leute erinnerten sich solcher Fröste nicht. Die unabsehbaren Steppen waren mit hohem Schnee bedeckt, es stöberte unaufhörlich, dichte Wolken umzogen den Himmel, und die Sonne war wie verschwunden; die Heerden irrten traurig im Schnee herum, vergebens nach Weide suchend. Die Kameele erfüllten die Wüste mit ihrem durchdringenden Geheul, und fielen an den Wohnungen ihrer Eigenthümer in solcher Menge, daß diese nicht einmal im Stande waren, die Ueberreste zu verzehren. Scharen von Hunden und Wölfen liefen aus der ganzen Welt zu diesem reichen Mahle herbei, und stritten ihre Beute den Raubvögeln ab, die auch in wolkendichten Schwärmen nach der Ulus geflogen kamen. Den Kalmücken sank der Muth. Viele hatten schon alle ihre Vorräthe aufgezehrt, alle Schafe und Pferde geschlachtet, und nagten jetzt blos die Knochen an ihrem erloschenen Herd. Gegen Ende des Winters nahm die Hungersnoth noch zu und stieg

aufs Aeußerste. Die Eltern verkauften ihre Kinder für einen Sack Mehl. Hager, ausgemergelt schlichen die Kalmücken wie Schatten in den Steppen und in der Nähe der Städte, Nahrung suchend, umher, und warfen sich mit Freuden auf jedes Aas. Nicht selten fand man im Schnee den Leichnam eines Kalmücken neben dem abgenagten Gerippe eines Hundes.

Da nahm das Murren im Volke einen gefährlichen Charakter an. Das abergläubische Gerede verbreitete sich immer mehr. Viele klagten Utballen laut der Hexerei an und den Fürsten eines gotteswidrigen Ehebündnisses. Zum Glück beschwichtigte das bloße Erscheinen Dschirgal's den aufgeregten Haufen; denn kein Leiden vermag die Ehrfurcht der Kalmücken vor ihrem Fürsten zu schwächen, die sie mit der Muttermilch eingesogen. Auch linderte der Frühling einigermaßen ihr Elend. Aber die ärmeren Familien konnten ihre verlorenen Heerden nicht wieder erlangen, noch die Ihrigen auferwecken, die den Hungertod gestorben. Außerdem unterließen die Gellongen nicht, auf Eingeben ihrer Aeltesten im Volke die sinnlosesten Gerüchte über die unschuldige Fürstin auszustreuen. So glomm denn, selbst nachdem alle Schrecken vorüber waren, der Haß gegen sie unter der Asche fort.

Unterdeß erlag Utballa den seltsamen Umgestaltungen ihres Schicksals, wie all den aufreibenden Seelenstürmen, und siechte immer mehr dem Grabe zu. Sie sah mit erlöschendem Blicke um sich her, und entschwang sich schon im Geiste den Ketten ihres Daseins.

II.

Wir sind in der Steppe. Weit und breit kein Baum, keine menschliche Wohnung, noch das Blauen ferner Berge. Ueberall die Einförmigkeit der Wüste. Nur

Wermuth wächst hie und da in dicken Sträuchen und der durch Wirbelwinde von den Ufern Kaspiens hergetriebene Sand hat sich haufenweise auf der unabsehbaren Fläche gelagert. Denkt Euch ein Meer, das im Augenblicke eines heftigen Sturmes plötzlich zu Stein geworden! Die Sandwogen erheben sich drohend, bereit beim ersten Windstoß aufzurauschen. Die Luft ist schwül. Der Himmel, wie die heiße Decke einer venezianischen Bleikammer, haucht Glut auf den Wanderer, selbst das Lüftchen, das vorbeistreicht, kann die stäubende, dürre Erde nicht erfrischen; nirgends ein Zeichen des Lebens. Kein Vogel schwingt sich in die Höhe, kein Schmetterling flattert im Grase — die vergilbten Stiele des Wermuths stehen unbeweglich. Allüberall todte Stille, die Natur ist wie in einen lethargischen Schlaf gefesselt.

Die Sonne neigte sich langsam gen Westen und ihre Strahlen schenkten nicht einmal einen Purpurstreif dieser bleiernen Himmelswölbung.

In der Ferne erschien eine Karavane. Zwanzig Kameele, mit Felleisen und Wasserfäßchen beladen oder blos gesattelt, schritten mühsam durch den tiefen Sand. Ihnen folgten zwei Kutschen, ebenfalls von Kameelen gezogen. Einige Kalmücken zu Pferde beschlossen den Zug; sie trieben die faulen Thiere an, die sich immer wieder in den Sand hinstreckten, an den Strängen zerrten und mit ihrem widerwärtigen Geheul den Eindruck der Wildniß noch erhöhten.

In der ersten Kutsche saßen zwei verschlafene Gestalten. An ihrer Tracht konnte man sie leicht als die Diener vornehmer Reisender erkennen. Folglich waren es ihre Herren, die in der zweiten fuhren. Der Eine, ein bejahrter Mann im Civilrock, mit einem Ordensband und türkischem Feß auf dem Haupte, lag ganz erschöpft von der Hitze, ohne irgend etwas zu beachten; nur von Zeit zu Zeit scheuchte er mit dem Tuche die Mücken weg, die den Wagen dicht umschwärmten. Der Andere

war ein junger Mann in Militairuniform, und schien munterer. Das weiße Mützchen lag ihm auf den Knieen, sein Haar fiel ihm unordentlich über die breite Stirn. Er richtete sich mehrmals auf und sah neugierig nach allen Seiten; Alles mußte ihm ungewöhnlich und interessant vorkommen. Bei dieser fortwährenden Bewegung seines Gefährten verlor der Aeltere endlich die Geduld und brach das Schweigen.

„Sage mir doch, mein Lieber, woran Du Dich ergötzest! drehst Dich umher wie eine Magnetnadel — Du entdeckst doch nicht etwa auch hier Naturschönheiten!“ —

— „Wie! ist diese grenzenlose Weite nicht majestätisch?“ fragte der junge Mann. „Betrachten Sie doch diese Sandwüste, diesen wolkenlosen Himmel und unsern Triumphzug! Können wir uns nicht einbilden, daß wir in Afrika sind und mit der Karavane Harun-al-Raschid's nach Mekka und Medina ziehen?“

„Possen, mein Lieber!“ rief der Aeltere. „Harun-al-Raschid wurden Teppiche unter die Füße gebreitet von Bagdad bis nach Mekka — wir aber gehen hier im Sand unter, trotzdem daß wir zwei „Wüstenschiffe“ an unsern Wagen gespannt — hol' sie der Teufel! Zerreißen mir die Ohren mit ihrem Höllengeschrei! — Vor zwei Jahren habe ich diese verfluchten Steppen die Kreuz und Quer durchstreift. Uebrigens bedarf es einer gar zu lebhaften Einbildungskraft, um unsere Begleiter für kriegerische Beduinen zu nehmen, die sowohl Räuber als Dichter sind.“

— „Ei nun! es gab eine Zeit, wo die Kalmücken ihnen an Tapferkeit nicht nachstanden. Jetzt ist den Armen aus Mangel an kriegerischer Uebung in ihrem müßigen, stillen Leben der Muth gesunken. Aber sehen Sie nnr, wie stattlich z. B. dieser Kalmück zu Pferde sitzt!“

„Mir ist eben eine Geschichte eingefallen (sagte der Andere nach einigem Schweigen), die man mir auf mei-

ner letzten Reise ins Astrachan'sche Gouvernement erzählt hat. Sie könnte Stoff zu einem ganzen Roman abgeben und veranlaßt wirklich zu glauben, daß die alte Charakterenergie dieses Volkes, besonders seiner Frauen, noch nicht ganz erloschen ist. Die Gattin eines Kalmückenfürsten stand in einem sehr vertrauten Verhältniß mit einem ihrer Unterthanen, einem jungen Saissan. Als der Fürst dies erfuhr, vertrieb er ihn aus der Ulus und fing an, seine Frau hart zu behandeln. Lange ertrug sie's, endlich verlor sie die Geduld und beschloß, sich von ihrem Joche zu befreien. Allein wagte sie kein solches Verbrechen; sie fand aber Mittel, ihren Geliebten heimlich zu sich kommen zu lassen, und forderte ihn auf, ihren Mann zu ermorden. Der Saissan weigerte sich lange; aber wahrscheinlich haben die Steppenschönheiten dieselbe Gewalt über ihre Anbeter, wie unsere Zauberinnen — er erfüllte zuletzt doch das Verlangen seiner Gebieterin. Die That wurde entdeckt, der Saissan kam ins Gefängniß. Nun denke Dir, welch ein wunderbarer Charakterzug von diesem jungen Manne! Er nahm alle Schuld auf sich und sprach die Fürstin vollkommen frei. Nahe an ein Jahr hielt man ihn in Haft, verhörte ihn unzählige Male, aber weder das Zureden seiner Verwandten, noch das Versprechen der Regierung, sein Loos zu erleichtern, vermochte ihn zum Geständniß zu bringen, daß die Frau des Ermordeten an seinem Verbrechen Theil gehabt. Ein offner Beweis gegen sie lag nicht vor, und so wurde der Saissan allein zur Zwangsarbeit verurtheilt. Kennst Du die Steppe zwischen Zarizino und Astrachan? Dort sind sehr wenig Dorfschaften und Reisenden begegnet man selten. Auf diesem Wege führten zehn Mann Wache den verurtheilten Kalmücken nach Sibirien. Eines Tages, als die Invaliden ganz erschöpft durch den tiefen Sand wateten, nähern sich einige Kalmücken zu Pferde und knüpften mit dem Gefangenen ein Gespräch an. Der

Anführer des Convoi wollte sie forttreiben, da aber die Kalmücken um die Erlaubniß baten, ihrem Freunde nur ein paar Abschiedsworte zu sagen, und ganz unbewaffnet schienen, so ließ er sie gewähren. Sie theilten dem Saissan mit, daß sie die Fürstin schickte, zu erfahren, ob man ihn nicht befreien könnte. „Schwerlich!" antwortete der Verbrecher; „seht doch, ihrer sind zweimal so viel, ihre Gewehre sind geladen, und ich, ich kann in meinen Ketten kaum athmen." — „Wir haben auch Waffen, wir jagen die Wächter aus einander und brechen Deine Ketten ...." — „Nein, Brüder, mit den Soldaten werdet Ihr nicht fertig; Ihr bringt Euch um, und auf mir lastet ohnehin schon Blutschuld." — „Aber, lieber Freund," sagten sie, „wie können wir Dich in ein fremdes Land ziehen lassen, zu ewigen Qualen! Wie sollen wir ohne Dich zur Fürstin zurückkehren!" — „Sie sehe ich nicht wieder auf dieser Erde! Mich aber könnt Ihr befreien — schlagt mich todt!" Die Kalmücken erschraken. „Was fällt Dir ein, Bruder! Wir Dich todtschlagen?" — „Warum nicht, muß mir's denn nicht viel leichter sein, in der Heimat zu sterben, als in der Fremde vor Hunger und Durst umzukommen? Hier bin ich geboren, aufgewachsen, hier habe mit meinen Brüdern gelebt, hier werden sich meine Gebeine mit denen meiner Väter vermischen. Kameraden, wenn Ihr nicht meine Feinde seid, schlagt mich todt!" — Sie weigerten sich und schützten vor, daß sie keine Feuerwaffe bei sich hätten. „Es ist nicht wahr, Brüder, mit bloßen Peitschen seid Ihr nicht hergekommen, mich zu befreien. Jedenfalls habt Ihr Messer — und dann seht, wie viele Steine hier umherliegen; nehmt den ersten, besten und werft ihn mir an den Kopf! Schagkiamuni wird Euch dafür belohnen!" Das lebhafte Gespräch wurde dem Anführer des Convoi verdächtig und er befahl den Soldaten, die Kalmücken aus einander zu treiben. Aber der Saissan schrie immerfort: „Brüder, laßt mich nicht,

schlagt mich todt!" Die Kalmücken waren schon ziemlich weit fortgeritten und ein paar verschwanden hinter einer Anhöhe. Auf einmal sprengte hinter demselben Hügel ein junger, gewandter Reiter hervor; er war besser gekleidet, als die Andern, und schien aus der Umgebung der Fürstin zu sein. Ueber den Sattelbogen geneigt, flog er wie der Wind an den Wächtern vorbei und im vollen Galopp feuerte er eine Pistole ab. Der Saissan fiel hin mit zerschmettertem Schädel. „Greift ihn! greift ihn!" rief der Offizier. Ja, das war zu spät. Nur der Staub wirbelte auf dem Wege. Der Mörder verschwand spurlos, seine Gefährten hatten sich entfernt. Kurz darauf starb die Fürstin; vor ihrem Tode hat sie gestanden, daß sie jener Reiter gewesen sei: aus Liebe und Dankbarkeit habe sie ihren großmüthigen Geliebten getödtet."

— „Und das wäre kein Mährchen?" sagte der junge Mann.

„Frage welchen Kalmücken Du willst; sie werden Dir's Alle erzählen. Es ist noch gar nicht lange her. Schade, daß ich die Namen der Hauptpersonen vergessen; erdichten wollt' ich keine. — Aber es wäre Zeit, daß wir in der Ulus ankämen. He, Du!" rief er dem auf dem Bock sitzenden Kalmücken zu: „Mach' schnell, tata! tata!"

Die Peitsche knallte, die Kameele rührten sich.

„Daß ich's nicht vergesse, mein Lieber," fuhr der redselige Greis fort; „ich muß Dich warnen! ... Halte Dein Herz mit beiden Händen fest. Du wirst heute ein Wunder sehen, nämlich eine reizende und sehr gebildete Kalmückin."

— „Wie das! wer ist sie?"

„Die Frau des alten Fürsten, der uns eingeladen hat."

— „Wann haben Sie sie gesehen?"

„Ich sagte Dir's schon, daß ich nicht zum ersten Mal die Kalmücken besuche. Ich war höchst verwun-

dert, ein allerliebstes europäisches Gesichtchen unter den breitnasigen Steppenschönheiten zu finden. Aber vollends wuchs mein Erstaunen, als die Nomadenfürstin sich mit mir in vortrefflichem Russisch unterhielt. Ich habe es bedauert, daß ich nicht länger als zwei Stunden in der Ulus blieb und ihr nicht die Cour machen konnte."

— „Hätten Sie doch wenigstens gefragt, durch welches Wunder sie zu einer solchen Bildung gelangt? Oder ist sie keine Kalmückin?"

„Man hat mir einen ganzen Roman von ihr erzählt; aber wahrhaftig, es ist mir Alles entfallen! Eine verwickelte Geschichte — der Vater war ein Russe, die Mutter eine Kalmückin, oder umgekehrt die Mutter eine Russ ... halt ... was ist Dir? Du wirst bleich! ist Dir schlimm? sage ..."

— „Wie heißt sie?" ...

„Laß sie doch! trinke nur kaltes Wasser. Da hast Du das Schöne von vierzig Grad Hitze!"

— „Es ist nichts, beunruhigen Sie sich nicht," versetzte der junge Mann, sich fassend. „Es ist vorüber. Sagen Sie mir um Himmels willen, wie heißt diese Fürstin?" ....

„Potztausend! was bist Du nur so erpicht darauf! Wer soll sich ihre kauderwelschen Namen merken! Heute wirst Du die schöne Steppenkönigin sehen, da mag sie Dir selbst ihren Namen sagen."

— „Werde sie sehen? ... heute? ..." sprach der junge Mann leise, und blickte mit verschränkten Armen in die Ferne. Er schwieg. Eine dunkle Erinnerung bewegte ihn.

Je weiter sie vorwärts kamen, wurde der Boden fester und ebener. Die Steppen grünten, hier und da ragten Tamariskenstauden, die mit ihren röthlichen, zur Erde gebückten Reisern kleine blühende Pyramiden bildeten. In der Ferne zeigten sich einige Salzseen. Eine Kruste, so dünn wie herbstliches Eis, überzog dieselben, und

spiegelte die Sonnenstrahlen mit blendendem Lichtspiel wieder, das aber die Augen sehr angriff durch den zu raschen Wechsel und den Glanz der Farben. An einigen Stellen, wo die Salzrinde nicht ganz das Wasser bedeckte, schwamm eine Menge Schwäne, deren weißes Gefieder hell auf der Purpurfläche der Seen hervortrat. An den Ufern wuchs saftiges rothes Gras, und wo das Wasser etwas süßer war, rauschte hohes Schilf. Bald hörte man in der Entfernung Gebrüll und Hundebellen: zu beiden Seiten des Weges zogen unzählige Viehheerden. Mit dem Blöken der Schafe und Wiehern der wilden Rosse vereinigte sich das Geheul der Kameele, die gravitätisch unter ihnen herschritten und ihre langen, krummen Hälse ausstreckten. Einige halbnackte Kalmücken trieben die Heerden in die Nachtgehege.

Die Sonne sank. Ein leiser Wind erfrischte die Luft. Unsere Reisenden fuhren schweigend, und näherten sich endlich der Orga, d. h. dem Hauptsitz eines der regierenden Kalmückenfürsten. An hundert Zelte standen in regelmäßigem Kreise umher; in der Mitte erhoben sich die Chorule (die Tempel) und die fürstlichen Gezelte. In einigen Wohnungen waren die kleinen Thüren geöffnet, und man konnte die innen lodernden Feuer sehen, um die alte Kalmücken saßen und rauchten. Der Dampf vom Herde wirbelte durch eine Oeffnung hinaus, die oben am Zelt angebracht war. Frauen und Männer gruppirten sich an ihrer Schwelle, oder schweiften von einer Wohnung zur andern. Nackte Kinder mit zerzausten Haaren liefen herum, oder wälzten sich im Grase mit Hunden spielend. In der Nähe des fürstlichen Palastes aber war weder Spiel noch Lärm. Die Kalmücken eilten hier mit Ehrerbietung vorüber. Nur die Gellongen in ihren rothen Röcken und runden Mützchen, die wie Präsentirteller aussehen, gingen langsam auf und ab, sich leise unterredend.

Die Equipagen kamen in die Orga. Neugierige

Haufen umringten sie, die fürstlichen Diener geriethen in Bewegung, und als die Fremden an der Wohnung des Herrschers vorfuhren und aus dem Wagen stiegen, trat ihnen Noyon-Dschirgal in Begleitung seines Bruders und mehrerer Gellongen an der Schwelle entgegen, drückte ihnen freundschaftlich die Hand und sagte: „Mendi! Mendi! (Willkommen!)“ Herr von Serkow, ein Beamter im Ministerium des Innern, stellte dem Fürsten durch einen Dolmetscher seinen jungen Gefährten vor, und folgte dem Wirthe in das Zelt, das zum Empfang der Gäste bestimmt war. Eine runde, ziemlich große Filzhütte, innerlich mit kostbaren Teppichen ausgeschlagen: über den Boden waren feine, gemusterte Bastmatten gebreitet; im Hintergrunde stand unter rothseidenem Vorhang ein Bett, zu beiden Seiten Kasten, einer über dem andern, ebenfalls mit Seidenstoff bedeckt. Links vom Bette auf einem Kasten in einer kleinen vergoldeten Pagode sah man eine menschliche Gestalt auf einem Thron sitzend, in goldgesticktem Kleide mit eckigem Mützchen. Das war ein Bild Budha's oder Schagkiamuni's, der höchsten Gottheit der Budhisten *). Um den Götzen, vor welchem tibetische wohlriechende Kerzen brannten, waren silberne Tassen mit Blumen, Speisen und Getränken aufgestellt, und über demselben hing ein grellgemaltes Portrait von Dalai-Lama, dem Oberpriester und Beherrscher Tibets. Von diesem Portrait bis an die Thür waren die Wände mit Flinten, Dolchen und Säbeln von reicher Fassung und sehr alterthümlicher Arbeit behängt. Bei den Kalmücken erben die Waffen vom Ahnen auf den Enkel fort, und an jede Scharte knüpft sich eine Ueberlieferung, die oft sogar bis in die Zeiten Tschingis-Chans zurückreicht.

Noyon-Dschirgal führte seine Gäste an den Ehren-

*) Schagkiamuni bedeutet „der Allerherrlichstvollendete.“
A. d. U.

platz, d. h. auf die Stufen vor dem Bette, die mit Teppichen und seidenen Kissen belegt waren, setzte sich neben sie und begann sie mit pomphaften Begrüßungen und Freundschaftsversicherungen zu überschütten, die der Dolmetscher, der russischen Sprache nicht besonders mächtig, ihnen in den lächerlichsten Ausdrücken wiedergab. Herr von Serkow, mit den Sitten dieser Mongolen ziemlich bekannt, erwiederte ähnliche Artigkeiten. Diese gegenseitigen Erklärungen unterbrach das Erscheinen der Pfeifen und des Thees. Den Gästen wurde ganz auf europäische Art zubereiteter Thee gereicht. Unterdeß brachten zwei Kalmücken einen hohen hölzernen Krug mit messingenem Henkel, leerten die Gefäße, die vor dem Götzenbilde standen, füllten sie mit frischem Getränk, spritzten etwas Thee zur Thür hinaus für den bösen Geist, und erst nachdem sie alle diese Ceremonien vollbracht, stellten sie die künstlich aus Baumrinde geschnitzten Tassen auf den niedrigen Tisch und gossen kalmückischen, mit Butter, Milch und Salz gekochten Thee hinein. Knieend reichten sie diesen Nektar Mittelasiens dem Fürsten, seinem Bruder und den Gellongen.

Herr von Serkow unterhielt sich mit Dschirgal über die Lage des Volkes, über Viehzucht und Aehnliches. Der junge Fremdling hob, so oft die Thüre knarrte, rasch das Haupt in die Höhe, da er aber nur unbekannte Physiognomien erblickte, die plattnasigen Unterthanen seines durchlauchtigen Wirthes, setzte er wieder seine längst erloschene Pfeife an die Lippen. Endlich stand Noyon-Dschirgal auf und lud die Gäste in ein anderes Zelt zum Abendessen.

— „Nun, Boris, streiche Dir das Haar zurecht,“ sagte Herr von Serkow halblaut: „jetzt werden wir der Fürstin vorgestellt.“

Boris schien diesen Rath nicht zu hören. Sie näherten sich dem andern Zelt. Dieses war im Innern ganz

wie das erste eingerichtet und geschmückt, nur das Bett fehlte. Statt dessen stand in der Mitte ein langer Tisch, auf europäische Art gedeckt. Zwischen den Tellern ragte eine ganze Reihe Flaschen, an den Ecken brannten Kerzen in Bronzeleuchtern und um den Tisch standen Bänke und Stühle von grober Arbeit. Alles dies gewahrte Boris durch die geöffnete Thür, wie noch Dschirgal und seine Gesellschafter sich tief bückend über die Schwelle schritten. Als aber auch er in den Speisesaal eintrat, erscholl im Innern des Zeltes ein leiser Schrei und etwas stürzte zu Boden. Alle erschraken und drängten sich durcheinander; selbst der alte Fürst vergaß seine sonstige Würde und lief nach der Seite hin, wo er den Laut gehört.

Boris folgte der allgemeinen Bewegung .... vor ihm lag ein Weib mit dem Gesicht zur Erde. Ein blauer Rock umhüllte ihren Leib, zwei lange schwarze Zöpfe wanden sich wie Schlangen am Boden und daneben lag ein goldgesticktes Mützchen.

Die Gellongen hoben die Gattin des Fürsten auf. Ihre Augen waren erloschen, auf dem todtenbleichen Gesichte kein Zeichen des Lebens. Man trug die Fürstin hinaus, im Zelte blieben nur Serkow und Boris. Dieser starrte regungslos auf die Stelle, wo vor einem Augenblick die halbtodte Fürstin gelegen. Endlich seufzte er tief, fuhr auf wie aus einem Traum, griff mit der Hand in seine dichten Locken und sah sich rasch um. Aus einer dunkeln Ecke des Zeltes blitzten ihm zwei schwarze, funkelnde Augen, wie die eines Tigers, entgegen .... In diesem Momente trat Dschirgal mit seinem Gefolge wieder ein, entschuldigte sich wegen der plötzlichen Verwirrung, die das Unwohlsein seiner Frau verursacht, und bat die Gäste Platz zu nehmen. Der Wein wurde ohne alle gastronomische Verfeinerung eingeschenkt: Champagner schäumte in den Gläsern — Champagner, dieser ätherische Lieblingstrank der civili-

sirten Welt, war also bereits — o des Misbrauchs! — in die Zelte der Nomaden gedrungen, in die Adern der Enkel Kublai-Chans!

Bald vergaßen Alle die Fürstin. Alle — außer Boris und noch Einem.

Es war schon spät, als die Reisenden ermüdet in das ihnen zum Nachtlager bestimmte Zelt traten. Herr Serkow entkleidete sich gleich und ging zu Bette. Boris aber dachte nicht einmal an Schlaf. In seinem Kopfe schwirrte Alles durcheinander, sein gepreßtes Herz lechzte nach Kühlung, und fortwährend schwebten ihm zwei Bilder vor Augen: das blühende, frische Gesicht Utballens — und das leidensvolle Antlitz der ohnmächtigen Fürstin.

Boris konnte nicht lange im Zelte bleiben; er eilte zur Thür hinaus, und fand sich plötzlich auf der Steppe. Hier warf er sich ins Gras, und jetzt erst kam er etwas zu sich und sammelte seine zerstreuten Gedanken.

Nichts beschwichtigt so sehr die Aufregung der Seele, als der Anblick der ruhigen, stillen Natur. Vor ihrer Hoheit erscheinen alle unsere Leidenschaften, Schmerzen und Aengste so gering, so kleinlich, daß der Mensch sich dieser, sich seiner selbst schämt. Der Nachthimmel hatte stets einen besondern Reiz für Jünglinge und Frauen. Boris betrachtete ihn überall mit Begeisterung: an den Ufern der Newa, wo der Silberstrahl des Mondes prächtig in den Spiegelwellen glänzt, die voll von umgekehrten Palästen und Säulengängen sind — oder an den Ufern des schwarzen Meeres, wo er die dunkle Wölbung über einer riesigen Kette von Bergen sah, deren Gipfel die Wolken stützen: nirgends aber ergriff ihn die unermeßliche Himmelsferne so gewaltig, wie hier, in den Steppen, auf dieser endlosen Ebene.

Gewöhnlich zeigt sich ein Hügel, ein Kirchthurm, ein Wald oder ein entferntes Dorf am Horizont, beengt den Gesichtskreis und faßt den Himmel in einen irdischen

Rahmen; auf der Steppe aber breitet er sich in voller Rundung aus, und nur ein gerader, kaum merklicher Dunststreif trennt die Erdwüste von der Himmelswüste.

Millionen Sterne brannten in jener dunkeln Höhe, andere entzündeten sich unaufhörlich und erloschen, wie alles Große und Schöne erlischt, nachdem sie in ihrem Falle eine lange Feuerlinie durch die schwüle Luft gezeichnet. Boris sah auf ihr spielendes Schimmern, und versenkte sich in die Vergangenheit, in die Erinnerung an drei Tage, die er einst „selig" genannt, an den schmerzlichen Abschied und seine Schwüre; er ging in Gedanken die fünf Jahre seines Lebens durch, die alle heißen Wünsche des neunzehnjährigen Jünglings umgewandelt.

Fünf Jahre im Leben eines jungen Mannes, der reich, von allen Vergnügungen des Luxus und der Gesellschaft umringt ist — und noch dazu in welcher Periode! Bei seinem Eintritt in die Welt, wo jeden Tag ein neues Ereigniß denkwürdig macht, wo jeder Ball einen neuen Wahn, und jede Parade bei Krassnoje-Selo neue Hoffnungen bringt! Man darf wohl sagen, solche fünf Jahre, das erste Lustrum seines Verkehrs mit der Welt, umfassen die Grundlage der ganzen Zukunft eines Mannes. Sie bestimmen seinen Charakter, bilden seine Begriffe, entwickeln seinen Geist oder lassen ihn in Unbedeutenheit versinken, der ihn dann Jahrzehente nicht entreißen. Und diese verhängnißvolle Zeit trat bei Boris zwischen den gegenwärtigen Moment und den Abschied von der Gespielin seiner Kindheit! Welche Erinnerungen konnten sich in einer Seele halten, in der ohne Unterlaß Leidenschaften wogten, sich verdrängten, sich verzehrten! Welche Liebe vermochte einen Kampf zu bestehen mit dem Ehrgeiz, der Freundschaft neuer Kameraden, mit den Dienstsorgen und der Gesellschaft! Ja, der Gesellschaft, dieser hundertköpfigen Schlange, die durch ihre schimmernde Haut die unerfahrene Seele an

sich lockt, sie mit ihren Ringen umwindet und sticht, in demselben Augenblicke aber sich wieder enthäutet, als neue Verführerin erscheint und die Einbildungskraft in ein neues Labyrinth schnell vergänglicher Genüsse reißt, um ihr dort allen Lebenssaft der Poesie auszusaugen und sie starr, todt unter den Menschen zu lassen!

Man muß indessen Boris nachrühmen, daß er seine Liebe nicht so leicht aufgab. Nach seiner Ankunft in Petersburg hatte er, ungeachtet ihn seine Dienstgeschäfte und eine Menge häuslicher Anstalten bei der Verheirathung Sophiens in Anspruch nahmen, Utballen mehrmals geschrieben, mit Entzücken ihre Antworten gelesen, die von Trauer und zarter Anhänglichkeit erfüllt waren, und oft wiederholte er in seiner Seele das Gelübde, sich mit ihr zu verbinden. Gleichgültig sah er die blauen Augen der nordischen Schönheiten und ihre luftigen Taillen. Nach drei bis vier Briefen schwieg Utballa auf einmal still, und alle feurigen Episteln Boris', sowie die freundschaftlichen Briefe Sophiens blieben unbeantwortet. Der junge Mann, wie junge Männer immer thun, war wüthend, fluchte dem weiblichen Treubruch und wollte sogar eine Erzählung gegen die Frauen schreiben, wovon er aber höchst vernünftiger Weise zurückkam, nachdem er in den Journalen einige elende Produkte in diesem abgedroschenen Genre gelesen. Er fing an nachzusinnen, konnte sich aber gar keinen Grund dieses fortdauernden Schweigens denken. Endlich schrieb er an einen seiner Bekannten in der Stadt, wo Utballa lebte, und bat, ihn zu benachrichtigen, was aus dem Pachter und dessen Tochter geworden. Da wurde ihm denn mitgetheilt, daß nach dem Tode des Vaters die Erben sich des Vermögens bemächtigt, das Haus verkauft und die Waise an einen unbekannten Ort abgeführt hatten. Alle seine Bemühungen, Utballens Aufenthalt zu erfahren, blieben erfolglos. Lange hoffte er, noch irgend eine Kunde von ihr zu erhalten; umsonst! Utballa war wie



im Meer versunken, und die Zeit schloß über sie ihre undurchdringlichen Wogen.

Jahre verflossen, der Jüngling mit den Rosenwangen und dem zarten Flaum am Kinn wurde ein interessanter, blasser junger Mann mit gedrehtem Schnurrbärtchen, frisirtem Haar und einer bei den alljährlichen Manoeuvres verbrannten Stirn. Auch an Geist zum Manne geworden, trat er aus dem Kreise der Schmetterlinge, die blos der Gegenwart leben. Nach dem ersten Rausche entzog sich Boris den immerwährenden Festlichkeiten, dem sorgenvollen Müssiggang der Gesellschaft und gab sich ernsten Beschäftigungen hin, um mit der Zeit ein würdiger Sohn des Vaterlandes zu werden. Er geberdete sich nicht als Misanthrop, schrie nicht, an der Schwelle des Lebens stehend, daß er lebenssatt, enttäuscht sei, daß er nicht an die Ehrlichkeit der Männer glaube, weil sein Kamerad sich auf Urlaub entfernt, ohne ihm eine Spielschuld bezahlt zu haben, noch an weibliche Tugend, weil, nach einigen Actricen, französischen Putzmacherinnen und russischen Soubretten zu schließen, es offenbar keine in der Welt gebe. Er betrachtete die Welt und die Menschen wie ein Wandrer, der in ein fremdes Land getreten, war freundlich gegen Alle, mit Keinem vertraut, jagte nicht nach rauschenden Vergnügungen, unterhielt sich gern mit den genialen Erzeugnissen der Feder, des Pinsels und des Tones, und schritt sacht über die Stufen des Lebens, ohne Furcht in die Zukunft, ohne Reue in die Vergangenheit blickend.

Nach Verlauf von vier Jahren war die feurige Liebe zu Utballen in dem Herzen des jungen Mannes fast gänzlich verwischt. Er erinnerte sich ihrer nur mit Vergnügen und im Gespräch mit seiner Schwester versetzte er sich gern in die Tage seiner Kindheit, in jene Zeit, wo er nach seiner Rückkehr ins Elternhaus sich so innig mit der liebreizenden Wilden befreundet hatte. Aber diese Erinnerungen weckten keine Betrübniß mehr

in ihm. Nur selten, wenn die Töne einer bezaubernden Musik sein Selbstbewußtsein in Schlummer wiegten und seine Nerven aufreizten, oder in einer lauen Sommernacht, wenn der Vollmond im Krystall der Newa badete, und Boris in einem Kahne zwischen den granitnen Ufern hinglitt, tauchte ein verlornes Gefühl im Herzen des jungen Mannes auf. Zwei schwarze Augen erglühten in der Luft, näherten sich ihm, entschwebten dann in die Ferne, winkten ihn trauernd zu sich, und um sie herum gestaltete sich aus dem nächtlichen Dunst ein wohlbekanntes Bild. Ja, dann regte sich von Neuem etwas wie Liebe in seiner Brust, die Seele schmolz ihm in Sehnsucht, bebte wie beim ersten Kuß und seine Lippen hauchten Utballens Namen .... Aber der Kahn stieß ans Ufer, die Täuschung schwand, und mit einem leisen Seufzer kehrte Boris ins praktische Leben zurück.

Unterdeß entbrannte der Krieg; die stattlichen Regimenter rückten aus Petersburg, die Boulevards und Schauspielhäuser verödeten, die Kirchen füllten sich mit andächtigen Beterinnen: Mütter, Schwestern, Gattinnen, Bräute drängten sich vor den Bildern der Schutzheiligen; in peinlicher Ungewißheit schlich die Zeit den Verlassenen langsam hin, die Bälle verstummten und der „Invalide" nahm den Ehrenplatz in den Boudoirs der Damen ein. Welches Entzücken aber, wieviel Freudenthränen, wieviel Liebeslächeln empfing dafür die Helden, als sie zurückkehrten, von Pulver beräuchert, blutbegossen, und unter dem Schatten der eroberten Fahnen in die Residenz einrückten! Wie schön auch ein funkelneuer Militairstaat und goldige Epaulettes sein mögen, aber der Lorber im Haare giebt einem jungen Manne doch ungleich mehr Reiz in den Augen des Weibes. Unter den siegreichen Scharen kam auch Sneshin zurück, den Arm in der Binde, den Wladimirorden an der Brust. Ihn erwartete keine einzige Schöne, kein bräutlich Lächeln begrüßte ihn; die meisten kannten Boris nicht einmal,

da er auf Bällen nur die Rolle des Zuschauers gespielt. Aber ihn empfingen die Arme der Mutter und ihre Freudenthränen benetzten das Haupt des jungen Kriegers.

Als der erste Sturm der Freude, der Fragen und Erzählungen vorüber war, fühlte Boris, daß er für die Heilung seiner Wunde sorgen müßte. Einen ganzen Winter versahen ihn die Aerzte mit schönen Rathschlägen und lateinischen Recepten, aber alles dies verschaffte ihm keine Besserung, und er beschloß, im Frühjahr die Heilquellen des Kaukasus zu besuchen. Ein weitläufiger Verwandter von ihm, der Staatsrath von Serkow, hatte auch im Frühling das Astrachan'sche Gouvernement zu bereisen, um sich von der Lage des Kalmückenvolkes zu unterrichten, welches durch die Hungersnoth und Strenge des letzten Winters so fürchterlich gelitten. Sie verabredeten mit einander die Beschwernisse der weiten und keineswegs interessanten Reise zu theilen. Serkow war ein heiterer, kluger, gebildeter Mann, und um dessen Gesellschaft zu genießen, scheute sich Sneshin nicht, mit ihm einen Umweg von einigen hundert Wersten durch die Astrachan'schen Steppen zu machen.

Sobald es möglich wurde, verließen sie den Norden, in dessen Sümpfen sie durch eine besondere Gnade Gottes nicht ertranken, eilten nach dem Süden und fanden sich auf einmal in der russischen Mongolei, wo, wie ich schon sagte, Boris im Grase lag, hart an der Grenze Asiens.

Die Morgendämmernng zog ihn aus seinen Träumereien. Er ging nach der Orga zurück. Das Volk war schon wach, aber in den fürstlichen Gezelten herrschte Stille, dort schienen noch Alle zu schlafen. Sneshin warf sich unausgekleidet auf sein Bett.

Bald kam Alles in Bewegung; man eilte das Fest des Sommeranfangs zu begehen. Die Zelte wurden mit Reisern geziert, die man eigens deshalb etliche zwanzig Werste weit hergeschafft, die Pfade mit grünem Gras bestreut; die schönsten Reiser, mit Feldblumen umwunden,

schmückten die Wohnung des Fürsten und die Tempel. Männer und Weiber zogen ihre Feiertagskleider an; sie tragen sich fast gleich: weite Pluderhosen, lange, meist blaue Kaftans, und auf dem Kopfe die viereckige, gelbe Mütze, den Ulanenhüten ähnlich, mit Pelz oder einem weichen Roßfell verbrämt und mit einer rothen Quaste, die beinahe den ganzen Obertheil des Mützchens bedeckt. Die Frauen unterscheiden sich nur durch zwei, in ein schwarzes Band genähte Zöpfe, die ihnen zu beiden Seiten des Kopfes herabhängen. Das Haar der Männer ist entweder nach hinten geflochten oder abgeschnitten.

Als Herr von Serkow frühmorgens erwachte, wunderte er sich über die Blässe und das trübe Aussehen seines jungen Freundes. Er war an ihm stets eine gleich heitere Stimmung gewohnt, und jetzt saß Boris finster und antwortete kaum auf alle Fragen.

„Was fehlt Dir, mein Lieber? Gestern wurdest Du unterwegs bleich, wie die Wand, und heute abermals kein Blutstropfen im Gesichte! Du bist doch nicht krank?"

— „Nein . . . ja . . . freilich, etwas unwohl," erwiederte Boris stotternd. „Meine Wunde schmerzt mich."

„Mußt so schnell als möglich nach dem Kaukasus. Unterdeß geh' heute nicht zum Fürsten; ich werde Dich entschuldigen." . . . .

— „Nein! nein!" rief Boris, sich rasch erhebend. „Ich will, ich muß sie sehen . . . ."

„Wen denn?"

— „Die Ceremonien ihres Gottesdienstes."

„Was hast Du nur auf einmal für eine Leidenschaft zum Lamaismus? . . . . Nun, meinetwegen komm."

Sie traten aus ihrem Zelt. Die Gellongen trompeteten durch Röhre und Seemuscheln, das Volk zum Gebete rufend. Diese Töne erschütterten die Luft und übertäubten die Stimmen der Kalmücken, welche sich um

die Tempel drängten. Herr von Serkow und Sneshin traten in den Hauptchorul.

Die Wände dieses Zeltes waren mit kostbaren Stoffen bedeckt und rings herum hingen fratzenhafte Abbildungen von Göttern mit blauen, rothen und vergoldeten Gesichtern; einige dieser Herren auf der buntgestrichenen Leinwand saßen würdevoll mit untergeschlagenen Beinen, Andere krümmten sich in einer Flamme, wieder Andere streckten hundert Arme aus. Unter dem Bilde Schagkiamuni's oder Budha's stand auf seidenbedecktem Tische ein goldener Dalai-Lama in einer Pagode; davor wohlriechende Kerzen, mancherlei seltsames Spielzeug aus Bändern und Läppchen, außerdem Silberblumen und Feldblüten, Tassen mit Waizen, Olivenöl und Wasser. Vom eigentlichen Altar bis an die Thüre des Tempels saßen in zwei Reihen zwanzig Gellongen auf gestickten Kissen in rothen Kleidern mit gelber Binde um die Schulter, das Haupt rasirt und die Arme bis an die Achsel entblößt. Die Einen hatten messingene Teller und Glöckchen vor sich, die Andern Flöten, welche aus den Knochen ihrer einst gefallenen Helden gearbeitet und mit Silber verziert waren. Diese Flöten werden von dem Volke wie ein Heiligthum verehrt. Die Gellongen in den Ecken hielten in der linken Hand große Schellentrommeln an Stäben empor, in der rechten Ruthen mit Eisenspitzen. Zu beiden Seiten des Altars saßen vier Männer, und neben ihnen lagen auf hölzernem Gestell messingene Trompeten von drei Ellen Länge mit silbernen Reifen. Es herrschte allgemeine Stille; die Gellongen schüttelten sich von einer Seite zur andern, lasen Gebete in tibetischer Sprache und begleiteten sie mit den seltsamsten Bewegungen. Nach und nach aber erhöhten sie ihre Stimme und fingen an sich im Takte mit den Instrumenten zu begleiten, erst leise, dann immer lauter und lauter — zuletzt dröhnten die Trommeln, schmetterten die Trompeten und dazwischen klan-

gen die Schellen, die Flöten pipten in den verschiedenartigsten Tönen, es gab eine solche Höllenharmonie, daß unsere Fremden sich an die Ohren griffen und nur der Anstand sie im Tempel zurückhielt. Die Stimmen und Instrumente schwiegen einen Augenblick, bald jedoch erschollen sie wieder vom crescendo bis zum betäubenden tutti. Aber trotz dieses Heulens und Schmetterns, trotz des völligen Mangels an Harmonie, trotz der seltsamen Bewegungen und der uns wild klingenden Melodien der Gellongen, flößten ihre würdevollen Mienen eine gewisse Ehrfurcht ein.

Dieser Gottesdienst währte länger als eine Stunde. Nach Beendigung desselben trat Noyon-Dschirgal, der mit seinem Bruder und den vornehmen Saissans auf der Seite gestanden, zu den Gästen und lud sie zu sich ein. Auch er war festlich gekleidet: über den gewirkten Archaluk mit Perlenknöpfen trug er einen blauseidenen Rock mit geschlitzten, über die Schulter zurückgeworfenen Aermeln, nach Art der polnischen Kontuschs. An beiden Kleidern waren reiche Goldborten. Dschirgal hielt die ganze Zeit ein goldgesticktes, zobelverbrämtes Mützchen in der Hand, das er gleich nach seinem Austritt aus dem Tempel aufsetzte. Auch sein Bruder und die Saissans hatten kostbare Gewänder an. Viele trugen große Perlengehänge in den Ohren und im Gürtel prächtige, damascirte Messer. Nach dem Gottesdienst folgten Einige dem Fürsten, die Andern zerstreuten sich in der Ulus. Jetzt ging das Bewirthen mit Thee und Pfeifen an, und erst zu Mittag versammelten sich Alle in dem Zelte, welches den Speisesaal abgab.

Dem jungen Sneshin bebte das Herz, als er sich der Thüre dieses Zeltes näherte. Den ganzen Morgen hatte er auf verschiedene Mittel gesonnen, wie er die Fürstin sehen oder sich wenigstens nach ihr erkundigen könnte; aber er wagte nichts, da er die Sitten des Volkes nicht kannte und Verdacht zu erregen fürchtete. Wird er sie

hier finden? .... Die Thüre ging auf — derselbe Tisch wie gestern Abends mit Gedecken und Flaschen; an der Wand lehnte Utballa, reich gekleidet, und zitterte am ganzen Leibe, als erwartete sie eine übernatürliche Erscheinung. Boris trat ein — hohe Röthe übergoß ihr Gesicht; sie vermochte kaum den Gruß der Gäste zu erwiedern.

Man setzte sich zu Tische — die Gäste zu der einen, und die Fürstin zur andern Seite Noyon-Dschirgal's. Charzyg nahm an einer Ecke der Tafel Platz. Der Fürst sagte einige Worte seiner Frau und sie knüpfte ein Gespräch mit Herrn von Serkow an; ihre Stimme bebte, aber sie drückte sich sehr geläufig russisch aus. So lange die endlose Mahlzeit dauerte, konnte Boris Utballen kein einzig Wort zuflüstern und mischte sich selten ins Gespräch, aber was sagten sie nicht einander mit ihren Blicken! Die Fürstin wechselte unaufhörlich die Farbe; das Blut strömte ihr bald in Feuerwellen durch den ganzen Körper, bald drängte es sich im Herzen zusammen — und dann erblaßten ihre Wangen, ihre Brust hob sich fürchterlich und einige Male wollten ihr die Thränen aus den Augen stürzen.

Nach dem Essen begaben sich Alle trotz der Mittagshitze ins Freie, um die Volksspiele anzusehen.

Auf einer kleinen Anhöhe, unter einer hierzu angebrachten Decke ließ sich Dschirgal mit den Gästen, der Fürstin und einigen vornehmen Saissansfrauen nieder.

Die Spiele begannen. Männer und selbst Knaben fingen wilde Pferde aus dem zusammengetriebenen Tabun*). Sie hingen sich ihnen in die Mähnen und schwangen sich vogelleicht auf sie. Das wilde Thier sucht wüthend sich vom kecken Reiter zu befreien, schlägt aus, bäumt sich, will ihn mit den Zähnen verwunden, jagt im Sturm mit ihm über die Ebene, streckt

*) Roßheerde.

sich blitzschnell zur Erde, springt wieder auf und fliegt von Neuem dahin. Der Kalmück aber sitzt wie angewachsen auf dem Rücken des Renners, bis das ermattete, schaumbedeckte Roß sich vom ihm bändigen läßt.

Aus dem Haufen traten zwei Ringer, fast nackt. Ihre mit Fett bestrichenen Körper glänzten in der Sonne. Lange maßen sie sich mit den Blicken, endlich griffen sie einander an. Ihre athletischen Muskeln spannten sich, die Augen traten vor. Sie liefen einige Male herum, umfaßten und beugten einander, fielen hin, rangen auf dem Boden liegend, und rafften sich wieder auf, ohne den Gegner aus den Armen zu lassen. Nach langem Kampfe siegte der Eine; er warf den Andern zur Erde und setzte das Knie auf dessen Schulter, unter dem Freudengeschrei des Volkes: aber er vermochte mit keinerlei Anstrengung den Ueberwundenen auf den Rücken zu legen — was allein für einen vollständigen Sieg gilt.

Darauf schoß man nach dem Ziele, trieb die keckſten Streiche und trank Branntwein aus kleinen Fässern, die im Namen des Fürsten herbeigerollt wurden.

Boris suchte inzwischen unablässig die Gelegenheit wahrzunehmen, in einem Augenblicke, wo Herr von Serkow und der von ihm unzertrennliche Dolmetsch im Gespräch mit dem Fürsten begriffen wären, sich Utballen zu nähern. Er fürchtete von Jemanden belauscht zu werden. Doch nun kamen sie einander nahe — noch ein Schritt, und er befand sich an ihrer Seite.

— „Utballa!“ sagte er rasch und leise: „Utballa, bist Du es? Wie kommst Du hierher? Bist Du wirklich die Frau dieses Kalmücken? Um Himmels willen rede, erkläre mir ....“

„Liebst Du mich noch?“ erwiederte auf alle diese Fragen Utballa im leidenschaftlichsten Tone.

— „Kannst Du zweifeln? .... Aber antworte mir, sprich, welches Schicksal verschlug Dich hierher? Ist's lange schon?“

„Ach, wie soll ich es Dir sagen, was ich in die-
sen Jahren gelitten — wie qualvoll mein Leben war
aber .... ich fürchte .... ich bin so aufgeregt ...
ich darf hier nicht lange mit Dir sprechen! ...."

— „Wann also? wann sehe ich Dich ohne Zeugen
Utballa, Du schwurst mir Dein ganzes Leben zu we-
hen — jetzt bettle ich um ein paar Stunden bei Di
wie um ein Almosen! ...."

„Mein Gott! wo den Ort, die Gelegenheit fin-
den .... mir brennt der Kopf! .... (Utballa scho
ihr goldenes Mützchen zurück und legte die Hand an di
Stirn, dann blickte sie auf einmal rasch in die Umge
gend der Ulus.) Siehst Du dort weit in der Step
den kleinen See, mit Schilf bewachsen? .... Wen
Alles still wird, komme ich hin."

Sie trat auf die Seite und sprach mit einer de
Frauen. Die Spiele dauerten bis spät nach Sonnenunte
gang. Betrunkene Haufen lärmten unaufhörlich um d
vor den Wohnungen angezündeten Feuer. Es bildeten si
eine Menge Zirkel, die sich mit Schach und Karten b
schäftigten. Die Leidenschaft zum Spiele ist bei diese
müßigen Volke so tief eingewurzelt, daß der Kalmü
nicht selten, nachdem er sein Vieh, seine Wohnung un
seine ganze Habe im Spiel verloren, sich selbst auf ei
bestimmte Reihe von Jahren verspielt. Seiner Fre
heit quitt, leistet er gehorsam seinem glücklichen Spie
kameraden alle Dienste, und was ihm sonst jener au
erlegt.

Boris zählte die Minuten mit seinen Herzschläge
Er hätte Alles in der Welt hingegeben, um nur so bal
als möglich Stille zu verbreiten — Stille, das Sign
der Zusammenkunft! Aber das Volk lärmte, muntere Li
der erschütterten die Luft, die Feuer brannten imm
heller: er gerieth außer sich! Nach fünfjähriger Tre
nung sich zehn Schritte von einem geliebten Weib
zu befinden, und ihr nicht nahen dürfen — ist di

nicht eine Marter, des Höllenfürsten selbst, Erlik-Chans, würdig? ... Boris war nicht im Stande, so lange zu warten, bis die Kalmücken still würden, und eilte an den bestimmten Ort.

Utballa war noch nicht da. Er ging lange am Ufer des einsamen Sees umher. Hier schwieg Alles; nur der Wind rauschte im Schilf und von weitem hallte dumpf das Reden, Lachen und Singen der Schmausenden herüber. Boris schien es jeden Augenblick, als hörte er Schritte und eine bekannte Stimme, er blieb stehen, horchte auf jeden Laut und starrte in die dunkle Ferne. Bald war es eine wilde Ente, die mit klagendem Schrei aus dem Grase aufgeflogen, bald strich eine Möve über die Flut .... Er dachte mit Schrecken, daß Utballen Jemand gesehen und zurückgehalten haben könne, daß sie nicht kommen würde ....

Aber er liebte sie ja nicht mehr? werdet Ihr mir sagen. Die Zeit hatte ja dieses Gefühl aus seinem Herzen verwischt? — Ganz recht; vor drei Tagen hatte Boris keinen Gedanken an Utballen: doch jetzt ... Nun, Ihr wißt ja, wie die Männer sind! Ihre Liebe gleicht bisweilen einem Vulkan. Ein halbes Jahrhundert bedeckt kalte Asche den erloschenen Krater; die Bewohner des Thals vergessen alle Gefahr, lassen sich am Fuße des Berges nieder, pflanzen Weinstöcke und Gärten an; schon prangen blühende Felder da, wo früher heiße Lavaströme sich ergossen; kein Mensch denkt mehr an den Vulkan, und die Kinder seiner früheren Opfer zeigen lachend auf den ruhigen Krater und sagen: „hier hat die ganze Hölle gebrannt!“ — Aber sehr oft ist diese Hölle nicht verschwunden, sondern nur eingeschlummert, oft erwacht sie in dem Augenblicke, wo sich Niemand von ihr träumen läßt, erschüttert die Erde noch heftiger denn zuvor, flammt noch heller auf und überströmt mit neuer Lava Diejenigen, die so bedachtlos sich dem schlummernden Vulkan anvertraut. So glomm die Liebe in dem

Herzen unsers Sneshin; die Zeit hatte sie nur eingeschläfert, aber nicht vernichtet, und jetzt erwachte sie auf einmal aus diesem lethargischen Zustand mit erneuter Kraft. Es war nicht mehr die schüchterne Liebe eines Jünglings, der seine ganze Seligkeit in einen Kuß setzt — es war eine hochbrausende Leidenschaft im Busen eines Mannes, der viel erfahren, noch mehr begriffen hatte, und sich zur Losung gewählt: „Alles oder Nichts!"

Müde von Erwartung streckte sich Boris ins Gras; viele Gedanken bewegten seine Seele. Da erscholl in der Nähe ein leises Geräusch; er sprang auf, und Utballa sank zitternd, athemlos an seine Brust. Nach einigen Minuten warf sie den Mantel ab, in welchen sie sich vom Kopf bis zu den Füßen eingemummt, und erschien vor ihrem trauten Boris nicht als Fürstin in goldgesticktem Gewande, sondern als seine frühere Jugendfreundin, als die Utballa aus dem Salon der Sneshins, in derselben Gestalt, in welcher sie am Abend vor ihrer Trennung in seinen Armen geweint. Sie trug dasselbe schwarze Kleid (dies hatte sie unter ihren Sachen gefunden und es wie ein Kleinod bewahrt); nur ihre Zöpfe, in seidenem Futteral, erinnerten an die Bewohnerin der Steppen. — Beide ließen sich auf das sandige Ufer nieder. Ihre Antworten unterbrachen sie oft durch Fragen, und ihre gegenseitigen Mittheilungen über das Vergangene durch flammende Betheuerungen.

— „Ich hatte lange auf eine Nachricht von Dir gewartet," sagte Boris, „ich schrieb meinen Bekannten, fragte allenthalben ... umsonst! Zuletzt begrub ich Dich in meinem Herzen .... und Du, Du hast diesen Fürsten geheirathet!"

„Boris!" rief Utballa bittend, „Boris, mache mir keine Vorwürfe! Ich erlag der Gewalt — freiwillig hätte ich mich niemals, hätte ich Keinem mich hingegeben! Ich liebte Dich allein, meine Seele gehörte

nur Dir — doch konnte ich diesem wilden Haufen widerstehen! Bedaure mich, aber klage die Unglückliche nicht an!"

— „Giebt es denn keine Mittel, dieses verhaßte Band zu zerreißen? Was ist denn das für eine Ehe! Dich, die Christin, haben Heiden mit einem Heiden vermählt, und das gewaltsam! .... Du bist frei, Utballa ... Ich nehme Dich mit mir. Du kannst hier nicht bleiben, Du mußt die Meine sein!"

„O, führe mich zu Deiner Mutter, zu Deiner Schwester!" rief sie im ersten Ausbruch der Freude. Dann hielt sie inne, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen. „Aber Dein Weib sein? Kann ich das? Wo werde ich mich mit Dir zeigen dürfen?"

— „Die mein Herz die Meinige nennt, darf sich mein nennen vor den Augen der ganzen Welt!"

„Sie werden nicht blos mich, sondern auch Dich mit mir verwerfen! Bedenke, mein Theurer, wie sie in den Städten mich meiner Abkunft wegen verachtet haben — und damals war ich reich! Jetzt habe ich nichts und das Schicksal hat mich noch mehr gebrandmarkt."

— „Unser Glück ist in uns selbst," entgegnete Boris.

„Ich werde wohl all mein Glück an Deinem Herzen finden, aber Du kannst und darfst Dich nicht auf mich allein beschränken. Wie willst Du nun in Deinem glänzenden Kreise mit der verwilderten Frau erscheinen? Wie willst Du das entlaufene Kalmückenweib Deine Gattin nennen? (Sie fuhr zusammen.) Nein! Nein! das ist unmöglich!"

— „Falsche Scham! Die sollte unsere Seligkeit trüben?"

„Ich werde den Moment nicht überleben," fuhr Utballa fort, „wo ich in Deinen Augen Reue lesen, wo ich fühlen werde, daß ich Dich um ein schöneres Loos gebracht!"

— „Nimmermehr!"

„Das denkst Du jetzt, gute Seele! Ich weiß, daß Du mir's nicht vorhalten, daß Du Alles in Dich verschließen wirst: aber glaube mir, die leiseste Kälte wird Dir mein Herz abfühlen .... ich werde Alles errathen ..."

— „Nein, nimmermehr!" wiederholte Boris. „Was sind das nur für Gedanken! Und ist jetzt die Zeit, davon zu sprechen?"

„Diese Gedanken stiegen nicht erst jetzt in mir auf. Ich habe mich mehr als einmal gefragt, was wohl aus uns würde, wenn es mir gelänge zu entkommen und mich mit Dir zu vereinigen. Mein Herz bebte vor Freude, aber mein Verstand sagte: Ihr werdet beide zu Grunde gehen! — So laß mich allein verderben!"

— „Nein Utballa!" sagte Boris entschieden. „Soll es sein — nun denn, besser vereint untergehen, als allein ein elend Leben hinschleppen! Rede mir nicht von Hindernissen, noch von Ahnungen. Wo der Mensch der Stimme seines Herzens folgt, da kann es keine Hindernisse geben! Du fährst mit mir!"

„Um Dich unglücklich zu machen, Boris! ... Ueberlaß mich meinem Schicksal, es hat sich meiner schon erbarmt: siehst Du, wie eingefallen meine Wangen sind, welch ein dunkler Rand um meine Augen! Neulich verkündete mir eine Wahrsagerin, daß ich bald sterben würde. Laß mich." ....

— „Du fährst mit mir," sprach Boris — „oder wirst hier bleiben, wenn Du nicht fühlst, wie ich!"

Mit diesen Worten ließ er sie aus seinen Armen los und stand auf.

„Was sagtest Du?" rief Utballa, ihm zu Füßen sinkend und seine Kniee küssend. „Nimm mich, nimm mich mit Dir! Führe mich, wohin Du willst, mache mich zu Deiner Sclavin, wenn ich nicht werth bin, Dein Weib zu sein! O stets, in jedem Loose werde ich Dich segnen!"

Boris hob sie auf, überhäufte sie mit Liebkosungen,

und in süßer Trunkenheit vergaßen sie den Flug der Zeit. Die Morgendämmerung brachte sie zur Besinnung. Die Sterne erloschen und am Himmelsrande erglomm ein rosiger Streif.

— „Wir müssen uns trennen," bemerkte endlich Boris: „und noch haben wir nicht die Mittel zur Flucht verabredet! Kannst Du morgen mit Einbruch der Nacht hier sein?"

„Nur der Tod hält mich zurück."

— „So leb wohl bis morgen. Wie hell es ist! ich fürchte, daß man uns hier bemerkt."

„Unter diesem Mantel wird Niemand die Fürstin erkennen; zudem sind jetzt Alle berauscht .... Leb wohl! Leb wohl!"

Sie schieden. Utballa flog wie der Wind nach der Orga zu und entschwand bald den Blicken Boris' im Morgennebel.

„Oho, Verehrtester!" sagte Herr von Serkow zu dem Heimkehrenden; „ich werde Deiner Mutter keinen günstigen Bericht erstatten können. Schon die zweite Nacht schweifst Du, der Himmel weiß wo umher, und kommst in der Dämmerung zurück. Am Ende hat irgend eine mongolische Venus Dein Herz bestrickt?"

— „Dummes Zeug!" antwortete Boris heftig. „Ich konnte nicht schlafen, es war mir hier zu schwül — da sah ich die Spiele des wilden Haufens an, der die ganze Nacht geschmaust hat."

„Mag sein, Bruder; sieh, so viel Du willst, auf Anderer Spiel, nur treibe Du keines. Nun höre, morgen fahren wir?"

— „Ja, aber nach verschiedenen Seiten."

„Wie das? wo willst Du denn hin?"

— „Ich fahre direct nach dem Kaukasus, muß eilen."

„Hast es also satt, auf den Wüstenschiffen zu segeln? Gewiß, es ist interessanter in arabischen Erzählungen,

als in der Wirklichkeit: aber gleichwohl ..... warum hast Du mir das nicht früher gesagt?"

— „Ich bin erst jetzt zu dem Entschlusse gekommen. Auch macht sich's ja sehr leicht, da ich meinen Wagen hier habe. Wir nehmen einstweilen Abschied bis auf frohes Wiedersehen im Kaukasus!"

„Ich will Dich nicht zurückhalten. Es thut mir leid, daß wir uns trennen, doch sei's drum, auf Wiedersehen! Ich fahre morgen früh. Aber weißt Du, mir hat der Fürst gesagt, daß am morgenden Tage sein ganzer Haufe von hier wegzieht, um sich dreißig Werste weiter niederzulassen. Wärst Du nicht etwa neugierig, die Uebersiedelung der Horde anzusehen?"

— „Es muß höchst interessant sein. Aber der alte Noyon fährt mit Ihnen?"

„Ja, er will mit mir die ganze Ulus bereisen, die auf dreißig Werste hin zerstreut ist. Wir bleiben zehn Tage beisammen."

Boris konnte sich bei dieser für sein Vorhaben so günstigen Nachricht eines Freudenlächelns nicht enthalten. Gegen Abend waren seine Sachen schon eingepackt.

Noyon-Dschirgal, der sich zur Reise vorbereitete, war mit mancherlei Anordnungen beschäftigt, ertheilte Befehle und traf die Wahl seines Gefolges.

Nachdem Alle sich gleichzeitig zur Ruhe begeben, eilte Boris an den Zusammenkunftsort. Auch Utballa säumte nicht. Nun verabredeten sie die Bewerkstelligung der Flucht. Boris sollte des Morgens allein fortreisen, um sich nicht den Unannehmlichkeiten einer Verfolgung auszusetzen. Er konnte nicht anders als in Begleitung von Kalmücken aus derselben Ulus fahren. Aber im ersten russischen Dorfe angekommen, welches sechzig Werste von hier am Ufer des Flusses lag, sollte er russische Fuhrleute nehmen und die Nacht am Wäldchen halten, das ihm Utballa genau beschrieb; dort wollte sie zu ihm stoßen. Dieser Plan beschäftigte sie mehrere

Stunden. Die Zukunft lächelte ihnen von Neuem, sie waren glücklich, und die Jahre der Trennung, des Leidens, Alles war vergessen, Alles verlor sich in den hellen Strahlen der Hoffnung. Die Morgendämmerung traf sie noch am See.

Als sie gehen wollten, schmiegte sich Utballa traurig an die Brust des Geliebten, ihr Herz schlug heftig und eine heiße Thräne rann auf die Hand Boris'.

— „Du weinst!" rief er. „Warum meine Liebe? was kann Dich beunruhigen?"

„Ich weiß nicht . . . mir ist bange! . . . ich war hier so glücklich!"

— „O, das ist nur erst das Frühroth unseres Glückes, dem ein langer, schöner Tag folgt! Weine nicht, mein Engel! (Er küßte ihr die Thränen ab.) Laß das die letzten bitteren Thränen sein, den letzten Zoll der Vergangenheit! Morgen erwachst Du zu einem neuen Leben."

Aber alle Tröstungen beruhigten Utballen nicht.

„Ich kann mich von Dir nicht losreißen," wiederholte sie betrübt. „Ich möchte in diesem Augenblicke sterben!"

— „Welcher Gedanke! Du sehnst Dich nach dem Tode, so nah dem Ziele unserer Wünsche!"

„Sie werden nicht erfüllt! . . . fünf, sechs Tage hier mit Dir zubringen und mit Deinem letzten Kusse sterben — das ist alle Seligkeit, die ich mir wünschen sollte. Jahre des Glückes aber sind der Unglücklichen nicht beschieden. Nein, sie sind nicht für mich . . . . Meiner harrt Verderben! Ich ahne das so tief, wie ich geahnt — erinnerst Du Dich noch? — daß wir uns wiedersehen, als Du nach Petersburg gingst, und ich so weinte . . . ."

Boris suchte sie diesem düstern Vorgefühle zu entreißen durch die Aussicht in eine glückliche Zukunft unter Menschen, die sie innig liebten. Er malte ihr, wie sich ihr ganzes Dasein umgestalten, wie ihre Tage

ruhig hinfließen würden, und diese reizenden Bilder zerstreuten einigermaßen Utballens Betrübniß.

Nun eilten Beide auf verschiedenen Wegen nach der Orga. Als sich Boris den Zelten näherte, schien es ihm, daß ein schwarzer Schatten ihn von Weitem verfolgte: er blieb stehen, kaum aber sah er schärfer hin, als die Gestalt verschwand. Er nahm sie für ein Phantom seiner Einbildung.

Mit Sonnenaufgang wurde im fürstlichen Gezelte das Signal gegeben, und augenblicklich rührte sich Alles. Schlaftrunken sprangen die Kalmücken von ihrem Lager, trieben die Heerden zusammen, sattelten die Rosse; die Frauen brachen eiligst die Zelte ab und verpackten das Hausgeräth; die Gellongen machten sich um die Chorule zu schaffen und wickelten die Götzen ein. Noyon-Dschirgal stieg nach kurzer Berathung mit seinem Bruder und den Aeltesten des Volkes in den Wagen des Herrn von Serkow. Der Kalmück, der auf dem Bocke saß, knallte mit der langen Peitsche, die Kameele setzten sich in Bewegung; voran schritten die Führer, und trugen im Triumphe vor ihrem Gebieter dessen Gewehr und die Pike mit dem Fähnlein, die während Noyon's Anwesenheit in den Zelten an der Thüre seiner Wohnung stand.

Sneshin eilte, nachdem er seinem Reisegefährten und dem gastfreundlichen Fürsten Lebewohl gesagt, zu seiner Kutsche. Auf dem Wege begegnete er Charzyg; er blieb stehen und reichte ihm die Hand zum Abschied. Charzyg berührte sie leise und sah ihm dabei mit einem so satanischen Lächeln ins Gesicht, daß Boris ein wenig bestürzt ward. Aber zu sehr mit seinem Vorhaben beschäftigt, entfernte er sich, ohne über die Bedeutung dieses Lächelns nachzusinnen.

Am Abend desselben Tages ließ sich die Horde am Saume eines kleinen Wäldchens nieder. Augenblicks waren auf der öden Haide die neuen Wohnungen aufgestellt. Feuer wurden angebrannt, und die Kalmücken, vom Umzug müde, setzten sich an ihren Herd und bereiteten ihr wenig leckeres Mahl.

Bald verstummte Alles; die Feuer erloschen. Da trat aus dem fürstlichen Gezelt Utballa, in einen weiten Mantel gehüllt. Langsam, mit leisen Schritten schlich sie ans Gebüsch und verschwand im Dunkel. Als sie die Zelte nicht mehr sah, ging sie schneller durch das Dickicht. Die Zweige ritzten ihr das Gesicht und zerrissen ihr Kleid; sie bemerkte nichts und drang eiligst vorwärts. Schon hörte sie das Plätschern des Flusses, an dessen Ufer Boris und die längstersehnte Freiheit ihrer harrten. Nur wenige Sträuche trennten sie noch von diesem Ufer — als auf einmal bekannte Stimmen erschollen .... Sie erbebte und warf sich zu Boden.

Am Ufer standen Charzyg und der Bachtschi-Gellong in lebhaftem Gespräch, nannten oft Utballa und „den Russen". Charzyg schien wüthend: er ballte die Fäuste, stieß Drohungen und schreckliche Flüche aus; der Gellong war kaltblütiger, vermahnte den Fürsten zur Ruhe, wenn dieser im Ausbruch des Zorns die Stimme zu laut erhob, sah sich nach allen Seiten um und suchte mit seinen Luchsaugen das nächtliche Dunkel zu durchdringen.

— „Du schwörst, daß Du selbst Alles gesehen und gehört hast?" sagte Charzyg nach einigem Schweigen zu seinem Freund und Lehrer.

„Ich schwör' es," erwiederte der alte Priester; „wenn ich nur ein Wort unwahr gesprochen, so mag auf der Stelle Schagkiamuni meinen Leib in Staub nach allen Winden zerstreuen, mag meine Seele gleich in den ekelsten Wurm übergehen!"



— „Verfluchte Hexe!" sagte Charzyg. „Hat erst

mit Teufelskünsten meinen Bruder gezwungen, sie zum Weibe zu nehmen, den Zorn der Götter auf die ganze Ulus geladen — und jetzt fiel es ihr ein, uns zu entehren, das greise Haupt Dschirgal's mit Schande zu beflecken; nein, das geschieht nie! Eher werde ich mit diesem Messer Dich und Deinen Liebhaber in dem Sumpfe Eueres Blutes baden, als daß ich Euer Vorhaben Euch ausführen lasse, Ihr Verruchten! .... Ich will nicht Noyon sein, wenn ich nicht Eure Pläne zugleich mit Euch selbst vernichte — mögen meine Knochen schwarz werden, wenn ich Euch ...."

Charzyg mengte noch mehr solcher energischen Mongolenschwüre mit den entsetzlichsten Drohungen durcheinander, und ging rasend, mit raschen Schritten am Ufer umher.

„Mit ihr mache, was Du willst," sagte der Bachtschi-Gellong ihn zurückhaltend. „Sie hat Dich mit Deinem Bruder entzweit, und so lange sie lebt, wird uns die Strafe des Himmels treffen: aber ihn rühre lieber nicht an, die Russen erfahren's und werden ihn rächen — dann geht es uns schlimm."

— „Nein, ich ersteche sie Beide."

„Thu' das ja nicht. Meine Meinung ist: ihn am Leben zu lassen — sie aber, die Hexe, die unsere Götterbilder höhnt, und ohne Angst einen Wurm zertritt, in welchem vielleicht die Seele eines der Unseren lebt — sie magst Du der Rache des Volkes preisgeben, in Stücke zerreißen, oder lebendig den Wölfen zum Fraß vorwerfen."

Sie schwiegen. Wieder herrschte tiefe Stille im Walde. Utballen war kein einzig Wort entgangen. Sie lag zwischen den Reisern eines Strauchs auf den Knieen, unbeweglich wie ein Grabstein, und hörte standhaft ihr Todesurtheil. Kein Seufzer entrang sich ihrer Brust, keine Thräne benetzte ihr Gesicht; nur dann und wann zitterte sie und betete für Boris.

— „Irrst Du Dich nicht?“ hub Charzyg von Neuem an. „Hast Du mich auch an dieselbe Stelle geführt?“

„Wie kann ich mich irren? Ich verstehe gut russisch. Sie haben zehnmal wiederholt: am Flusse beim Eingang in das Wäldchen, an dem alten hohlen Baum; hier ist der hohle Baum, einen andern giebt es in diesem Walde nicht.“

— „Es ist spät! ... und noch ist weder er noch sie da! Vielleicht hat seine ruchlose Seele ihr Verderben hier geahnt. Er scheint nicht zu kommen.“

„Er kommt gewiß — wenn nicht heute, morgen. Es muß ihn etwas abgehalten haben.“

— „Gut,“ sagte Charzyg, „mag er wiederkommen oder nicht, ihn will ich gehen lassen: aber sie, die Hexe, soll nicht aus meinen Krallen. Sie hat sich gegen uns schuldig gemacht, sie werde denn auch von uns bestraft.“

Lange gingen sie schweigend am Ufer hin. Darauf entspann sich zwischen ihnen abermals ein lebhafter Streit. Jetzt aber konnte Utballa nur einige abgebrochene Reden hören, wenn sie nämlich an dem Strauche vorüberkamen, hinter welchen das Mädchen sich versteckt.

„Wenn er zurückkommt,“ sagte der Bachtschi-Gellong, „so würde ich's so machen. Ich behielte ihn absichtlich zu Gaste, und ließe ihnen volle Freiheit — damit es Alle sehen .... Das Volk kann sie nicht leiden, ihre Mutter ist in einer andern Ulus .... wir lassen sie allein in der Steppe, wie es bei unseren Vätern Brauch war, und dann kannst Du ....“

— „Ja, ja,“ wiederholte Charzyg mit Ungeduld. „Wenn er nur käme! Ich schließe mich in mein Zelt ein ... mögen sie sich vergnügen, einen Tag, zwei, drei, eine ganze Woche; Niemand soll sie stören. Mein Bruder ist nicht so bald wieder da: man kann ihm zuvorkommen .... Sie muß man von fern bewachen .... Eher beide umbringen, als sie aus den Händen las-

sen, wenn er etwa die Höllentochter mit Gewalt entführen will! ...."

„Lieber heimlich," sagte der Bachtschi-Gellong, „daß gar keine Spur bleibe ...."

— „Wir ziehen um!" erwiederte Charzyg, an den hohlen Baum tretend. „Ich bleibe mit Dir zurück, und hier, an dieser Stelle wollen wir sie lebendig begraben."

Ein kalter Schweiß trat Utballen ins Gesicht, ihre Knie wankten, sie sank zur Erde.

Charzyg und der Bachtschi-Gellong schweiften die ganze Nacht am Ufer umher, wie hungrige Wölfe, die in der Nähe Blut spüren und suchen. Bald setzten sie sich, bald standen sie wieder auf. Zuletzt sahen sie sich noch einmal um, und da sie Niemand erblickten, pfiffen sie, und begaben sich zu ihren Zelten. Auf ihr Pfeifen sprangen aus dem Gebüsch zwei Kalmücken, vom Kopf bis zu den Füßen bewaffnet, und folgten ihnen.

Als es hell geworden, eilte einer der Diener Noyon-Dschirgal's an den Fluß, um Wasser zu holen. Im Walde stieß er auf seine halbtodte Fürstin, und brachte sie heim.

Utballa saß in ihrem Zelte, den brennenden Kopf auf die Hand gestützt; ihr langes Haar fiel unordentlich herab. Die Dienerinnen wagten nicht, die Ruhe ihrer Herrin zu stören, schlichen um sie auf den Zehen, sprachen leise und bemerkten mit Verwunderung, daß sie ein russisches Kleid anhatte.

Auf einmal wurde es in der Ulus laut: Pferdegetrampel, Hundebellen und mehrere Stimmen. Utballa hörte nichts. „Der Russe ist gekommen!" sagte eine der Dienerinnen, die zur Thür hinausgeblickt. Die Fürstin hob den Kopf in die Höhe. — „Welcher Russe?" — „Der junge, der gestern Abends allein abgereist ist."

Wirklich war es Boris, der nach der Ulus zurückgekehrt, begleitet von denselben Kalmücken, die sich Tags

zuvor mit ihm fortbegeben. Aber er kam nicht im Wagen, sondern zu Pferde. Sogleich verfügte er sich zu Charzyg, und theilte diesem mit, daß funfzehn Werste von ihren Zelten sein Wagen gebrochen sei; daß er in der Steppe übernachtet, und da er von jedem Dorfe zu weit entfernt gewesen, auf Anrathen seiner Begleiter sich entschlossen habe, umzukehren. Er bat den Fürsten, einige Leute nach seinem Wagen zu schicken, um denselben, so gut es ginge, in Stand zu setzen. Der Hauptgrund seiner Rückkehr aber war der Wunsch, Utballen über sein Ausbleiben zu beruhigen und mit ihr eine neue Verabredung zur Flucht zu treffen.

Der argwöhnische Charzyg sprach lange mit den Begleitern Sneshins, und erst nachdem er sich von der Wahrheit dieser Angabe überzeugt, erklärte er sich bereit, dem Verlangen des Fremden zu willfahren.

Die Nachricht von diesem Vorfall gelangte gleich zu Utballen.

Als sie es von einer ihrer Dienerinnen vernommen, lächelte sie bitter, und eine wilde Verzweiflung funkelte in ihren Augen. Sie stand auf, gab allen Anwesenden ein Zeichen, sich zu entfernen, und allein, ging sie durch ihr Zelt mit ungewöhnlicher Heftigkeit, blieb stehen, erröthete und erblaßte, während ihre Lippen bebten, und unvernehmliche Laute hervorbrachten. Einige Male griff sie mit beiden Händen nach dem Kopfe, dann ging sie wieder umher. In ihrem ganzen Wesen zeigte sich ein fürchterlicher Kampf — der Kampf des Lebens mit dem Tode, wenn der Geist sich zur ewigen Seligkeit emporringt, und der von der Erdenpein zermalmte Körper ihn noch in seinen Fesseln zurückhalten will.

Was ging im Herzen dieses Weibes vor? Welche widersprechenden Leidenschaften zerrissen es? Was wälzte sich durch ihren zerstückten Sinn? Was bedeutete dieses Ringen der Begriffe?

Utballa stand in diesem Augenblicke auf einem Scheide-

wege: von dem Punkt, auf welchen das Schicksal und die Menschen sie gestellt, gingen zwei Pfade aus. Einen mußte sie betreten: entweder dem Wiedersehen des Geliebten auf ewig entsagen, um ihr elendes Leben zu retten, oder dieses Leben für einige Tage seiner Gegenwart, seiner Liebe, seines Glückes hinopfern! — Alle begeisterten Gefühle, welche unsere Bildung in den Frauen erzeugt, alle Vorstellungen einer idealen Seligkeit, die noch Niemand vollständig auf Erden genossen, alle trügerischen Hoffnungen eines verfeinerten Sinnes, d. h. eines solchen, der die Kunst besitzt, das Herz zu täuschen und einen Wahn für Wirklichkeit zu nehmen, alles dies war in Utballens Seele erwacht beim Erscheinen Sneshins. Um sie die Steppe, Wilde und Dolche. Diese Steppe — ihr Kerker. Und nie, niemals soll sie wieder das Licht einer geistigen Existenz erblicken, das warme, schöne Licht, dessen sich die Menschen außerhalb dieses Kerkers erfreuen, und in dessen Strahlen, wie ihr schien, ihr Leben so herrlich blühen würde unter dem Schutz der Liebe! Was thun? . . . Alles hingeben für ihre Sicherheit? Sie könnte sich in ihrem Zelte einschließen, Boris mittheilen, daß sie ihren Vorsatz geändert, ihn beschwören, daß er sie verlasse, und dann beharrlich bei diesem Entschlusse bleiben. Ihm das Gefährliche ihrer Lage entdecken, hieße ihn zu einem fruchtlosen Kampfe herausfordern; erführe er die Wahrheit, so würde er sie gewaltsam den Händen der Bösewichter entreißen wollen: aber was vermochte er allein gegen den gereizten Haufen, den die Lamas und der Bruder des Fürsten selbst unablässig aufregten? Sie kannte die thierische Grausamkeit Charzyg's, wußte, daß er und die Gellongen sie haßten wegen ihres Einflusses auf den Fürsten, ihrer Nichtachtung der kalmückischen Götter und Religionsgebräuche und wegen ihres Auflehnens gegen den Betrug der Priester, die das abergläubische Volk verblenden und dessen Vermögen plündern, so daß sie oft

den Armen sein letztes Schaf rauben, angeblich für die Tempel.

Zeigte sie sich aber gleichgültig gegen Boris, und blieb sie taub gegen seine dringendsten Bitten, so konnte sie die Absicht des blutdürstigen Charzyg noch vereiteln: und dann nach Sneshins Abreise hinderte sie ja nichts, ruhig und lange zu leben, vielleicht ein hohes Alter zu erreichen und zuletzt ihr farbloses Dasein sanften Todes zu beschließen! Der Trieb der Selbsterhaltung und das Gefühl weiblicher Schwäche wies sie auf diesen Pfad. Der andere dagegen war kurz, aber hell, und jeden Schritt auf ihm bezeichnete Seligkeit. Er verwirklichte alle Gedanken, die so viele Jahre die Seele ihres Lebens waren. Folgte sie dem Zuge ihres Herzens, so konnte sie bis auf die Neige alle Genüsse trinken, die dem Menschen zum Ersatz für seine Entbehrungen und Leiden verliehen worden, sie konnte mit all' ihrem Sein sich dem Manne hingeben, den sie liebte, wie nur wenig feurige Seelen lieben, welche die Möglichkeit begreifen, in einigen Stunden ein ganzes Leben zusammenzufassen.

Alles dies versprach ihr der kurze Pfad; über ihm glänzten die Sterne der Liebe und des Glückes, aber an seinem Ende klaffte das dunkle Grab mit allen Schrecken eines schmachvollen, gewaltsamen Todes. Die Phantasie nicht nur eines Weibes, sondern selbst des unerschrockensten Helden hätte sich vor solcher Todesart entsetzt, die sie in allen fürchterlichen Einzelheiten sich ausmalte. Wäre es ihr vergönnt gewesen, nach einigen glücklichen Tagen den Tod aus den Händen Boris' zu empfangen, o wie gern, wie freudig hätte sie die Augenblicke der Seligkeit sich und ihrem Geliebten mit all ihrem Herzblut, mit allen Jahren ihres Lebens erkaufen mögen! Aber von Ungeheuern mishandelt, geschmäht, zerrissen zu werden, und sterbend ihre boshaften, wilden Gesichter zu erblicken, nichts

als Worte der Wuth, der Rache und Flüche zu hören — dazu hätte sich gewiß keine einzige zärtliche Europäerin entschlossen. Und selbst Utballa schwankte bei der Vorstellung eines solchen Todes. Hier bedurfte es aller Energie mongolischen Blutes, um sie aufrecht zu erhalten am Opferherd, auf den die Unglückliche freiwillig ihr Haupt legte. Dieses Blut floß in ihren Adern. Dieses heiße Blut brach durch alle Dämme und Mauern, welche die gebildete Erziehung gegen seinen heißen Strom aufgeführt, und Utballa überwand nicht allein ihre Angst, sondern sie zählte sich zuletzt sogar mit einem wilden Vergnügen im Geiste alle wahrscheinlichen Umstände ihres Unterganges auf, wie man Gold aufzählt, mit welchem man sich anschickt, ein unerwartetes, unerhörtes Glück zu kaufen.

Die Würfel fielen. Nach einem langen Kampfe, noch tief erregt und mit brennendem Antlitz kniete Utballa an ihrem Bette nieder; sie drückte das Gesicht in ihr Kissen, und blieb eine Zeit lang unbeweglich. Als sie das Haupt wieder erhob, war der Aufruhr ihrer Leidenschaften gedämpft, in ihren Zügen sprach sich Standhaftigkeit und sogar eine heillose Heiterkeit aus. Sie begriff es, welche Willenskraft erforderlich war, Boris mit keinem Worte die Folgen ihrer Zusammenkunft merken zu lassen, mit keinem Seufzer, keiner unwillkürlichen Thräne zu verrathen, was jeder Kuß ihr kosten würde.

Das Zelt der Fürstin stand in einiger Entfernung von den anderen dicht am Gebüsche. Daneben befahl sie nun noch ein anderes Zelt für den Russen aufzuschlagen, und sie selbst mit ihren Frauen schmückte es aus. Die besten von den wenigen Tischen und Stühlen der ganzen Ulus, die kostbarsten Gewebe, Teppiche, alles wurde in die für Boris bestimmte Wohnung gebracht.

Beim ersten Blick auf den Luxus und den gewissermaßen europäischen Geschmack in der Ausschmückung

des Zeltes errieth er gleich, wer mit solcher Sorgfalt auf seine Bequemlichkeit und Ruhe bedacht war.

Um die Mittagsstunde ließ ihn die Fürstin zu sich einladen. Er eilte hin, und fand sie allein mit ihren Dienerinnen, die sich mit der Bereitung des Mahles beschäftigten. Noyon-Charzyg hatte sich bei dem werthen Gaste entschuldigen lassen, daß ihn dringende Angelegenheiten auf einige Tage aus der Orga abriefen.

Auf dem Gesichte Utballens zeigte sich kein Schatten des kaum bestandenen Kampfes. Sie empfing Boris mit freudigem Lächeln, ließ sich ruhig den unangenehmen Zufall erzählen, der auf eine Weile ihr Vorhaben vereitelt, und nach dem Essen blieb sie mit ihm allein. Sie fragte Boris, wie lange er hier zu bleiben gedächte. Er mußte entweder seinen Wagen in das nächste Dorf schicken oder einen Schmied von dort herkommen lassen. Er entschloß sich zu Letzterm, und da konnte er denn erst in fünf oder sechs Tagen abreisen.

„Sechs Tage also bin ich bei Dir," sagte sie. „Wir trennen uns keinen Augenblick .... O, diese sechs Tage wenigstens werde ich glücklich sein! ... Bist Du es nicht auch, Boris?"

— „Ich! kannst Du mich danach fragen?" rief der junge Mann. „Weißt Du denn nicht, wie ich Dich liebe? Für einen Kuß von Dir gebe ich bereitwillig meine Freiheit, mein Leben ...."

Utballa unterbrach diese leidenschaftlichen Versicherungen, mit denen die Männer so verschwenderisch sind; sie fiel ihm um den Hals, umschlang ihn fest mit den Armen und drückte ihn an ihre Brust; er küßte ihre schöne Stirn — und so brachten sie einige Zeit in dem süßesten Ausspruch liebender Seelen zu.

— „Aber ich denke," sagte Boris, „wir dürfen uns nicht oft sehen, um keinen Verdacht zu erregen."

„Verdacht?" wiederholte Utballa, traurig den Kopf

schüttelnd. „Welcher Verdacht? Was kümmere ich mich darum? Das ändert mein Schicksal nicht um ein Haar.“

— „Aber dieser Wolf Charzyg?“

„Vergiß ihn, mein Lieber!“ fiel Utballa lebhaft ein. „Ich genieße hier volle Freiheit, und thue was mir beliebt. Er hindert uns nicht. (Sie hielt inne, dann setzte sie leise hinzu, aus Furcht, daß ihre Stimme nicht das Beben ihres Herzens verriethe.) Charzyg wagt sich in nichts zu mengen .... Zudem ist er verreist.“

— „Aber Deine Umgebung ... Das Volk?“

„Ich fürchte Niemand! Ich stehe zu hoch und habe nichts von ihrer Bosheit zu befahren. Die Gemahlin des Cäsar darf Keiner verdächtigen. — Siehst Du, mein Lieber,“ fügte sie mit reizendem Lächeln hinzu, „daß ich die römische Geschichte noch nicht vergessen habe .... Uebrigens bin ich dieser guten Leute gewiß: Keiner wird sich gegen mich erheben. Mein Theurer, laß alle Vorsicht sein! Wie sollte ich nicht wissen, was eine Fürstin der Kalmücken von ihrem Volke zu befürchten hat! Vergiß Alles, trübe diese Tage durch keine Angst; bilde Dir ein, daß wir unser gestriges Vorhaben ausgeführt, daß wir jetzt weit entfernt sind von der Steppe, von dem wilden Volke, von Allem, was uns getrennt. Bilde Dir ein, daß ich Dein Weib bin .... Dein bis zum Grabe! ....“

Die letzteren Worte sprach sie mit besonderm Nachdruck, und sank auf's Neue an die Brust des angebeteten Freundes.

Boris, welchem der Charakter und die Sitten dieses Volkes fremd waren, glaubte ihr. Er sah, wie heiter und sorglos sie Stunden, Tage mit ihm zubrachte, und ihn täuschte diese äußere Ruhe vollkommen. Er meinte, daß Utballa in der Hoffnung, die Steppe bald für immer zu verlassen, sich aus dem Urtheil ihrer Unterthanen nichts mehr mache. Das ruhige, einfache Völkchen konnte ihm nicht im Mindesten furchtbar erscheinen, und

bald kam es ihm so unbedeutend vor, daß er nicht die geringste Aufmerksamkeit auf die boshaft-neugierigen Blicke wandte, die aus den kleinen Kalmückenaugen den Freund der Fürstin trafen.

Boris und Utballa waren unzertrennlich. Ein einziges Zelt umschloß für sie das All. Man hätte glauben mögen, daß eine Zauberwolke sie einhüllte, und daß sie nichts außerhalb ihrer Liebesatmosphäre sähen. Die Zeit flog ihnen hin im feurigen Erguß ihrer Seelen, unter den traulichsten Gesprächen. Sie theilten einander mancherlei aus ihrer Vergangenheit mit. Bisweilen schilderte ihr Boris die Pracht der Residenz, die vielen Kunstgenüsse, die zauberhaften Gärten, reichen Paläste. Ein andermal folgte ihm ihre Phantasie auf das Schlachtfeld: er malte ihr das Bivouacleben, dieses Gemisch von Luxus und der äußersten Dürftigkeit, das auch der Kalmückenfürstin so wohlbekannt war. Dann und wann sprachen sie auch von Dichtern; er gab ihr mit lebhaftem Ausdruck Schönheiten wieder, die er so tief zu erfassen und zu fühlen vermochte. Utballa heftete ihre Blicke auf das begeisterte Gesicht des Freundes und hörte ihn mit unbeschreiblichem Vergnügen. Sie wollte die kleinsten Einzelheiten seines Lebens wissen: Alles, was er erfahren, empfunden, welche Zukunftspläne er sich geschaffen, ehe er sie wieder sah — sie aber ihrerseits konnte ihm nur die traurige Erzählung ihrer Leiden wiederholen; sonst waren ihre letzten Jahre ganz ereignißarm.

Wenn die Tageshitze nachließ, eilten sie aus dem schwülen Zelte in den Schatten der nahen Bäume.

Hier genossen sie unter dem wolkenlosen Himmel die ganze Ueppigkeit südlicher Abende. Die laue Luft war von Frühlingskräutern durchwürzt, die Stimmen der Menschen schwiegen, die Heerden schliefen, und nur das leise Murmeln des Flusses oder das Zirpen der Nachtheim-

chen störte die majestätische Ruhe der Einsamkeit, wie Chöre unsichtbarer Geister. In den Sträuchern und im Grase zündeten Tausende glänzender Käfer blaue Lichtlein an, die Erde schien wie übersät von Sternen, die vom reichen Himmel herabgefallen, und obgleich kein einziges Wölkchen den Horizont streifte, erhellte doch ununterbrochenes Wetterleuchten die Umgegend, und warf auf alle Gegenstände einen malerischen Schein.

Die Liebenden wandelten oft zwischen den blühenden Gesträuchen umher oder an den Ufern des Flusses; dort blieben sie manchmal schweigend stehen, und hefteten ihre Blicke in die dunkle Ferne — aber auch in solchen Momenten waren sie ganz von einander erfüllt. Welche Beredtsamkeit kann dem bloßen Gefühle der Gegenwart des Geliebten gleich kommen!

Aber das Verhängniß überwachte sie wie ein gieriger Wucherer; indem es ihnen Stunden und Tage abzählte, erinnerte es sie zugleich an den Zahlungstermin. Die Liebenden leerten den Kelch der Seligkeit bis auf den letzten Tropfen. Utballa gewann es über sich, sogar jede Erinnerung an das, was ihrer harrte, in sich einzuschläfern. Nur selten, wenn sie am Ufer des Flusses den hohlen Baum erblickte oder den rothen Rock des Bachtschi-Gellongen, erblaßte sie und wandte ihr Gesicht von dem Freunde ab, wie ein Kind die Augen schließt, sich einbildend, daß es Niemand sehe.

Unterdeß rückte die Stunde der Trennung heran. Ihr blieb noch eins — Boris zu überreden, daß ihre Flucht noch kurze Zeit aufgeschoben würde. Sie wußte nur zu gut, daß Boris nicht im Stande war, ihr Loos zu ändern, und daß jeder Versuch seinerseits sie zu retten, ihnen beiden das Leben kosten würde; bestimmte sie ihm nun den Moment der Flucht gleich nach ihrer Abreise, so könnte sie Boris unnützer Weise der Gefahr aussetzen, und wenn er auch selbst vom Sturm verschont

bliebe, so würde doch schon die Kunde von dem fürchterlichen Schicksal seiner unglücklichen Geliebten Trauer über seine besten Jahre breiten.

„Mag weder mein Leben noch mein Tod die Heiterkeit seiner Tage trüben," sagte sie sich. „Er wird mein Ende erfahren, aber wenigstens nicht so bald; wenn die Zeit schon einigermaßen die erste Glut der Liebe abgekühlt hat, wird er die schmerzliche Nachricht standhafter ertragen, und ihren Eindruck leichter aus seiner Erinnerung verwischen!"

So blieb denn Utballa dabei, daß sie unmöglich gleich nach seiner Abreise die Flucht wagen könnte, indem sie ihm tausend Schwierigkeiten, Hindernisse, Gefahren vorstellte. Durch Bitten und Liebkosungen brachte sie ihn dahin, daß er in Alles willigte; sie überredete ihn nämlich direct nach dem Kaukasus zu reisen, und dort von ihr einen Brief zu erwarten, in welchem sie ihm Zeit und Ort ihrer Zusammenkunft zu bestimmen versprach. Nach langem Sträuben gab Boris nach. Sie sagte ihm, daß sie zwei oder drei Monate getrennt bleiben müßten; er wollte das frohe Wiedersehen beschleunigen, doch sie schob diesen Moment so weit als möglich hinaus, vermied alles Gespräch über die Zukunft, und rieth jede Stunde der Gegenwart zu benutzen.

Die Tage entschwanden ihnen wie sonnige Augenblicke, und der sechste Tag kam unerwartet.

Schon war Alles zur Abreise Boris' bereit. Der grausame Charzyg kehrte zurück, und die Ankunft Dschirgal's fürchtend, der die Strafe mildern könnte, ließ er seinem Gaste sagen, daß er morgen mit der Ulus aufzubrechen gedenke. Dieser Wink blieb nicht ohne Wirkung. Sneshin begab sich zum Fürsten, dankte ihm für die Gastfreundlichkeit, und bat, daß man zum kommenden Morgen Pferde oder Kameele für ihn in Bereitschaft hielte.

Die Sonne ging unter. Boris trat zum letzten

Male mit seiner Geliebten aus dem Zelte, und sie lenkten ihre Schritte nach dem bekannten Wäldchen. Ungeachtet aller seiner Hoffnungen war Boris tief erschüttert; ein unerklärliches Weh schnürte ihm die Brust zusammen, die Abendluft war ihm schwül, und die kühlen Waldschatten erfrischten nicht wie sonst sein gepreßtes Herz. In Utballens Seele wüthete ein noch heftigerer Sturm. Das Gespenst des Todes, von welchem sie kaum wenige Stunden noch trennten, erhob sich jetzt vor ihr in seiner ganzen Schrecklichkeit; vergebens bemühete sich die Unglückliche, es von sich zu weisen und die aufgeregte Phantasie zu zerstreuen, in jedem Hauch der Luft wehete sie Grabeskälte an. Oft war es ihr, als stäke ihr ein Dolch im Herzen, und das Blut erstarrte tropfenweise in ihren Adern, während ihr Kopf und ihre Hände brannten, auf den Wangen Feuerröthe loderte und die Augen wie die Flamme eines Lämpchens glänzten, die vor dem Erlöschen noch den letzten hellen Schein um sich ausgießt. Mit bebendem Schritte folgte Utballa dem Geliebten, wohin sein Arm sie zog: beide erlagen der Last schweren Sinnens, und aus Furcht, ihren Schmerz durch jeden Ausspruch desselben zu erhöhen, beobachteten sie lange ein tiefes Schweigen, das nur selten unzusammenhängende Worte unterbrachen.

Boris streckte gedankenlos die Hand aus und pflückte eines der blühenden Reiser; der Strauch erzitterte, eine wilde Taube flog aus ihrem Nest auf, schwang sich über ihre Häupter in die Höhe und kreiste lange in der Luft mit kläglichem Girren. Utballa fuhr unwillkürlich zusammen, und noch ganz unter der Einwirkung ihrer unterbrochenen Träume sagte sie zu Boris, seine Hand an ihr Herz pressend:

„Weißt Du, bei unserm Volke herrscht der Glaube, daß nach der Auflösung des Körpers nur die reinen Seelen in Gestalt eines Vogels sich in luftige Räume

emporschwingen, die sündigen aber in Thiere wandern, mit deren Leibern sie an die Erde gefesselt bleiben. Vielleicht geht nach meinem Tode auch meine Seele in ein Vöglein über: o mit welcher Lust werde ich dann nach Norden flattern! Unter Deinem Hause, mein Lieber, werde ich mein Nest bauen, von den Brocken Deiner Speise mich nähren, Dir überall nachfliegen, und in die Luft, die Du athmest, Liebe und Glückseligkeit hauchen. Wenn Du einmal traurig bist, werde ich singen, trillern, mich in ein luftig Lied ergießen und mit den heiteren Tönen Deinen Gram verscheuchen. Nachts werde ich um Deine Fenster schweben und Dir süße Träume schicken. O glaube mir, Boris, Deine Seele wird die Nähe des verwandten Geistes ahnen! Du wirst mein liebend Herz empfinden, das im Tode wie im Leben Dir allein gehört!"

Boris sah sie voll Zärtlichkeit an. Die begeisterte Hingebung des Mädchens entzückte ihn, und leidenschaftlich preßte er Utballen in seine Arme. Thränen der Rührung drangen ihm aus den Augen und fielen auf das Antlitz der Geliebten. Bald aber beunruhigten ihn diese trüben Gedanken Utballens, und er sagte, sie zu zerstreuen suchend:

— „Schwärmerin! .... Wie Du doch immer in Lüften schwebst, und die Phantome Deiner feurigen Einbildungskraft hegst und pflegst. Utballa, meine Theure! Laß diese traurigen Vorstellungen! Warum denkst Du an den Tod — und in diesem Augenblick! Nein, er wagt es nicht Dich zu berühren. Hast Du ihn nicht selbst gesucht? Und sieh, er floh Dich. Beweist dies nicht, daß das Schicksal Dich einem schönern Loose aufbewahrt, o Dulderin, daß es Dich belohnen will für alle Qualen der Vergangenheit? ..."

„Nein, Boris, spiele mit meinen Worten nicht," erwiederte sie ernst. „Wer weiß, ob meine Stunden nicht schon gezählt sind? .... Aber was mir auch wider-

fahre, Boris, mein Engel, mein Tröster, o Du, den ich über Alles in der Welt liebe, seit ich mich selbst erkannt, — Boris, mein einziger Freund, glaube mir, daß selbst der Tod meine Seele nur dem Körper entreißen kann, aber nicht Dir! ...."

— „Utballa! .... um Himmels willen, beruhige Dich," rief Boris außer sich: „Dein Schmerz bringt mich um! Deine Worte haben mich mit Schauer erfüllt! Nein, um nichts in der Welt lasse ich Dich aus meinen Armen los! Ich nehme Dich mit! Mag Dein Mann und sein Bruder, mag Dein ganzes Volk es wissen, daß mich Keiner von ihnen schreckt! Ich dringe durch diesen ganzen Haufen, auf meinen Armen trage ich mein Kleinod heraus ...."

Jetzt besann sich Utballa. Schon sah sie den Dolch des Wütherichs auf die Brust ihres Freundes gezückt. In ihren Ohren erdröhnten die Worte Charzyg's: „ich ersteche sie Beide!" Da gewann sie ihre Standhaftigkeit wieder. Die Arme versuchte es sogar, ihre Todesangst in sich erstickend, noch von der Zukunft zu sprechen.

Die späte Stunde trieb endlich beide zurück ins Zelt. An der Thüre blieb sie stehen und warf einen Abschiedsblick nach den Sternen; sie brannten droben in ihrer ewigen Schönheit, und ihr schien es, als empfingen sie den Blick des Opfers, und winkten sie in ihre friedliche Wohnung.

Ermüdet vom langen Spaziergang und der innern Unruhe warf sich Boris auf ein aus Kissen gebildetes Ruhebett. Utballa setzte sich neben ihn. Er schloß ihre Hand in die seinige, suchte sich aller traurigen Gedanken zu entschlagen und durch Geschichten und zärtliche Liebkosungen seine arme Freundin zu erheitern. Utballa hörte ihn; sie lächelte sogar: aber es war das Lächeln einer Statue, starr, kalt wie Marmor. Ihre ziellos umherirrenden Augen waren trocken: aber ihr Aus-

druck zeigte, daß Thränen ihnen eine Wohlthat gewesen wären. Alle Macht eines verschlossenen Wehes hatte diese zurückgedrängt in die Seele der Leidenden; aber mit dem Blute flossen sie nach dem Herzen, kochten, brausten darin, und ihr bitterer Strom vergiftete den ganzen Körper, der eiskalt war, trotz der schwülen Luft im Zelte. Indeß verrieth nicht der leiseste Seufzer das Geheimniß dieses fürchterlichen Zustandes. Nach dem vielfachsten Bemühen gelang es Boris die eherne Rinde zu schmelzen, mit welcher Utballa ihren tiefinnern Schmerz zu überdecken suchte. Zum hundertsten Male schilderte er ihr mit aller Beredtsamkeit der Leidenschaft, welches Glück ihrer harre nach der kurzen Trennung, und wie viele Freuden ihnen noch zu Theile würden. Als Utballa diese hellen Tage vor sich sah, die sie mit dem Grabesdunkel vertauschen mußte, konnte sie sich nicht mehr beherrschen. Sie sank auf Boris' Schulter und endlich stürzten ihr Thränen aus den Augen. Es war, als wollten sie alle auf einmal ausströmen, so heftig weinte sie, unter krampfhaftem Schluchzen und am ganzen Leibe zitternd. Aber als sie ihr Haupt wieder erhob, war ihr leichter ums Herz.

„Laß Dich von meiner Trauer nicht beunruhigen,“ sagte sie mit trübem Lächeln: „ich bin wie ein Kind, ich weine ohne alle Ursache. — Es ist spät, mein Lieber, Du mußt morgen eine weite Reise antreten .... schlaf' ein, schlafe hier an meinem Herzen ein, ich werde Deinen Schlummer wahren.“

Sie lehnte das Haupt Boris' an ihre Brust, neigte sich über ihn, strich ihm das Haar und küßte seine Stirn. Ihre schwarzen Locken flogen ihr jetzt frei um die Schultern, wallten auf das helllockige Haupt des Jünglings nieder und umhüllten es wie mit einem Trauerflor.

Sie schwiegen. Utballa, die jeden Augenblick ihr schreckliches Geheimniß zu verrathen fürchtete, stellte sich schlafend. Boris schlummerte ein, und gewiß träumte

ihm, wie er mit seiner jungen Frau in Petersburg ankäme. Als Utballa sich an seinem gleichmäßigen Athmen überzeugte, daß er wirklich schliefe, öffnete sie die Augen und heftete auf das Antlitz ihres Geliebten einen herzvollen, flammenden Blick, als wollte sie ihr Bild so tief in seine Seele einbrennen, daß selbst die Zeit es nicht verwischen könnte. Eine auf dem Tische stehende Kerze verbreitete im Zelte ein schwaches gelbliches Licht, welches dieser stummen Scene ein Grabescolorit gab, indem es Utballens Blässe noch erhöhete. Man hätte sie in diesem Moment für die versteinerte Niobe nehmen können, die ihr letztes Kind in ihre Arme preßt; nur der Ausdruck inniger Zärtlichkeit und etwas Kindliches in ihren Zügen ließ in ihr ein lebendes junges Weib in der Blüte der Jahre erkennen.

Lange blieb sie in dieser Stellung, Ihre Lippen bewegten sich, unhörbare Worte flüsternd; ihre Blicke richtete sie bald empor zum Himmel, bald senkte sie sie wieder auf das Haupt Boris', auf das sie allen Segen von oben herabflehte. Als ihre Augen sich mit Thränen füllten, wandte sie sich rasch ab, damit kein heißer Tropfen auf das Gesicht des Theuern fiele und ihn im Schlafe störte.

Um das Zelt war Alles lautlos. Endlich wich der Schmerz der Dulderin der natürlichen Schwäche; die Augenlider wurden ihr schwer, der Kopf sank, und ein wohlthätiger Schlaf wiegte sie in tröstendes Selbstvergessen.

Unterdeß flogen die nächtlichen Stunden hin. Bald umsäumte den Osten ein goldener Streif, und Alles begann aus kurzer Erstarrung aufzuwachen. Die Blumen, von reichlichem Thau getränkt, erhoben ihre bunten Köpfchen; die Vögelein flatterten fröhlich aus den Nestern; aus den Oeffnungen der Zelte schwärmten Kinder heraus, wie Bienen aus den Stöcken. Darauf wurden in der ganzen Ulus Stimmen von Redenden laut; nur in der Wohnung der Fürstin herrschte noch Stille

und Ruhe. Das Licht des heitern Morgens drang kaum in das Innere ihres Zeltes, wo über der erlöschenden Kerze sich ein dünner Rauch kräuselte. Utballa, in Schlaf versunken, hielt noch immer den schlummernden Boris in ihren Armen.

Plötzlich erdröhnten die Trompeten der Gellongen, das Volk zum Morgengebet rufend. Utballa fuhr erschreckt auf, und im Nu fiel dieses Geräusch, das Tageslicht und der Gedanke an das, was es ihr brachte, ihr wie ein Donnerschlag ins Herz.

Mit dem Weheruf der Verzweiflung preßte sie Boris heftig an ihre Brust, und lange konnte sie auf alle seine Fragen kein Wort erwiedern; sie bebte wie ein Vöglein, das vom Todesblei getroffen aus der Wolkenhöhe zur Erde fällt.

Nach einigen Minuten erscholl am Zelte Pferdegetrampel und Räderknarren. Boris sprang auf und blickte zur Thür hinaus. Da stand sein Wagen schon zur Abfahrt bereit, und seine Führer erwarteten ihn.

— „Sollen wir uns denn wirklich trennen?“ sagte er, sich zu Utballen wendend, und reichte ihr zärtlich die Hand. „Leb wohl, meine Einzige! ... Um unserer Liebe willen, überlaß Dich nicht Deinem grundlosen Schmerz! Zeit und Ort unserer Vereinigung ist bestimmt; wir werden uns bald wiedersehen, wir werden glücklich sein ....“

Utballa erhob sich von ihrem Platze.

„Boris, noch ein Wort,“ entgegnete sie mit fester Stimme. „Setze Dich her, ich bitte Dich ....“

Sie wies ihm einen kleinen Schemel, er folgte ihr. Da kniete sie vor ihm hin, knöpfte ihm die Weste auf, nahm ihm sein Kreuz von der Brust und reichte es ihm mit den Worten: „Segne mich!“

— „Was verlangst Du? was soll dies Alles?“ fragte er bestürzt. „Du nimmst ja von mir Abschied, wie wenn wir uns auf ewig trennten ....“

„Nein, wir sehen uns wieder, und an einem sichern Ort .... Aber wenn auch nicht zur Trennung, so segne mich zur Freude dieses Wiedersehens! Bitte, bitte, segne mich! ...."

Boris nahm das Kreuz und machte über ihrem Haupte das Zeichen des Heils. Helle Thränen rollten über seine Wangen, Utballens Augen waren trocken.

„Ich danke Dir!" sagte sie aufstehend. „Jetzt leb wohl! ... leb wohl!" wiederholte sie mit Anstrengung und ihre Stimme stockte.

Sie hielten sich einige Augenblicke krampfhaft umschlungen. In diesem Moment hätte keine Gewalt sie von einander losreißen können. Es war ein langer, langer Abschiedskuß. Sie entfernten sich und sanken sich von Neuem ans Herz. Endlich trat Boris über die Schwelle des Zeltes, und die Thüre fiel hinter ihm zu ....

Utballa begleitete ihn mit den Augen, dann stürzte sie zu Boden, wie eine Garbe, die ein plötzlicher Windstoß umgeworfen.

Jetzt entstand in den Zelten eine Unheil verkündende Bewegung. Die Kalmücken drängten sich um den Bachtschi-Gellong und den Fürsten Charzyg, der mit heftiger Gesticulation eine laute Anrede ans Volk hielt. Im Haufen erschollen wiederholte Ausrufungen. Auf einmal liefen Alle nach ihren Wohnungen. In einer halben Stunde waren die Zelte abgebrochen, das Feld rein, Kameele, Heerden, Diener, Frauen, Kinder traten den Zug an, und ein Haufe bewaffneter Wilder stürzte mit Geschrei nach dem Zelte der Fürstin. Jeder wollte an der Ausübung des Nationalgebrauches Theil haben, demgemäß eine Frau, die ihre Pflicht verletzt, in der nackten Steppe allein gelassen wird. Das Volk zerriß die Matten, die ihre Wohnung bedeckten, in Stücke, warf die Gitterwände um; Kasten, Geräthe, Alles wurde weggenommen und auf die Kameele gela-

den. Man zog sogar unter der unglücklichen Fürstin den Teppich hervor, auf dem sie lag, und riß ihr die Kleider ab. Sie empfand nichts. Nur ein Zittern, das über ihren ganzen Leib fuhr bei dem Toben und wilden Schreien des Haufens, zeigte, daß die Seele noch nicht ganz die Dulderin verlassen.

Nachdem er seine Wuth befriedigt, sprang der wilde Haufen lärmend auf die Steppe und eilte den Heerden nach. Nun gingen Spiele, Wettrennen und allerlei muthwilliges Treiben an. Freudenrufe hallten durch die Luft; der Zug dehnte sich einige Werste hin und bewegte sich langsam vorwärts.

Charzyg blieb mit dem Bachtschi-Gellong und zwei ihm ergebenen Dienern unmerklich nach. Er ließ den abgerichteten Falken, den er auf der Hand hielt, auffliegen, und gleichsam als folgten sie dem Fluge des Vogels, sprengten die vier Ungeheuer nach der Seite hin, von welcher die Ulus eben weggezogen war.

. . . .

Zwei Stunden darauf ritt Noyon-Charzyg wieder vor seinem Volke her und unterhielt sich ruhig mit den Saissans.

An den Heilquellen des Kaukasus fand man vor einigen Jahren zu Ende der Saison in einer Bergschlucht zwischen den Gesträuchen den Leichnam eines jungen Mannes mit zerschmettertem Schädel. Das Gesicht war durch den gewaltsamen Tod so unkenntlich, daß man den Namen des Unglücklichen lange nicht erfuhr. Mehrere behaupteten, es sei ein Offizier gewesen, ein Verwandter des Staatsraths von Serkow, der, wie Andere erzählten, einen Tag zuvor Kißlowodsk verlassen hatte. Unlängst aber hat einer meiner Bekannten, aus Petersburg kommend, mich durch die Nachricht beruhigt, daß Boris Nikolajewitsch Sneshin zum Obersten beför-

dert sei und häufig am englischen Quai mit einer jungen Dame Arm in Arm spazieren gehe, die eben so helllockig und helläugig wie er. Ob jedoch verwandtschaftliche oder Herzensbande die traulichen Spaziergänger an einander knüpften, wußte mein Bekannter, ungeachtet seiner tiefen Kenntniß Lavater'scher Physiognomik nicht zu entscheiden.

Welcher Nachricht glauben? . . . Die letztere scheint glaubwürdiger!

Alexander Puschkin.

An Philippine F. in Berlin.

Ich habe Ihnen längst einen solchen Gruß aus meiner Heimat zugedacht, wie Sie ihn hier erhalten, verehrte Freundin! Wenigstens möchte ich, daß Sie diese Blätter dafür ansehen. Und was zu Ihnen aus dem Lande herübertönt, in das Sie so oft und so gern meiner liebenden Erinnernng gefolgt sind, kann Ihnen doch nicht mehr fremd sein! Am leichtesten aber hoffe ich Ihnen den Namen Puschkin's wieder ins Gedächtniß zu rufen, über den Sie wohl auch noch von anderer Seite Manches gehört und gelesen haben.

Unter allen russisch klingenden, die sich der Deutsche so schwer merkt, hat er im Auslande den besten Klang. Die eigene Art, wie den Mann seine Nation gewürdigt, die sich in ihm mit ihrer ganzen, tiefsten Innerlichkeit spiegelt, hat im westlichen Europa, wo man russische Sprache und Literatur noch so wenig kennt, für ihn mehr als für irgend einen andern Schriftsteller Rußlands ein instinctives Mitgefühl hervorgerufen. So muß ich es nennen, so lange es sich nicht auf eine unmittelbare Vertrautheit mit dem Dichter stützt; ich

schreibe es eben jenem Instincte, jener so zu sagen historischen Ahnung zu, die jedem Volke die Kraft und das innerste Wesen des andern ankündigt. Der bekannte Verdeutschungsversuch eines Mannes, dem es sonst an großer Gewandtheit nicht fehlt, war leider ein so wenig glücklicher, daß er zu seltsamen und schiefen Urtheilen über Puschkin Anlaß gab. Die Kritik hat hier noch ihre volle Aufgabe zu lösen: allein so sehr es auch dem Kritiker gelingen mag, in die geistigen Eigenthümlichkeiten eines Dichters einzuführen, er kann doch nur der lebendigen Anschauung zu Hilfe kommen und wird, wo diese gänzlich mangelt, nie einen haftenden Eindruck zurücklassen. Auch biographische Mittheilungen können bei aller Vielseitigkeit nicht über die Wirkung eines Portraits hinausgehen, so ähnlich dasselbe bis in die feinsten Einzelheiten sei: man hat ein hellanschauliches Bild des Dichters vor sich und kennt ihn doch nicht, hat ihn nicht gesehen und gehört, ihn, der nur in seinen Werken athmet, spricht und sich bewegt. Sind aber auf die eine oder die andere Weise erst die äußeren Unterschiede überwunden, die hier das Verständniß hindern, dann ist Puschkin ohne Zweifel auch der erste Dichter Rußlands, dessen Schriften sich der Weltliteratur anreihen, weil er den Forderungen der Kunst im strengsten Sinne entspricht. Die Kunst ist das Allgemeine in den Besonderheiten aller Volkscharaktere, wie etwa die Liebe das Allgemeine in den Besonderheiten aller Individualitäten ist. Daß keine Unterschiede der Geistesbeschaffenheit vorhanden sind, die Völker einander unverständlich machen, ist durch die Kunst am unwiderleglichsten bewiesen. Der Dichter erfüllt seinen höchsten Künstlerberuf, wenn er

die Poesie als Weltgabe bewährt; er kann ihn aber nur erfüllen, wenn der Nationalgeist in ihm seine vollste Entwickelung erreicht. Je höher, je vollendeter diese ist, desto mehr trägt sie Allgemeinmenschliches in sich. Ich kann mir Shakespeare unmöglich weniger englisch denken, ohne ihn mir auch weniger groß zu denken, und eine Dichtung wie Goethe's Faust, die sich in den weitesten und erhabensten Beziehungen der Menschheit bewegt, die allgemeiner und ich möchte sagen principieller, als wir es sonst irgendwo in plastischer Lebensdarstellung finden, in das Ewigmenschliche eingeht, giebt sich doch auch dem oberflächlichsten Blick als ein Werk zu erkennen, das auf der Höhe deutscher Geistesentwickelung entstanden.

Die nachfolgende Novelle Puschkin's ist seine beste Erzählung in Prosa: aber glauben Sie ja nicht, liebe Freundin, daß sie irgendwie Ansprüche auf eine Offenbarung seines poetischen Geistes macht, von denen sie schon ihrer Anlage und Intention nach sich fern hält. Noch weniger will sie eines jener bedeutungsvollen Einzelwerke sein, in denen ein ganzes Dichterwesen niedergelegt ist. Ich muß Ihnen nur vor Allem sagen: Puschkin hat aufs Strengste zwischen gebundener und ungebundener Rede gesondert. Man ist zwar längst davon abgekommen, Poesie in Verse zu bannen, und jener große Aesthetiker, der das Verhältniß der Poesie zur Prosa wie „des Singens zum Reden" angiebt, bezeichnet gewiß beide nur dem Geiste nach, denn er selbst hat seine dichterischen Gedanken nie in eine Versform gebracht, wie er sich denn überhaupt wenig um die Form kümmerte. Ein Dichter aber, der einmal im musikalischen Maß der Sprache den natürlichsten und geläufigsten Ausdruck sei-

ner Inspiration gefunden, wird immer diese Sonderung machen, so lange Wahrnehmungs- und Mittheilungsweise in einer und derselben Natur sich zwischen Pathos und Ruhe, zwischen künstlerischer Gestaltung und kunstloser Bezeichnung theilt. Es versteht sich indeß, daß die Einheit der individuellen Natur durch diese Theilung nicht aufgehoben wird, und das Charakteristische der Auffassung und Darstellung in der einen wie in der andern Art des Ausdrucks hervortritt. So ist es denn auch bei Puschkin. Der Charakter seiner Prosaschriften hängt genau mit den Eigenschaften und dem Bildungsgang seiner ganzen Dichternatur zusammen. Diesen will ich Ihnen hier in kurzer Betrachtung vergegenwärtigen.

Alexander Puschkin (geb. 1799) stammt väterlicher Seits von einem alten, historisch berühmten Geschlechte, als dessen Ahn die Chronisten einen preußischen Auswanderer nennen. Am liebsten aber gedenkt er des Großvaters seiner Mutter, eines Negers, welcher Peter des Großen Pathe und Pflegling war. Seiner Phantasie schwebte gar oft dieser Sprößling des „fernen Afrika" vor, der auch ein physiognomisches Andenken in den Zügen des Enkels hinterließ. Später wählte er ihn sogar zum Helden einer leider unvollendeten Erzählung. Sie errathen leicht, daß ein so überwiegender Verwandtschaftszug von Aeußerlichkeitskrämern nur zu gern auch hinsichtlich der Dichtung des Mannes geltend gemacht wird. Allein so unverkennbar Puschkin die Spuren afrikanischer Abkunft in seinem Gesichte trug und vielleicht auch sonst in äußeren Eigenheiten, so wird man doch in seinen Poesien (wo nicht Puschkin ausdrücklich von seinem Urgroßvater spricht) nicht im Entferntesten daran erinnert, man

athmet hier nicht den leisesten Hauch einer außereuropäischen Zone. Von keinem russischen Dichtertalente läßt sich dies so durchgehends behaupten, wie von ihm. Ein größeres Maß im Vortrag, eine ruhigere Beherrschung des Ausdrucks, mehr Klarheit und weniger Bilderüberschwang findet man nicht bei den gereiftesten Dichtern, wie oft schon in den Jugendgedichten Puschkin's. „Rußlan und Ludmilla", ein Werk aus seiner frühesten Periode, kommt ihm selbst sogar „kalt" vor. Puschkin's Muse ist das treueste Abbild des russischen Geistes, aber in so reiner, typischer Ursprünglichkeit, wie wir sie in den Erscheinungen des Lebens schwer erkennen, wo fremdartige Beimischung und viele außerwesentliche Züge die Betrachtung trüben oder vereinzeln. Eine volksthümliche Richtung giebt sich von Anfang an als bestimmend in seiner künstlerischen Bildung kund und leitet ihn selbst unter gegenwirkenden Einflüssen, die ihn namentlich in einer gewissen Periode trafen, zu nationalpoetischen Elementen. In diese Richtung haben ihn freilich nicht solche Zufälligkeiten gebracht, wie sie Einige halb im Ernst, halb im Scherz hervorhoben *), wohl aber ist nicht zu

*) So läßt sich auch Heinrich Koenig sagen: „Man rechnet sie seiner Amme zu gut." Als ob nicht von jeher in Rußland geist- und phantasiebegabte Kinder genug solche Ammen hatten, wie die Puschkin's! Koenig hat sehr richtig als etwas Eigenthümliches diese russischen Ammen bezeichnet, daß sie „einen reichen Schatz von Volksmährchen, Liedern und Legenden inne haben": aber ihre Wirkung, selbst auf die empfänglichsten Kindesseelen, muß denn doch von der Erziehungsmode, der auch Puschkin anheimfiel, ganz verwischt werden, sie würde sonst nicht so spurlos vorübergehen.

leugnen, daß die Zeitverhältnisse sie außerordentlich begünstigten. Seine frühe Jugend fiel in jene große Epoche der neuern Geschichte, wo an den Flammen des Kreml und der alten Zarenstadt das Nationalgefühl — nicht allein der Russen sich entzündete. In Rußland war unmittelbar zuvor eine neue Aera der poetischen Literatur eingetreten. Männer, die ein Herzensbedürfniß zur Poesie trieb, hatten das Gleis pseudo-klassischer Muster verlassen, in die alle dichterische Stimmung eingeengt war. Karamsin befreiete die Sprache von dem Schulzwang, der sie in jeder lebendigen Bewegung hemmte, und beseelte den Styl mit der Wärme und Gefühligkeit seines Wesens. Shukowski, von den Wirkungen deutschen Geistes ergriffen, entwickelte in der Dichtung, die bis dahin nur als eine rhetorische Kunst cultivirt wurde, einen idealen Schönsinn; Dmitrijew, der in seinen dithyrambischen Oden noch in das frühere Pathos zurückfiel, popularisirte den poetischen Ausdruck in seinen Liedern und Satyren; Batjuschkow durchglühte die Rhetorik des Verses mit der ausgebildetsten musikalischen Empfindung. Das Gesammtstreben dieser Männer rief eine ungemeine literarische Regsamkeit hervor, und weckte den Kunstantheil der Nation, der natürlich nicht ohne Rückwirkung auf den nationalen Sinn der Dichter bleiben konnte. Aber noch fehlte diesen Talenten die tiefe Grundlage volksthümlichen Lebens, wie sie denn überhaupt noch zu sehr vom Leben abstrahirten, und einerseits zu einer haltlosen Gefühlsschwärmerei, anderseits zu ästhetischem Dilettantismus neigten. Da gab das Anrücken des welterschütternden Eroberers allen äußeren und inneren Zuständen einen gewaltigen Umschwung. Die Gefühlshin-

gebung fand einen festen Boden in der Vaterlandsliebe, und dahin übertrug Karamsin, der sich bereits der Geschichtsforschung zugewandt, seine poetischen Neigungen. Der schönsinnige Shukowski, der sich in ätherischen Idealismus verlor, sang glühende Kriegslieder. Und Puschkin — sollte man es glauben, der junge, kaum vierzehnjährige Puschkin, trat in jener Zeit schon in die Reihe vaterländischer Dichter.

Er war damals auf dem Lyceum zu Zarskoje-Selo — ein Schüler, der sich eben durch keinen Fleiß auszeichnete, muthwillig und ausgelassen, ein rechter Springinsfeld, wie er sich selbst schildert. Verse schrieb er längst mit rhythmischer Leichtigkeit, sogar französische. Es haben sich solche erhalten, in denen er der Aufforderung eines Kameraden, ihm sein Portrait zu schicken, in kecker, munterer Weise entspricht. Vielleicht ist Ihnen eine kleine Probe dieser Selbstzeichnung des Knaben nicht uninteressant. Da heißt es unter Anderm:

— Je suis un jeune polisson,
Encore dans les classes:
Point sot, je le dis sans façon
Et sans fades grimaces.

— — — — — —

J'aime le monde et son fracàs,
Je haïs la solitude,
J'abhorre et noises et débàts,
Et tant soit peu l'étude.

— — — — — — —

Vrai démon, pour l'espièglerie,
Vrai singe par sa mine
Beaucoup et trop d'étourderie,
Ma foi — voilà — Pouchkine.

Indessen bekundete dieser kleine Taugenichts schon einen sehr hohen Ernst in poetischen Studien. Seine Versversuche waren keine bloßen Spielereien mehr. Er reproducirte Stoffe und Formen, die er besonders in der jüngsten Periode vaterländischer Dichtung vorfand, mit einem so merkwürdigen ästhetischen Bedacht, mit so eindringlichem Verständniß und mit solcher Entschiedenheit der Neigung, des Geschmackes in Wahl und Aneignung des Aufgenommenen, daß auch im äußerlichsten Nachahmen schon eine ausgeprägte, selbstkräftige Individualität hervortrat. Was aber in den frühen Regungen seines Kunstsinnes gleich am Bezeichnendsten für ihn war, ist, daß er nicht mit den ersten Traumgestalten seines innern Lebens anfing, sondern mit den ersten nächsten Eindrücken der Außenwelt. Jene zerstreute und verflüchtigte er in jugendlichem Leichtsinn und Uebermuth, diese dagegen sammelte er in ausdauernder Aufmerksamkeit und Begeisterung. Die Eindrücke der Kriegskatastrophe, die auf seine ganze Lebensrichtung, wie ich gleich nachweisen werde, den unzweideutigsten Einfluß übten, und denen man auch in allen Uebergängen und Wandlungen seiner Jugendansichten begegnet, sprachen sich zunächst in seinen lyrischen Erstlingen aus. 1813 wurde schon ein Gedicht Puschkin's in einer Zeitschrift abgedruckt; es war ein patriotischer Trostspruch bei dem Hinscheiden Kutusow's. „Mag sich nur unser Dränger der eiteln Hoffnung hingeben, daß ihn nun nichts hindere", ruft die schwellende Knabenstimme:

„Wohl unsre Reihen wird Kutusow's Geist umwehn:
Ein Volk, das einen Mann wie diesen konnte zeugen,
Vor räuberischem Feind sein Haupt wird's nimmer beugen,
Mit uns ist Gott! es wird ein neuer Held erstehn!"

Was in diesen noch unbeholfenen Versen schwach und leise anklingt, steigerte sich sehr bald in vielen Liedern, die sich der Stimmung und dem Gedankeninhalt nach ihnen eng anschließen. Die Kraft und Kühnheit seines Ausdrucks nahm um so rascher zu, je mehr er von allen Seiten aufgemuntert wurde. Ein Wort der Weihe und des Segens sprach über das reifende Talent zuerst der erhabene Psalmodist Rußlands, der greise Dichter Derschawin. Zwei Jahre nach seinem ersten Auftreten deklamirte Puschkin vor diesem bei einem Examen eines seiner elegischen Gedichte, das mit Matthisson'scher Naturschilderung beginnend (die er aus zweiter Hand überkam, nämlich von Batjuschkow) zu wehmüthigen Erinnerungen an die Glanzzeit Katharinens überging, zu einer Betrachtung des großen Freiheitskampfes gegen Napoleon, diese „Geißel des Weltalls", wie er ihn damals nannte, der Drangsale und Schrecken, welche derselbe über Rußland gebracht — und mit einem donnernden Siegesrufe schloß. Derschawin wurde von dem Feuer des jungen Dichterhelden hingerissen, Thränen der Rührung drangen ihm in die Augen, er ergoß sich in Beifall und wollte den Knaben umarmen, der aber, hochglühend vor verschämter Freude, davonlief und nicht zu finden war. Nächst diesem Beifall Derschawin's, der Puschkin immer eine der schönsten Lebenserinnerungen blieb, beflügelte ihn das Lob Karamsin's und die liebreiche Theilnahme Shukowski's, welchem er dafür in einer begeisterungsvollen Epistel dankte, wobei er schon unverhohlen und mit Stolz seinen Dichterberuf aussprach. Wirklich muß man Puschkin beipflichten, wenn er später sagt: „der erste Erfolg habe seiner Muse Schwingen gegeben." Denn sein damals

kaum flügge gewordenes Genie erhob sich bald zu dem höchsten Aufschwung, dessen es überhaupt fähig war.

Nachdem er in einer Reihe von Liedern und Balladen die ihm eignen Vorzüge nach und nach entwickelt, sein Vers immer mehr an Wohllaut und Vollklang gewann, sein Ausdruck immer prägnanter und freier von Rhetorik wurde, die Puschkin am entschiedensten negirte *); nachdem sein Gestaltungstrieb schon allmälig zwischen den interessantesten Erscheinungen der Gegenwart und den Gebilden der Volksphantasie oder der historischen Vergangenheit umhergetastet, erschien 1820 sein größeres Werk „Rußlan und Ludmilla", das die vereinzelten Neigungen und Kräfte seiner Jugend uns in einem heitern, anmuthigen Gesammtbild vorführt. Kaum brauche ich mehr zu sagen, um die ungewöhnliche Wirkung desselben zu erklären, den allgemeinen Antheil, den es gefunden und den es sich so lange ungeschwächt erhalten hat. Bei diesem Werke, das seine Lehr- und Uebungsjahre, die Periode seiner Versuchsthätigkeit gewissermaßen abschließt und mit dem seine selbständige Künstlerlaufbahn beginnt, komme ich auf jene Zeitstimmung zurück, die aus den Kriegsereignissen hervorging, und die, wie ich oben andeutete, von so nachhaltiger Wir-

*) Er geht darin so weit, daß er z. B. bei all seiner Verehrung des gewaltigen Lomonossow, über die dichterische Thätigkeit desselben mit nachsichtsloser Strenge, ja offenbar viel zu hart und einseitig urtheilt. Nicht nur spricht er ihr alle Verdienste ab, er findet sie ihrer Folgen wegen äußerst nachtheilig. Die Spuren, sagt er, die Lomonossow in unserer Literatur zurückgelassen, sind ermüdende Hochrednerei, Gesuchtheit und Abneigung gegen einfache Natürlichkeit.

kung auf Puschkin's Ansichten, Sympathien, mithin auf seine ganze Charakterbildung geblieben ist. Nicht als ob in „Rußlan und Ludmilla" jene Eindrücke vortönten, die er in seinen ersten Liedern aussprach, nicht als ob dieses Gedicht von der patriotischen Kampflust beseelt ist, mit welcher der Knabe in die sturmbewegte Zeit hinaussang — sondern weil sich uns hier zwei wesentliche Momente von Puschkin's Geistesrichtung zeigen, Momente, die meiner Meinung nach in jenen frühen Eindrücken liegen, und in denen wir leicht den geistigen Zusammenhang seiner verschiedenen Lebens- und Dichtungsperioden finden. Das Eine ist der Trieb nach der lautersten Quelle des Volksthums, nach nationaler Geschichte und Sage, das Andere sehe ich in allen Folgen, Modificationen und Wendungen des früh angeregten, jugendlichen Freiheitsdranges. Was das Erste betrifft, so ist es ganz natürlich, daß an das patriotische Interesse für die Gegenwart sich auch das an der nationalen Vergangenheit knüpfte, und wie ohnehin jede Geschichte mit ihren Ausgangspunkten in die Sage zurückführt, so liegt namentlich dem Dichter nichts näher, als diese beiden Gebiete zu verbinden und von dem einem ins andere hinüberzugreifen. In Bezug auf den Unabhängigkeitssinn aber, den das verletzte Freiheitsgefühl der Nation in dem Knaben weckte, will ich nur an ähnliche Erscheinungen in Deutschland erinnern, um meine Folgerungen zu rechtfertigen. Der oppositionelle Drang, den fremde Gewalt in jungen Gemüthern hervorgerufen, konnte nicht zugleich mit dem ursprünglichen Anstoß weichen. Er suchte sich, als das Gleichgewicht nach Außen hergestellt war, seinen Spielraum in heimischen Zuständen,

und schlug begreiflicher Weise hier in eine theils politische, theils sociale Opposition um.

Puschkin, der eine gesunde, praktische Fernsicht besaß, und dessen frühgereifter Charakter von Anfang an aller Schwärmerei abhold war, nahm von dem politischen Zündstoff, der sich unter Alexander's Regierung in exaltirten Köpfen häufte und nachher in so traurigen Ereignissen ausbrach, nicht mehr in sich auf, als eben zu dem Feuerwerk einiger kühnen, glänzenden Verse hinreichte, zu den Ausflüssen seines jeweiligen poetischen Uebermuthes. Viel weiter dagegen ging er in gesellschaftlicher Libertinage. Wenn sich in seinem Leben Stellen finden, an die sich noch jetzt strenge Moralisten stoßen, so sehe man hier nicht blos Uebergriffe der Leidenschaft, es ist auch viel Grundsätzliches darin, das aus früheren Bildungseinflüssen entsprang.

Ich habe „Rußlan und Ludmilla" als das erste Werk bezeichnet, das uns von seinen Neigungen und Kräften ein Gesammtbild giebt. Nun, seine dichterischen Kräfte sind hier in der That im wirksamsten Verein — seine Neigungen aber, die Grundzüge seines poetischen Wesens suche man hier nur nicht in allzu deutlicher Ausprägung. Theils scheinen sie noch im Beginn, auf den ersten Stufen ihrer Entwickelung, theils müssen sie vor äußeren Verhältnissen sich hinter feine, leise Andeutungen zurückziehen, und Vieles, was schon Grundton seiner Stimmung ist, was in späteren Werken mächtig aushallt, giebt sich hier nur noch in Anklängen, indessen vernehmlich genug. Das inhaltliche Anlehnen dieses Gedichtes an die Volkspoesie ist nur das freie, leichte Spiel phantastischer Laune, und hält sich den volksthümlichen Be-

ziehungen des Sagenstoffes, dem historischen Ernst eines solchen in der Auffassung des Dichters noch fern: eben so leicht, wie es über das altrussische Sagengebiet hinspielt, streift es das verneinende, oder gelinder gesagt, oppositionelle Element, in welchem sich Puschkin's jugendlicher Muthwille austobte. Der frivole Sinn, die naive Ironie, die uns hier dieses verräth, ist in den feinsten Schleier der Grazie gehüllt. Allein wie in Ton und Ausdruck sich schon der volksthümliche Geist ausspricht, in welchem Puschkin sein Mährchen empfangen haben will, trotzdem daß er vom Sagenmeth, dessen er sich im Prologe rühmt, kaum genippt hat — so regt sich auch unter dem anmuthigen Gewebe des Humors, welches die ganze Dichtung bedeckt, dieselbe Frivolität, die im Dunkel der Nacht, wohin ihr nicht das Auge des Censors und die Ruthe des öffentlichen Sittenurtheils folgte, nackt und keck umhersprang; der Witz, der hier so harmlos spielt und höchstens dem Hang zur Parodie nachgiebt (ein Hang, der überhaupt dem russischen Witz ganz besonders eigen ist) ist derselbe, den der grollende, trotzende Jüngling in Epigrammen und Liedern unter dem Schutz des Manuscriptgeheimnisses oft mit aller Schärfe und Bitterkeit waffnete.

Indessen machte ihn „Rußlan und Ludmilla" zu berühmt, als daß er lange im Schutze des Manuscriptgeheimnisses hätte bleiben können. Die öffentliche Aufmerksamkeit folgte den Mittheilungen des jungen Genius natürlich auf jedem Wege, und das hatte bald Puschkin's Entfernung aus der Residenz zur Folge.

Unfreiwillig zog er nach dem Süden Rußlands und gefiel sich in der naheliegenden Erinnerung an Ovidius,

mit dessen Verbannung nach dem Pontus aber sein freundliches Exil nicht die geringste Aehnlichkeit hatte. Es breitete vor ihm die gesegnetsten Gegenden des Landes, die lehrreichsten Charakterzüge des Volkes, dessen Sitten und Verhältnisse, den Wechsel vielgestaltiger Erscheinungen in einem lebensvollen Bilde aus; sein Natursinn erfrischte sich und erstarkte fern vom Dunste der Residenz in gleichem Maße, als sein Blick in das Menschenherz sich aufhellte, seine Einsicht in die Zustände der Gesellschaft und des Staates von ruhiger Betrachtung geläutert wurde. Diese Einwirkungen überwogen in heilsamer Weise den Einfluß Byron's, dessen titanischer Geist dem Sinne Puschkin's so gewaltig imponirte, daß er ihn leicht an sich selbst irre gemacht und seine individuelle Auffassung getrübt hätte. Es findet sich in Puschkin's Gedichten aus jener Zeit Vieles, was man seiner Gemüthsart angerechnet, was aber nur eine Rückspiegelung Byron's ist. Namentlich ist ein gewisser düster-leidenschaftlicher Anflug, der freilich gar viel Interessantes hat, dem klaren, heitern Dichterwesen Puschkin's durchaus nicht eigen, und eine noch so wenig strenge Prüfung wird hier Jeden um eine Illusion bringen, zu der ihn vielleicht das „Mohrenblut" verlockt. — Von Byron noch ganz erfüllt sehen wir Puschkin während seiner ersten Ausflüge durch den Süden; Byron im Herzen besingt er die unendliche Schönheit des Meeres, auf dem er frei und einsam, von allem Treiben der Menschen unberührt, sein Leben hinbringen möchte — Byron im Herzen tönt er in Liedern, die übrigens der Form nach zu seinen schönsten gehören, Klagen der Gemüthsverödung, des Zweifels, der Entsagung aus; Byron im

Herzen versucht er seine ersten Lebens- und Seelengemälde: „Der Kaukasische Gefangene“ und „Die Quelle von Bachtschissarai“, Gedichte von äußerst schwacher Charakteristik, doch reich an werthvollen lyrischen Einzelheiten. Sehr bald indeß machen sich die Eindrücke seiner Wanderungen, seiner Natur- und Menschenbetrachtung geltend. Noch eine poetische Erzählung, „Die Zigeuner“, ist von demselben Geiste durchdrungen; aber an den Gegensatz zwischen dem Egoismus der Leidenschaft und der Berechtigung jedes Zustandes, jedes Seelentriebes, der sich hier in zwei Gestalten kund giebt, möchte man, wenn auch nur gleichnißweise, den raschen Uebergang von diesem Gedichte Puschkin's zu seinem Meisterwerke, „Eugen Onägin“ anknüpfen, einem Roman in Versen, der mit seiner ersten Anlage wohl in eine weit frühere Zeit zurückreicht. Es ist in der That ein Uebergang von subjectiv leidenschaftlicher Stimmung zu der objectivsten poetischen Lebensphilosophie. Der Grundgedanke dieses Romans mag ursprünglich wohl auch von Byron angeregt worden sein, während die humoristische Anlage auf jene Richtung zurückweist, die in „Ruslan und Ludmilla“ durchschimmert: aber in der Ausführung lehnt sich Puschkin nur ganz äußerlich an sein englisches Vorbild und geht durch alle sittlichen Entwickelungsphasen seiner Kunst, die nach dieser Seite hier ihren Culminationspunkt erreicht. Der satyrische Drang, der in „Ruslan und Ludmilla“ sich in einigen frivolen Sprüngen Luft macht, entfaltet sich hier im weitesten Umfang ernster und heiterer Lebensbeobachtung, und schillert in allen Farben einer hellbeleuchteten, oft hinreißend belebten Sittenmalerei. Die Handlung zieht sich wie ein dünner

flatternder Faden durch die Reihe äußerer Wahrnehmungen und innerer Erfahrungen, die Puschkin bald in wechselnder Scenerie der Natur und der Gesellschaft, bald in rein lyrischen Zwischengesängen, bald in bezugsreichen Anspielungen und epigrammatischen Bemerkungen nebeneinander gruppirt: allein so sehr in ihr ein beschreibendes, contemplatives Element überwiegt, so wenig sie eigentliche Begebenheiten (was man nämlich im Roman so zu nennen pflegt) vor uns aufrollt, so hat sie doch dem Dichter ein großes Feld zu plastischer Charaktergestaltung geboten, das Sie leicht übersehen werden, wenn ich sie Ihnen nur in einigen Umrissen angebe.

Ein Musterwerk der vornehmen russischen Erziehung, ein Salonheld mit verkohltem Herzen, von vielem Esprit, der aber nur leuchten und nicht erwärmen kann, treibt sich ziellos in den Zerstreuungen der Residenz umher, bis er durch den Tod seines Onkels Erbe eines fern in der Provinz gelegenen Gutes wird. Mit stumpfem Sinn, den kaum die Leidenschaft mehr reizt, und der allen Wirkungen einer schönen Natur verschlossen ist, langweilt er sich in der ländlichen Einsamkeit, wie in dem Geräusch der vornehmen Welt, vegetirt unthätig hin, und in seinem geistigen Leben wuchert nur eine schneidende, kalte Skepsis. Bald gesellt sich zu ihm ein Nachbar, ein junger Dichter, der von Lebenserfahrung so wenig, als Onägin (der Held) zu viel hat. Voll idealen Strebens, vom Feuer der Wissenschaft durchglüht, mit einem frühlingswarmen Glauben an alles Große und Schöne in der Welt, bildet er überhaupt den schroffsten Gegensatz zu Onägin; allein wie nun einmal die Extreme sich berühren, bringt gerade dies sie einander näher. Auch fehlt dem verneinenden Geiste Onägin's keineswegs das Verständniß eines so kindlich unverdorbenen Gemüthes,

und es ist ein Zug seines bessern Selbst, daß er fremdes Gefühl zu ehren weiß. Der junge Dichter hat eine Braut, die Tochter einer benachbarten Edeldame; er war des Mädchens früher Gespiele, mit ihr zusammen groß gewachsen und hatte ihr Bild in der Fremde, unter allen Eindrücken seiner Studentenjahre mit treuer, unwandelbarer Liebe in sich getragen, mit der er unlängst zu ihr zurückgekehrt. Das Mädchen ist von gewöhnlichem, wenn auch durchaus nicht von gemeinem Schlage: jungfräulich blühend in äußerer Schönheit, jungfräulich blühend im Herzen, aber ohne Glut, ohne Innigkeit und Tiefe. Wie ein stiller, heiterer Morgen erfüllt sie das friedsame, hingebende Gemüth des Jünglings: aber der Antheil des Erzählers und des Lesers springt an ihr vorbei. Um so lebhafter wird dieser von ihrer Schwester (Tatjana) in Anspruch genommen: die glich ihr nicht im Geringsten; minder anziehend durch Schönheit, durch Frische und Lieblichkeit des Aeußern, war sie schweigsam, in sich versenkt, nahm keinen Theil an munteren Kinderspielen, aber sie zeichnete ein sinnvoller Geist, ein tief glühendes Herz aus, das über die Grenzen des Gewöhnlichen weit hinwegschwärmte. Durch seinen jungen Freund wird Onägin mit der Familie bekannt. Die Vorzüge Tatjanens überraschen ihn, sein kundiger Blick findet sie gleich heraus — aber wahrhafter Gemüthsbetheiligung unfähig, würdigt er kalt, mit der Gleichgültigkeit eines Kenners, den das Erkannte weder erregt, noch erfreut, die seelenvolle Erscheinung. Unterdeß heftet sich das Mädchen an ihn mit allen Träumen ihrer regen Phantasie, um so mehr, als diese durch das Gerede der Nachbarn entzündet wird, welche ihr in Onägin den Bräutigam prophezeien. Auf die Art, wie der Dichter das Entstehen, den Verlauf dieser Empfindung in der fein-

sten psychologischen Zeichnung veranschaulicht, will ich hier im Vorbeigehen nur hindeuten. Tatjanens Vertraute wird ihre alte Wärterin, eine Gestalt, an der Puschkin schon seine ganze Kraft bewährt, volksthümliche Charaktere mit wenigen Zügen in ihren sprechendsten Eigenthümlichkeiten darzustellen. Endlich kann das Mädchen nicht länger den heißen Strom ihrer Gefühle hemmen. Im freien Landleben ohnehin weniger von heuchlerischem Anstand gegängelt, läßt sie sich zu dem gewagten Entschlusse hinreißen, Onägin zu schreiben. Dieser Brief, das unschuldsvolle Bekenntniß eines begeisterten Herzens, der flehende Ruf um ein Erkennungszeichen der ersehnten, geliebten Seele, bleibt nicht ohne Eindruck auf den starren Kaltsinn des Mannes; Onägin ist ergriffen, aber seine Rührung, wenn auch in sie ein Ton seiner früh betäubten edleren Neigungen hineinhallt, löst sich doch nur in jenes Migefühl, zu welchem uns der ahnungslose Irrthum, die unberathene Schwäche, die hilflose Unschuld stimmt. In solchem Mitgefühl wahrt Onägin sich vor Selbstbetrug, wie vor einer Täuschung des Mädchens; er zieht die rettende, wenn auch strenge Wahrheit aller verhüllenden Schonung vor, und eröffnet Tatjanen (die er im Garten aufsucht und brüderlich herzlich begrüßt) wie er der Seligkeit der Liebe gar nicht mehr zugänglich sei, wie sie sich nie von ihm das Glück versprechen könne, dessen sie nach seiner innersten Ueberzeugung werth sei. Sein Herz sei einmal abgewelkt und könne nicht wieder Blüthen treiben; ihre Zuneigung dagegen nehme er für die ersten Knospen jungfräulicher Liebe, die noch manchen Frühling erleben würde. Daran knüpft er ernste Vorsichtsregeln; sie solle sich beherrschen lernen, denn nicht Jeder würde sie verstehen wie er, und

Unerfahrenheit könnte sie ins Verderben bringen. — Diese „Predigt" Onägin's vernichtet alle schönen Hoffnungsgebilde Tatjanens, die sie frei und ungebunden nach außen schwärmen ließ, kann aber das unantastbare Liebesleben nicht treffen, welches das Mädchen von nun an um so mehr in ihrem Innern concentrirt, und das in würdevoller Entsagung sich reicher und herrlicher entwickelt. Ein unseliges Ereigniß treibt Onägin aus ihrer Nähe. Er hat scherzend, in eigensinniger Laune den jungen Poeten (um einen unangenehmen Eindruck, den ihm dieser nicht erspart hat, an ihm zu rächen) zur Eifersucht gereizt. Der leicht entflammte Jüngling nimmt die Sache für Ernst und fordert Onägin heraus. Dieser, obgleich er sein Unrecht, sowie die Grundlosigkeit des Duells nur zu tief einsieht und die blutige Wendung des Spiels im Herzen verwünscht, weicht doch der unsinnigen Convenienz und erschießt den jugendlichen Freund, dem seine Vermählung mit Olga, der Schwester Tatjanens, nahe bevorstand. Von Reue und Unmuth getrieben, flieht er den Ort des Verbrechens und durchwandert das weite Rußland. Olga, das sanft-idyllische Mädchen, vergißt das Schreckensereigniß; das Grab ihrer ersten Liebe, auf das sie heiße Thränen geweint, ist schnell übergrast — und bald ist sie die glückliche Braut eines Andern. Aber Tatjana? Seiner Reisen müde, kehrt Onägin nach der Residenz zurück und findet hier unvermuthet die junge Landnachbarin, die ihm einst ihr liebeüberströmendes Herz entgegengetragen. Doch welche Umwandlung! Tatjana ist die Gemahlin eines reichen Fürsten, allgefeiert in den Kreisen der höhern Gesellschaft; vor ihr neigen sich Männer und Frauen, sie empfängt überall Huldigung, überall ehrfurchtsvolle Bewunderung. Onägin traut seinen Au-

gen nicht: mit ruhiger Majestät, ohne den leisesten Schatten von Gefallsucht auf ihrem ernsten Gesichte, steht sie ihm gegenüber; auf diesem Gesicht ist kein Zeichen innerer Bewegung, keine Spur jener Seelenglut, mit der sie sich ihm einst zugewandt. Jetzt möchte seine Eitelkeit bei dem Gedanken triumphiren, daß diese Herrscherin der Salons, vor der Alles in ehrerbietige Ferne zurückweicht, ihm mit unbegrenzter Hingebung anhing — aber durch ihre Kälte, ihren strengen, gleichmäßigen Ernst, den kaum ein Lächeln, kaum ein paar höfliche Worte mildern, verletzt sie seine Eigenliebe, statt sie zu befriedigen. Das regt ihn gewaltiger auf, als einst das heilige Vertrauen, das rücksichtslose Entgegenkommen der Liebenden. Seine Selbstsucht lodert in hellen Flammen, und konnte er damals, als diese nicht Nahrung genug fand, um zur Leidenschaft entfacht zu werden, nicht in Selbsttäuschung verfallen, so weiß er jetzt nicht mehr seine Gefühle zu unterscheiden, kann sich nicht mehr klar über sie werden. Gekränkte Liebe und gekränkte Eitelkeit gleichen sich ja so sehr in ihrem Schmerz und beide spielen ja so oft ineinander! Onägin verfolgt die Fürstin überall, „drängt sich an sie heran, ist glücklich nur ihre Hand zu berühren, das Tuch, das sie fallen läßt, aufzuheben“ — aber sie bleibt achtlos, scheint es nicht zu bemerken, wie er sich um sie verzehrt. Von ihren Widerstand aufs Aeußerste getrieben, schreibt er ihr die klagendsten Briefe, die aber alle unbeantwortet bleiben, bis er einmal zu ihr eilt, sich selbst die Antwort zu holen. Er überrascht sie, wie sie stillweinend seine Briefe liest. Da ahnt er das tiefe Innenleben, welches sie fortwährend geführt, und beschämt, freudig erstaunt sinkt er zu ihren Füßen. Sie sieht ihn an ohne Ziererei, ohne erkünstelten Unwillen, mit

jener Innigkeit, die ihm das schwärmerische Mädchen auf dem Lande ins Gedächtniß ruft — doch mit edler Würde bittet sie ihn, von ihr zu lassen, und klärt ihn über ihre gegenseitigen Beziehungen auf. Sie erinnert ihn an jene Zeit, wo sie mit aller Sehnsucht, allem Hoffen ihrer Jugend sich zu ihm gedrängt, und er vor ihr schonungslos die Oede seines unempfänglichen Herzens enthüllt; noch jetzt überliefe sie ein Schauer, wenn sie an jene kalte, strenge Zurechtweisung dächte; doch habe er ehrlich an ihr gehandelt, und sie sei ihm dankbar von ganzer Seele. Aber, wenn er damals, als sie einsam, unbemerkt in sich verglühte, an ihr vorübergegangen, warum reize sie ihn jetzt? Etwa weil sie in der Gesellschaft ausgezeichnet, weil sie reich und berühmt sei? weil die Hofgunst sie besonne um der Wunden willen, die ihr Mann für das Vaterland erhalten? Etwa darum, weil ihre Schande jetzt aller Welt sichtbar und ihm eine glänzende Siegestrophäe wäre? O wie viel lieber wäre ihr die vorwurfsvolle Belehrung, mit der er ihr damals begegnet, ja selbst Tadel und Spott, als diese beleidigende Leidenschaft, diese Thränen und Bitten; damals habe er sie doch wenigstens geachtet —

„Sie ehrten meiner Jugend Reinheit,
Sie hatten Mitleid doch mit ihr!
Und jetzt — was treibt Sie her zu mir,
Zu meinen Füßen! — Welche Kleinheit!
Wie giebt ein Mann von Ihrem Sinn
So kleinlichem Gefühl sich hin?

Doch mir — was bieten diese Feste,
Dies Flittersein der kalten Welt,
Mein nicht'ger Ruhm, die reichen Gäste
In meinen Sälen glanzerhellt? . . .

Wie freudig gäb' ich gleich jetzunder
Den ganzen Maskeradenplunder,
Den ganzen Prunk und Saus und Braus
Für unser dörflich stilles Haus,
Mit wenig Büchern, wildem Garten,
Wo ich in ahnendem Erwarten,
Onägin, Sie zuerst gesehn, —
Und für des Friedhofs stilles Weh'n,
Wo unter schatt'gen Baumes Hut
Jetzt meine arme Wärt'rin ruht!"

Nun aber — schließt sie ihre Rede — sei ihr Loos einmal entschieden. Vielleicht wäre es Unvorsichtigkeit, daß sie geheirathet, aber ihre Mutter habe sie weinend beschworen, dem hätte sie nicht widerstehen können — nun sei sie einmal eines Andern Weib und er müsse von ihr weichen; sie liebe ihn, das wolle sie nicht wegheucheln, aber sie kenne ihre Pflicht. — Damit geht sie und der Vorhang fällt über dies einfache Lebensspiel.

Hoffentlich geben Sie mir, liebe Freundin, schon nach dieser umrißlichen Mittheilung zu, daß der Dichter hier Gelegenheit genug hatte, den Reichthum seiner Anschauungen zu entfalten, und das hat er mit vollendeter Künstlerschaft in allen Einzelheiten gethan. Das Ganze läßt sich nicht treffender charakterisiren, als er es selbst in den Widmungsworten an Pletnew bezeichnet hat:

Der bunten Bilder sind es viel,
Halb komische, halb trag'sche Dichtung
Volkthümlich-idealer Richtung,
Entstammt dem sorgenlosen Spiel,
Schlaflosen Nächten, brauf'gem Muth,
Unreifen und verblühten Jahren
Des Kopfes prüfendem Erfahren,
Des Herzens heil'ger Schmerzensglut.

Wie sich nun in diesem Werke die poetischen Lebensansichten Puschkin's am vielseitigsten darlegen, so tritt der volksthümliche Geist, von dem es ganz durchdrungen ist, eines Theils in der persönlichen und localen Charakteristik, andern Theils in den bedeutsamen nationalen Culturbezügen hervor, an die Puschkin seine Bemerkungen und Schilderungen anknüpft. Insofern haben wir hier auch einen bequemen Anhaltspunkt, seinen Uebergang zu historischer Darstellung ins Auge zu fassen, den er sich in wissenschaftlichen und künstlerischen Studien unter den mächtigen Anregungen Karamsin's anbahnt. Im Jahre 1821 waren die ersten acht Bände von Karamsin's russischer Geschichte erschienen. Puschkin erzählt uns in seinem Tagebuche von dem Eindruck, den sie auf ihn gemacht. Er las sie als Reconvalescent nach einer schweren Krankheit. Begeistert folgte er der geschichtlichen Forschung Karamsin's, dessen Verdienste er begriff wie Wenige. „Karamsin," sagt er, „hat das alte Rußland entdeckt, wie Columbus Amerika." Für Puschkin's nationales Bedürfniß, wie für seine ersten Studien reichte es nun vollkommen hin, sich auf den Boden zu stellen, den Karamsin betreten, obgleich er so gut wie Andere überzeugt war, daß der erweiterten wissenschaftlichen Untersuchung dieses Bodens noch sehr viel zu entdecken blieb. Seiner Wanderung durch Karamsin's Geschichtsbuch haben wir so viel zu danken, wie seiner poetischen Reise durch Rußland; die Natur- und Sittenbetrachtung in dieser ist nicht reicher an Ergebnissen, wie die geschichtliche in jener. Die Summe seiner dort gewonnenen historischen Anschauungen hat Puschkin mit gleicher Meisterschaft in seiner Tragödie „Boris Godunow" niedergelegt, wie die Summe seiner Lebens-

ansichten in „Eugen Onägin“. Die psychologische Entwickelung zeigt sich hier wie dort im angemessensten Verhältniß, ebenso wie der Ausdruck. An imposanter Kraft und Würde historischen Styls steht Puschkin's Drama — ich darf es dreist behaupten — in jeder Literatur unübertroffen. Die Sprache ist von der gediegensten Form, ohne Zierath, ohne Künstelei. Die Auffassung der Charaktere und Zustände ist von jener heroischen Größe, die ich als künstlerischen Idealismus in der Geschichte bezeichnen möchte. Ich begreife nicht, wie man einem Dichter diesen abmäkeln mag zu Gunsten bestäubter Urkunden. Ich für meine Person würde z. B. keinerlei archivalischen Demonstrationen Schiller's Wallenstein opfern. Die scenische Darstellung in Puschkin's „Boris Godunow“ entspricht der würdevollen Einfachheit der Rede, hält sich von aller Effectsucht frei, und ist somit zwar bühnengerecht, aber im Geiste der Theaterdirectoren zu sprechen, nicht cassengerecht. Indessen müßte ich mir den Geschmack eines Publikums schon gar zu krankhaft denken, wenn die Hauptscenen dieser Tragödie auf der Bühne ohne echte Wirkung an demselben vorübergehen könnten.

In beiden Gedichten also zeigte sich Puschkin auf den Höhepunkten jener zweifachen Richtung, die wir von den frühbestimmenden Elementen seiner Bildung ausgehen sahen. Was nun als Ergebniß derselben sich in diesen Werken theilt, und zwar in aller Fülle und Intensität seines Genius: die ins Einzelne gehende Lebensbeobachtung und die historische Gesammtcharakteristik erscheint in ferneren Leistungen Puschkin's von größerm oder geringerm Umfang, von mehr oder weniger künstlerischer Bedeutung, zusammengefaßt. Dies bezeichnet die zwei nächsten Perio-

den seiner Thätigkeit. Hier unterscheiden wir eine, in welcher sich seine poetische Productivität fortwährend steigert; die wichtigste Erscheinung derselben ist das Gedicht „Poltawa", das in der That auf großartige Weise die Verbindung jener beiden Elemente verdeutlicht. In lyrisch-epischer Malerei und dramatischer Handlung wird hier das Vollendetste geboten, was Puschkin nächst dem „Onägin" und „Godunow" geschaffen. Die Periode dagegen, in der er, wie wir aus seinem Nachlaß sehen, zuletzt gestanden, kann man die seiner Geschicht- und Geschichtenschreibung nennen. Ich fasse hier den Historiographen und Novellisten in Eins, weil mir beide in besonderm Zusammenhang zu stehen scheinen. In der Mappe des Erstern, nicht des Dichters, haben wir alle die novellistischen Blätter zu suchen, auf denen Puschkin ernste und heitere Bilder seiner Phantasie (wie sie bei ihm Allem, was er sah, hörte und las, so mannigfaltig nachschimmerten), ungewöhnliche Einzelfälle aus der Geschichte, wie aus dem Privatleben mit mehr oder weniger Fiction, bisweilen mit sichtlicher Sorgfalt und Vorliebe ausführte, aber immer nur leicht gezeichnet und ohne poetische Farben aufzutragen. Zu dergleichen Bildern hat Puschkin außerordentlich viel Material gesammelt, von dem wir in seinem Nachlaß einen großen Theil in anekdotenhaften Skizzen, Anfängen, Memoiren, flüchtigen Bemerkungen und Erinnerungen finden. Das Eigenthümliche ist hier der entschiedene Charakter seines Prosastyls, den er, wie ich glaube, zunächst in der Geschichtschreibung ausgebildet. In dieser, zu der ihn schon seine Studien, seine richtige Schätzung aller Nationalverhältnisse, seine Auffassungs- und Darstellungsgabe berechtigten, sah er sich ein hohes Ziel vorgesteckt durch den ehrenvollen Auftrag

des Kaisers zu einer Geschichte Peter des Großen — eine Arbeit, zu welcher ihm die reichsten Mittel geboten wurden, und die er auch mit bedeutenden Vorarbeiten einleitete, die er aber nicht zur Ausführung gebracht. — Begreiflich ist es nun, wie Puschkin, dem schon in der Dichtung Einfachheit und Unmittelbarkeit des Vortrags das höchste Gesetz war, zu dem schmucklosesten Erzählton in geschichtlicher Mittheilung überging. In seiner Prosa behielt er dann überall die Kraft und Kürze des Ausdrucks, die den Historiker auszeichnet. Glauben Sie indeß keineswegs, daß dieser die poetischen Sympathien ganz aufgiebt. Sie treten nur nicht in der von allem Pathos freien Rede hervor; aber sie geben sich durchweg in der Richtung kund, die sein Interesse an Charakteren und Zuständen verfolgt, wobei ich Sie abermals an den Jüngling Puschkin erinnere. Um nicht von Trägern eines großen geistigen Umschwunges zu sprechen, wie Peter, der schon in seinen Intentionen Puschkin begeistern konnte, so weise ich nur auf den lebhaften Antheil, mit dem er sich jeder Erscheinung auf einer von dem Gewöhnlichen, Mittelmäßigen abweichenden Bahn zuwendet, sobald es eine Bahn ist, die nicht anders als im Drang persönlicher Eigenschaften oder bewältigender Umstände sich betreten ließ, wenn sie auch durch Verbrechen ging. Ein Antheil, der sehr natürlich ist und nur den Stumpfsinn oder die Böswilligkeit zu moralischem Verkennen veranlassen kann. Hieraus erklärt sich z. B. die offenbare Vorliebe für einen Stoff, wie die Pugatschew'sche Verschwörung, den Puschkin in einer mit Documenten reichversehenen Geschichtsdarstellung bearbeitet und zu der anmuthigen Lebenszeichnung benutzt hat, welche Ihnen hier in der „Capitainstochter" vorliegt. Der historische Hintergrund

in dieser Novelle hat gewiß die höchste Anschaulichkeit, die bei so einfachen Mitteln nur zu erreichen war; am bedeutsamsten aber sind die echten Nationalzüge, die Puschkin hier an Charakteren verschiedener Art mit so ergreifender Wahrheit herausgestellt hat. Die unverfälschten, reinen Eigenthümlichkeiten des Volkes begriff Puschkin wie Wenige, und das nicht allein — er hat sie mit aufrichtiger, inniger Liebe betrachtet. Man fühlt ihm überall an, daß er ihnen nicht nur seinen Geist, sondern auch sein ganzes Herz erschließt.

Ich kann dies nicht genug hervorheben, wenn ich bedenke, wie oft das kurzsichtige Urtheil über Puschkin wiederholt wurde, das ihm in den letzten Jahren seines Lebens eine gewisse Abtrünnigkeit von seinen liberalen Ideen, wenigstens eine Verleugnung derselben vorwarf. Läßt sich, frage ich, ein größerer Fortschritt in wahrem Freisinn denken, als der Uebergang von dem frivolen Unmuth, der sprühenden Laune des jungen Aristokraten zu männlich ernster und nachdrücklicher Parteinahme für jene Volksclassen, die mit der Aristokratie nichts gemein haben? Seine Ueberzeugung vertritt Puschkin gerade in der letzten Periode seines literarischen Wirkens kräftiger als jemals, und nirgends ist eine Spur, daß er sie verleugnet oder nur verschwiegen. In den Maximen und Urtheilen, die in seinem Tagebuche zerstreut sind, in den vertrautesten Selbstgesprächen, die uns sein Nachlaß aufbewahrt, finden sich die sprechendsten Belege für die Gesinnung eines freiheitliebenden Mannes, der das Princip der Wahrheit und Selbständigkeit über Alles stellt, in der Literatur wie im Leben. Mit Verachtung begegnet er in jener allem Cliquenwesen, allem Industriesinn, wie der Bestechlichkeit, der Prüderie und gespreiz-

ten Unwissenheit, die in dem kritischen Tagesgeklatsch zum Vorschein kommt. Sehr bündig giebt er einmal den Literaten zu bedenken, daß Aeußerlichkeiten so wenig die Gesinnung machen, wie das Kleid den Mann (unbeschadet des Sprichworts!), daß in den Zeiten Horazischen Lobsanges auf Fürsten und Große gar mancher stolze edle Trotzkopf über panegyrische Oden und devotklingende Zueignungen nachgedacht, während in unseren Tagen oft die kriechendste Gemeinheit sich hinter liberale Spiegelfechterei versteckt. Lomonossow, erzählt er, welcher den Grafen Schuwalow „den Beschützer der Musen, seinen hohen Patron" genannt, habe, als sich derselbe einen Scherz mit ihm erlaubt, rund heraus erklärt: Ich, Excellenz, will nicht blos keines irdischen Machthabers, sondern selbst meines Herrgotts Narr nicht sein. „So," ruft Puschkin aus, nachdem er noch einen andern Zug von Lomonossow's würdevollem Selbstgefühl mitgetheilt, „so handelte dieser devote Festsänger und Hofidyllist!" „Daraus," fährt er fort, „daß unsere modernen Schriftsteller keine vornehme und reiche Gönnerschaft suchen, was in Rußland schon deshalb geschieht, weil sie selbst meist vornehm und reich sind, folgt keineswegs, daß sie freisinniger als Lomonossow und Aehnliche. Wie mancher Autor, der bei bem bloßen Gedanken erröthet, sein Werk einem höhergestellten Manne zu dediciren, schämt sich doch nicht, vor aller Welt einem Journalisten die Hand zu drücken, den die öffentliche Meinung gebrandmarkt, der aber seinem Buche schaden oder durch Lobhudelei nützen kann! Der elendeste Scribent, der im Privatleben jeder Gemeinheit fähig, predigt heutzutage laut Unabhängigkeit und schreibt anonyme Pasquille auf Männer, vor denen er in ihrem Kabinet kriecht. Zudem ist die Lite-

ratur seit einiger Zeit bei uns ein einträgliches Handwerk geworden, und das Publikum ist im Stande weit besser zu zahlen, als seine Excellenz der und der oder seine Durchlaucht der und der ꝛc." Nicht wahr, diesen Worten liegt eine Anwendung auf gewisse Zustände in Deutschland recht nahe? Wenigstens, meine ich, etwas Analoges ließe sich über das Buhlen um Popularität sagen, über das Verhältniß der Volksschmeichler zu den Fürstenschmeichlern.

So wenig Puschkin jener Gesellschaft geschmeichelt, die in Rußland jetzt noch allein Ruhm und Lohn vertheilen kann, so sehr war er im tiefsten Sinne ein Freund des Volkes, dem jedes literarische Streben noch unendlich fern liegt, eines Volkes, das Sympathien solcher Art, wenn es sie auch faßt, noch auf keine Weise unterstützen kann. Er fand in dem Kern nationalen Lebens die alleinige Bürgschaft für echte Cultur, auf die er seine Zukunftshoffnungen gründete, während er die Hohlheit und Erbärmlichkeit unter dem fremdländischen Bewurf socialer Verfeinerung sich und Anderen keinen Augenblick verhehlte. Hier fällt mir ein Fragment aus seinem Nachlaß ein, das Ihnen aufs nachdrücklichste meine Behauptung bestätigen kann. Lassen Sie mich deshalb Einiges daraus anführen. Es ist dies ein memoirenartiger Aufsatz, den Puschkin an eine Person in Sagoskin's historischem Romane „Roslawlew" anknüpft — ein Umstand, der uns hier nicht weiter angeht. Wir brauchen nur zu wissen, daß eine Dame von ihrer Jugendfreundin (Pauline) erzählt, und durch welchen Zufall dieselbe sich mit der Frau von Staël persönlich befreundet. „Frau von Staël," heißt es, „kam im Sommer nach Moskau, als ein großer Theil der Bewohner schon aufs Land gegangen war. Die russische Gastfreiheit setzte sich

in Bewegung. Man wußte nicht, wie man nur die berühmte Ausländerin bewirthen sollte. Es versteht sich, daß ihr Diners gegeben wurden. Männer und Damen versammelten sich, sie anzusehen, und waren meistentheils mit ihr unzufrieden. Sie fanden in ihr eine Funfzigerin, die sich nicht nach ihren Jahren trug. Ihr Ton misfiel, ihre Reden kamen zu lang und ihre Aermel zu kurz vor. Der Vater Paulinens, der Frau von Staël noch in Paris gekannt, gab ihr ein Diner, zu welchem er die ganze gescheite Sippschaft Moskau's einlud. Hier sah ich die Verfasserin der Corinna. Sie saß auf dem ersten Platze, stützte den Arm auf den Tisch und rollte mit ihren schönen Fingern ein Blättchen Papier. Sie schien nicht gut bei Laune. Einige Mal fing sie zu sprechen an und konnte nicht recht hineinkommen. Unsere gescheiten Männer aßen und tranken ihr Maß. Die Damen zierten sich; die sowohl als jene unterbrachen nur selten das Schweigen, von der Nichtigkeit ihrer Gedanken überzeugt und voller Angst in Gegenwart einer europäischen Celebrität. Während des ganzen Diners saß Pauline wie auf Kohlen. Die Aufmerksamkeit der Gäste war zwischen den Gerichten und der Frau von Staël getheilt. Man wartete jeden Augenblick auf ein Bonmot von ihr. Endlich entfuhr ihr eine Zweideutigkeit, und zwar eine recht kühne. Alle griffen dieselbe auf, lachten, ein Flüstern der Bewunderung ward laut; der Fürst war außer sich vor Freude. Ich warf einen Blick auf Paulinen; ihr Gesicht brannte und Thränen traten ihr in die Augen. Die Gäste erhoben sich von der Tafel völlig versöhnt mit Frau von Staël. Hatte doch diese ihnen einen Calembourg zum Besten gegeben, den sie nun in der Stadt herumtragen konnten."

„Was ist Dir nur, ma chère? fragte ich Paulinen: hat Dich denn wirklich ein etwas freier Scherz in solchem Grade bestürzen können? — Ach, meine Gute — antwortete Pauline — ich bin in Verzweiflung! Wie nichtig mußte unsere Gesellschaft dieser seltenen Frau erscheinen! Sie ist gewohnt von Menschen umringt zu sein, bei denen eine glänzende Bemerkung, eine mächtige Bewegung des Herzens, ein begeistertes Wort niemals verloren ist; sie ist an das hinreißende Gespräch höherer Bildung gewöhnt — und hier! ... Mein Gott! in drei vollen Stunden keine einzige Idee, kein einzig bemerkenswerthes Wort! Stumpfe Gesichter, dummer Ernst .... und weiter nichts! Wie hat sie sich gelangweilt, wie schien sie ermüdet! Sie sah, was diese Affen der Aufklärung brauchten, was sie begreifen konnten — da warf sie ihnen einen Calembourg zu. Und nun fielen sie darüber her .... Ich brannte vor Scham, ich hätte weinen mögen ... Aber — fuhr Pauline lebhaft fort — mag sie immerhin über unsern vornehmen Pöbel die Meinung davontragen, die er verdient! Wenigstens hat sie doch auch unser gutes Volk gesehen und es verstanden. Hörtest Du, was sie zu meinem Onkel sagte, diesem alten unausstehlichen Narren, als er, der Ausländerin zu Liebe, über die russischen Bärte zu spotten anfing? „Das Volk, das seinen Bart vertheidigt hat, wird zur rechten Zeit auch seinen Kopf vertheidigen.“ ...

Nicht ohne Grund verweile ich bei einer Lichtseite Puschkin's, die, scheint es, mehr auf seinen nationalen, als auf seinen künstlerischen Standpunkt hinweist. Sie sehen, daß bei ihm beide zusammenfallen, und beide durch ihre hochgeistigen, allgemein menschlichen Beziehungen

von wahrhafter Weltbedeutung sind. In jeder Hinsicht ist Puschkin den heimischen Bildungsverhältnissen weit vorausgeeilt. Den in der Masse noch rohen, unausgebildeten Nationalgeist hat er in sich bis zu jener Stufe entwickelt, auf der uns klar wird, was derselbe in der großen Aufgabe der Cultur, wie auf dem Gebiete der Kunst zu leisten vermag.

Dies war der Mann, den Rußland am 29. Januar 1837 so unerwartet schnell verloren hat! Er erlag, wie Sie wohl wissen, den Folgen eines Duells unter den schrecklichsten Vortodesleiden. Er fiel als ein Opfer ekler Residenzklatscherei: sie hat ihn förmlich in den Tod gehetzt. Davon könnte ich Ihnen haarsträubende Einzelheiten erzählen — doch gehört das nicht vor die Oeffentlichkeit.

Scheuchen Sie dieses trübe Bild von sich, und lassen Sie sich durch die liebliche Marie Mironow in freundlicherer Weise an Puschkin erinnern. Denn wenn ich Sie auch rechtzeitig vor allzugroßen Ansprüchen an die vorliegende Erzählung gewarnt, so trägt sie doch ganz das Gepräge seines Geistes, und ist wohl der Art, daß ich die Gelegenheit zu einer nähern Betrachtung des Dichters, die ich ihr vorangeschickt, just nicht vom Zaun zu brechen hatte.

An Sie aber, verehrte Freundin, habe ich diese in jenem Zuge herzlicher Mittheilung gerichtet, in welchem ich vor anderthalb Jahren mein neues Heimweh gegen Sie aussprach, als ich Ihnen unerwartet in dem fremden Berlin begegnete, und bei Ihrer warmen, trostreichen Rede manche schöne Stunde der Vergangenheit hell in meiner Seele auftauchte.

Leipzig, im Juni 1847.

Wilhelm Wolfsohn.

Die Capitainstochter.

Von

Alexander Puschkin.

Erstes Capitel.

Der Gardesergeant.

Mein Vater, Andrej Petrowitsch Grinew, diente in seiner Jugend unter dem Grafen Münnich und trat im Jahre 17.. als Premiermajor aus dem Dienst. Seitdem lebte er im Gouvernement Simbirsk auf seinem Landgute, wo er bald die Tochter eines benachbarten Edelmanns, das Fräulein Awdotja J., heirathete.

Wir waren zehn Geschwister. Meine Brüder und Schwestern starben sehr jung. Ich wurde durch die Güte des Fürsten B., unseres nahen Anverwandten, der Gardemajor war, in das Semenow'sche Regiment als Sergeant eingezeichnet, und galt für beurlaubt bis zu meiner gänzlichen Ausbildung. Erzogen wurden wir dazumal nicht wie heutzutage. Von meinem fünften Jahre an übergab man mich der Pflege unseres Jagdbedienten Saweljitsch, den man wegen seiner Mäßigkeit dieser Ehre würdigte. Unter dessen Leitung lernte ich, zwölf Jahre alt, russisch lesen und schreiben, und gewann ein sehr gesundes Urtheil über die Eigenschaften der Windhunde. Um diese Zeit nahm mein Vater für mich einen Franzosen ins Haus, den Herrn Beauprez, der nebst dem Jahresvorrath an Wein und Provenceröl aus Moskau verschrieben wurde. Saweljitsch war damit sehr unzufrieden. „Gottlob,“ murrte er vor sich hin, „das Kind ist

gewaschen, gekämmt, wohlgenährt — es that rechte Noth, Geld wegzuschmeißen und einen Musje zu miethen, als ob's an eignem Gesinde fehlte."

Beauprez war in seiner Heimat Friseur gewesen, darauf preußischer Soldat, und dann begab er sich nach Rußland pour être outchitel (Lehrer), ohne die Bedeutung dieses Wortes recht zu verstehen. Er war ein guter Junge, aber leichtsinnig und liederlich im höchsten Grade. Seine Hauptschwäche war die Leidenschaft zum schönen Geschlecht. Oft erhielt er für seine Zärtlichkeit so unsanfte Stöße, daß er volle vierundzwanzig Stunden ächzte. Zudem war er, nach seinem Ausdruck, kein Feind der Flasche, d. h. mit anderen Worten, er liebte ein Räuschchen. Da jedoch in unserm Hause Wein nur beim Mittagessen auf die Tafel kam, und das nur in Spitzgläschen, wobei der Lehrer noch meist vergessen wurde, so gewöhnte sich mein Beauprez bald an russischen Liqueur und räumte ihm sogar einen Vorzug vor den Weinen seines Vaterlandes ein, weil, sagte er, derselbe dem Magen ungleich zuträglicher sei. Wir wurden sofort einig: wiewohl ihn sein Contract verpflichtete, mir Französisch, Deutsch und „alle Wissenschaften" zu lehren, zog er es doch vor, von mir schnell etwas Russisch plaudern zu lernen — und dann trieb Jeder von uns sein Geschäft. So lebten wir im besten Einverständniß; einen andern Mentor hätte ich mir gar nicht gewünscht. Bald aber trennte uns das Schicksal, und zwar durch folgendes Ereigniß.

Die Wäscherin Palaschka, eine feiste, pockennarbige Dirne, und die Kuhmagd, die lahme Akulka, fielen beide, wie verabredetermaßen, gleichzeitig meiner Mutter zu Füßen, klagten sich sündhafter Schwäche an und beschwerten sich weinend über den Musje, der ihre Unerfahrenheit sich zu Nutze gemacht. Meine Mutter verstand in solchen Dingen keinen Spaß und führte darüber Beschwerde beim Vater. Der machte kurzen Prozeß.

Sogleich schickte er nach der Canaille, dem Franzosen, als man ihm aber sagte, der Musje gebe mir Stunde, ging er auf mein Zimmer. Beauprez schlief eben auf seinem Bette den Schlaf der Unschuld, und ich hatte was Wichtiges vor. Man muß nämlich wissen, daß eine Landkarte für mich aus Moskau verschrieben worden war. Die hing an der Wand ohne allen Gebrauch, und mich reizte längst das gute breite Papier. Ich beschloß aus ihr einen Drachen anzufertigen und benutzte den Schlaf Beauprez's, ans Werk zu gehen. Mein Vater traf mich gerade in dem Augenblicke, wie ich den Baststchweif an das Vorgebirge der guten Hoffnung befestigte. Als er sah, in welcher Weise ich Geographie trieb, zerrte er mich am Ohr, darauf eilte er zu Beauprez, weckte ihn höchst unvorsichtig und überschüttete ihn mit Vorwürfen. Beauprez wollte in der Bestürzung sich aufraffen und konnte nicht. Der unglückliche Franzose war schwer betrunken. Eine Sünde mehr oder weniger, darauf kam es nun nicht an. Da hob ihn mein Vater am Kragen in die Höhe stieß ihn zur Thür hinaus und jagte ihn selbigen Tags aus dem Hause zur unbeschreiblichen Freude Saweljitsch's. Damit endete meine Erziehung.

Nun führte ich ein Leben wie ein rechtes Muttersöhnchen, fing Tauben und spielte Pferdchen mit den Gesindebuben. So wurde ich sechzehn Jahr alt. Da änderten sich meine Verhältnisse.

Es war im Herbst; meine Mutter bereitete im Gastzimmer Honigeingemachtes, und ich sah lüstern auf den kochenden Schaum. Mein Vater saß am Fenster und blätterte im Hofkalender, den er alljährlich erhielt. Dieses Buch übte stets eine gewaltige Wirkung auf ihn; er las es nie ohne besondere Theilnahme, und jedes Mal regte es in ihm merkwürdig die Galle auf. Die Mutter, die seine Eigenheiten durch und durch kannte, suchte immer das unglückselige Buch so weit als möglich auf die Seite zu schieben, und so geschah es bisweilen, daß

ihm der Hofkalender ganze Monate nicht in die Augen fiel. Wenn er ihn aber zufälliger Weise entdeckte, so legte er ihn auch Stunden lang nicht wieder aus der Hand.

Also mein Vater las im Hofkalender, zuckte dann und wann die Achseln und wiederholte halblaut: „General-Leutnant! ... Der war ja in meiner Compagnie Sergeant! .... Beider russischer Orden Ritter ... und wie lang ist's her, daß er ....“

Endlich warf mein Vater den Kalender aufs Sopha und wurde nachdenklich — was kein gutes Zeichen war.

Auf einmal wandte er sich zur Mutter: „Höre, Awdotja, wie alt ist unser Peter?“

— „Er geht ins siebzehnte Jahr,“ antwortete meine Mutter. „Peterchen ist im selben Jahre geboren, als Tante Nastassia lahm wurde und als noch ....“

„Gut,“ unterbrach sie der Vater, „er muß nun in den Dienst. Ist lange genug umhergerannt in den Gesindestuben und nach dem Taubenschlag geklettert.“

Der Gedanke an eine baldige Trennung von mir bestürzte meine Mutter dermaßen, daß sie den Löffel in die Pfanne fallen ließ und Thränen über ihr Gesicht rollten. Ich dagegen gerieth in ein schwer zu beschreibendes Entzücken. Der Gedanke an den Dienst war für mich eins mit dem Gedanken an Freiheit, an die Vergnügungen des Petersburger Lebens. Ich sah mich schon als Gardeoffizier, was nach meiner Meinung der Gipfel menschlicher Glückseligkeit war.

Mein Vater pflegte seine Vorsätze nicht zu ändern, noch deren Ausführung zu verschieben. So wurde denn ohne Weiteres der Tag meiner Abreise bestimmt. Einen Abend zuvor erklärte sich der Vater bereit, meinem künftigen Chef zu schreiben, und verlangte Papier und Feder.

— „Vergiß nicht,“ sagte die Mutter, „auch von mir den Fürsten B. zu grüßen. Schreibe nur, ich hoffte, er würde unserm Peter sein Wohlwollen nicht entziehen.“

„Dummes Zeug!“ fuhr mein Vater auf. „Wozu soll ich dem Fürsten B. schreiben?“

— „Sagtest Du nicht, daß Du an Peterchens Chef schriebest?“

„Nun, also?“

— „Nun, Peterchens Chef ist doch kein Anderer als Fürst B. Peterchen ist ja ins Semenow'sche Regiment eingezeichnet.“

„Was geht das mich an! Der Junge fährt nicht nach Petersburg. Dort kann er was Rechtes lernen! Verschwenden und tolle Streiche machen! Nein, er soll im Linienmilitair dienen, mag den Tornister tragen und Pulver riechen, mag ein ordentlicher Soldat werden und kein Schlenderer in der Garde. Wo ist sein Paß? Gieb ihn her.“

Die Mutter suchte meinen Paß hervor, den sie in ihrer Schatulle neben dem Hemdchen aufbewahrt, in welchem ich getauft worden, und überreichte ihn dem Vater mit zitternder Hand. Der las ihn aufmerksam durch, legte ihn vor sich auf den Tisch und fing seinen Brief an.

Mich quälte die Neugier. Wo sollte ich denn hinkommen, wenn nicht nach Petersburg? Ich verwandte kein Auge von der Feder des Vaters, die sich recht langsam bewegte. Endlich war er fertig, siegelte den Brief nebst dem Passe in ein Packet, nahm die Brille ab, rief mich zu sich und sagte mir: „Hier hast Du einen Brief an Andrej Carlowitsch R., meinen alten Kameraden und Freund. Du gehst nach Orenburg, wirst unter ihm dienen.“

So waren denn alle meine glänzenden Hoffnungen gescheitert! Statt des lustigen Lebens in Petersburg harrte meiner die Langeweile an einem entlegenen todten Orte. Der Dienst, an welchen ich einen Augenblick zuvor noch mit Entzücken gedacht, erschien mir nun wie ein schweres Unglück. Aber da half kein Widerreden. Tags darauf in aller Frühe fuhr die Reisekibitke an der Treppe

vor, man legte einen Koffer hinein, das Kästchen mit dem Theezeug und einen stattlichen Vorrath an Semmeln und Pasteten, das letzte Zeichen häuslicher Verzärtelung. Meine Eltern gaben mir ihren Segen. Der Vater sagte mir: „Leb wohl, Peter, diene treu, wem Du den Eid leistest, gehorche Deinen Oberen, jage nicht nach ihrer Gunst, zum Dienst dringe Dich nicht auf, aber entziehe Dich ihm auch nicht, und sei vor Allem des Sprichworts eingedenk: Schon's Kleid von Anfang an und die Ehr' von Jugend auf." Die Mutter bat mich mit Thränen, meine Gesundheit zu wahren, und Saweljitsch, auf das Kind Acht zu haben. Man zog mir einen Hasenpelz an, darüber einen Fuchspelz. Ich setzte mich mit Saweljitsch in die Kibitke und heftig weinend trat ich meine Reise an.

In der Nacht kamen wir nach Simbirsk. Hier mußte ich vierundzwanzig Stunden zubringen, um einige nöthige Sachen einzukaufen, womit ich denn auch Saweljitsch beauftragte. Er begab sich den andern Morgen nach den Kaufläden, während ich im Gasthofe blieb. Bald hatt' ich es überdrüssig, aus dem Fenster in das schmuzige Quergäßchen zu sehen, und schweifte in allen Zimmern umher. Als ich in die Billardstube trat, erblickte ich einen hochgewachsenen Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, mit schwarzem, langem Schnurrbart, im Schlafrock, den Queue in der Hand, die Pfeifenspitze zwischen den Zähnen. Er spielte mit dem Marqueur, der, wenn er gewann, ein Gläschen Schnaps trank, und wenn er verlor, auf allen Vieren unter das Billard kriechen mußte. Ich sah dem Spiele zu. Je länger es dauerte, desto häufiger wurde die Tour auf allen Vieren, bis der Marqueur endlich unter dem Billard liegen blieb. Der Herr rief ihm einige kräftige Ausdrücke nach, wie eine Leichenrede, und schlug dann mir eine Partie vor. Ich dankte, weil ich das Spiel nicht verstünde. Das schien ihn zu verwundern. Er sah mich wie mitleidig an;

doch kamen wir ins Gespräch. Ich erfuhr, daß er Iwan Iwanowitsch Surin heiße, Rottmeister des *** Husarenregiments sei, in Simbirsk sich wegen der Rekrutenannahme befinde und im Gasthof wohne. Surin lud mich ein, mit ihm zu speisen: es sei ein Soldatenmahl, und ich sollte fürlieb nehmen mit dem, was Gott beschert. Ich folgte der Einladung mit Vergnügen. Wir setzten uns zu Tische. Surin trank viel und schenkte auch mir ein, indem er sagte, daß man sich an den Dienst gewöhnen müsse; er erzählte mir Armeeanekdoten, über die ich vor Lachen fast bersten wollte, und wir erhoben uns von der Tafel als die besten Freunde. Jetzt erbot er sich, mir das Billardspiel zu lehren. „Das,“ sagte er, „ist für Unsereins unentbehrlich. Man kommt z. B. auf dem Feldzug in ein armseliges Nest, weiß nicht, was man anfangen soll — kann doch nicht immer Juden prügeln. Da bleibt Einem denn nichts, als in den Gasthof zu gehen und Billard zu spielen; deswegen muß man das Spiel kennen!“ Ich war von der Nothwendigkeit vollkommen überzeugt und ging mit großem Fleiß ans Lernen. Surin ermunterte mich laut, zeigte sich erstaunt über meine raschen Fortschritte, und nach einigen Lectionen schlug er mir vor, mit ihm um Geld zu spielen und zwar, nur um einen Groschen die Partie: nicht des Gewinnes wegen, aber damit nur nicht umsonst gespielt würde, was, wie er sagte, eine häßliche Angewohnheit sei. Ich war auch das zufrieden; Surin ließ Punsch bringen und bat mich, zu kosten, indem er mir wiederholt versicherte, ich müsse mich an den Dienst gewöhnen, und was sei der Dienst ohne Punsch! Ich gehorchte ihm. Inzwischen ging unser Spiel fort. Je häufiger ich aus meinem Glase einen Zug that, desto kühner wurde ich. Jeden Augenblick sprangen meine Bälle über die Bande; ich wurde hitzig, schalt den Marqueur, der Gott weiß wie zählte, setzte immer mehr aufs Spiel, mit einem Worte, ich benahm

mich wie ein ungezügelter Knabe. Unterdessen verstrich die Zeit unmerklich. Surin sah nach der Uhr, legte den Queue aus der Hand und erklärte mir, daß ich hundert Rubel verspielt hätte. Das bestürzte mich ein wenig. Ich fing an mich zu entschuldigen. Surin unterbrach mich: „Ich bitte sehr! Sei nur ganz ruhig, ich kann ja warten; jetzt komm, laß uns zu Irenchen fahren.“

Was meint Ihr? Ich beschloß den Tag eben so liederlich wie ich ihn begonnen. Bei Irenchen aßen wir zu Abend. Surin schenkte mir jeden Augenblick ein, immer wieder mit der Versicherung, daß man sich an den Dienst gewöhnen müsse. Als ich vom Tische aufstand, konnte ich mich kaum auf den Füßen halten. Um Mitternacht brachte mich Surin nach dem Gasthofe.

Saweljitsch kam uns auf der Treppe entgegen. Er ächzte laut, als er die unzweideutigen Beweise meines Diensteifers wahrnahm. „Herr, was hast Du gemacht?“ rief er mit kläglicher Stimme. „Wo hast Du Dich nur so voll geladen? Ach, du lieber Himmel! hat man zeitlebens so was gesehen!“

— „Schweig, Graubart!“ entgegnete ich ihm stammelnd: „bist wohl betrunken, geh schlafen . . . und bringe mich zu Bette.“

Am andern Morgen erwachte ich mit Kopfweh und besann mich dunkel auf das Vorgefallene. Meine Betrachtungen wurden durch Saweljitsch unterbrochen, der mit einer Tasse Thee zu mir eintrat. „Fängst zeitig zu jubiliren an, Peter Andrejitsch,“ sagte er kopfschüttelnd. „Und von wem hast Du das? Vater und Großvater, scheint's, sind keine Trunkenbolde gewesen — von der Mutter gar nicht zu reden! Die hat ihr Lebelang außer Kwaß *) nichts in den Mund genommen. Und wer ist

*) Ein aus Mehl oder Früchten gegohrner Trank, bei den Russen ein Alltagsgetränk, wie das Wasser, und so wenig berauschend wie dieses. A. d. Ü.

an all dem Schuld? Der verdammte Musje! Der kam immer wieder zur Antipjewna gelaufen: „Madam, sche fu pri Brentwen!“ Da hast Du sein sche fu pri! Ja, das muß man sagen, hat Dir was Ordentliches gelehrt, der Hundsfott! Es war sehr nöthig, so'nen ketzerischen Wärter zu miethen, als ob unser Herr nicht eigene Leute genug hätte!“

Ich schämte mich. Mit abgewandtem Gesichte sagte ich ihm: „Geh' Saweljitsch, ich mag keinen Thee.“ Aber Saweljitsch war nicht leicht fortzubringen, wenn er einmal ins Predigen kam. „Siehst Du, Peter Andrejitsch, was es heißt, sich vollzutrinken. Der Kopf wird schwer, man verliert den Appetit. Ein Säufer taugt zu nichts .... Nimm doch etwas Salzlake mit Honig zu Dir, noch besser wär's, Du tränkest ein halbes Gläschen Fruchtsaft zur Stärkung ... Befiehlst Du?“

In diesem Augenblick trat ein Bursche ein und überreichte mir ein Zettelchen von Surin. Ich entfaltete dasselbe und las folgende Zeilen:

„Lieber Peter Andrejewitsch, schicke mir gefälligst durch meinen Burschen die hundert Rubel, die ich gestern von Dir gewonnen habe. Ich brauche nothwendig Geld.
Ganz der Deinige
Iwan Surin.“

Da war nichts zu machen. Ich wandte mich anscheinend gleichgültig zu Saweljitsch, der sowohl mein „Geld-, als Wäsche- und sonstiger Versorger“ war, und hieß ihn dem Burschen hundert Rubel einhändigen.

„Was? weshalb?“ fragte Saweljitsch erstaunt.

— „Ich bin sie ihm schuldig,“ antwortete ich mit möglichster Kaltblütigkeit.

„Schuldig!“ versetzte Saweljitsch und gerieth in ein immer größeres Erstaunen. „Wann konntest Du denn in seine Schuld kommen? Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Sage, was Du willst, Herr, das Geld gebe ich nicht.“

Ich erwog, daß, wenn ich in diesem entscheidenden Momente den Starrsinn des Alten nicht bräche, es mir in der Folge äußerst schwer sein würde, mich von seiner Vormundschaft loszumachen; daher warf ich ihm einen stolzen Blick zu und sagte: „Ich bin Dein Herr und Du bist mein Diener. Das Geld ist mein. Ich habe es verspielt, weil es mir so gefiel. Dir aber rathe ich, sperre Dich nicht und thu' was Dir befohlen wird."

Saweljitsch überraschten meine Worte dermaßen, daß er die Hände zusammenschlug und wie versteinert dastand. „Was zauderst Du?" rief ich aufgebracht. Saweljitsch fing zu weinen an. „Väterchen Peter Andrejitsch!" sprach er mit zitternder Stimme, „laß mich nicht umkommen vor Schmerz! Mein Engel Du, folge mir altem Mann: antworte diesem Räuber, daß Du gescherzt, daß wir gar nicht so viel Geld haben. Du gerechter Gott! hundert Rubel! Schreib' ihm, daß Dir Deine Eltern nachdrücklich verboten haben, um etwas Anderes zu spielen, als um Nüsse . . . ."

— „Genug gefaselt!" fiel ich streng ein; „gieb das Geld her, oder ich jage Dich zum Teufel."

Saweljitsch blickte auf mich mit tiefem Gram und ging meine Schuld zu tilgen. Der arme Alte dauerte mich, aber ich wollte mich frei machen und ihm zeigen, daß ich kein Kind mehr sei. Surin erhielt das Geld. Darauf eilte Saweljitsch, mich aus dem verfluchten Gasthofe fortzubringen. Er erschien mit der Meldung, daß angespannt sei. Mit unruhigem Gewissen und stummer Reue verließ ich Simbirsk, ohne von meinem Lehrer Abschied zu nehmen, den ich nie wiederzusehen glaubte.

Zweites Capitel.

Der Führer.

Auf dem Wege gab ich mich keinen sehr angenehmen Betrachtungen hin. Mein Spielverlust war nach den damaligen Verhältnissen nicht unbedeutend. Ich mußte mir im Innersten gestehen, daß ich mich im Gasthof zu Simbirsk thöricht aufgeführt, und empfand mein Unrecht gegen Saweljitsch. Alles das quälte mich. Der Alte saß finster, von mir abgewandt, auf dem Bocke und schwieg, nur dann und wann aufseufzend. Ich wollte ihn durchaus versöhnen und wußte nicht, wie ich's anfinge. Endlich sagte ich ihm: „Nun, nun, Saweljitsch, laß gut sein, laß uns Frieden stiften, ich habe gefehlt, ich sehe es selbst ein. Habe gestern dumme Streiche gemacht und Dich unverdienter Weise beleidigt. Ich verspreche Dir aber von nun an vernünftiger zu handeln und Dir zu folgen. Sei nicht böse mehr, wir wollen uns aussöhnen."

— „Ach, mein liebster Peter Andrejitsch!" entgegnete er mit tiefem Seufzer: „böse bin ich auf mich selbst; ich selbst habe durch und durch gefehlt. Wie konnte ich Dich nur allein im Gasthofe lassen? Ja, wenn Einer in Sünde kommen soll! Mußte mir einfallen, daß ich meine Gevatterin, die Küstersfrau, besuche. Nun geht mir's, wie es heißt: Ist zur Gevatterin gangen und kam zu hangen! Ich bin ein geschlagener Mann! Wie werde ich der Herrschaft unter die Augen treten? Was werden sie sagen, wenn sie erfahren, daß ihr Kind spielt und trinkt?"

Um den armen Saweljitsch zu trösten, gab ich ihm das Versprechen, ohne seine Beistimmung fortan über keine Kopeke zu verfügen. Nach und nach beruhigte er sich, wiewohl er immer noch bisweilen kopfschüttelnd vor sich hinmurrte: „Hundert Rubel — eine Kleinigkeit!"

Ich näherte mich meinem Bestimmungsorte. Um mich her dehnten sich traurige Einöden, von Hügeln und Schluchten durchkreuzt. Ueberall lag hoher Schnee. Meine Kibitke fuhr auf dem schmalen Weg, oder richtiger gesagt, in dem ausgefahrenen Gleise der Bauernschlitten. Auf einmal begann der Fuhrmann seitwärts hinzublicken und wandte sich endlich den Hut abnehmend zu mir mit den Worten: „Herr, sollen wir nicht umkehren?"

— „Warum das?"

„Das Wetter wird drohend. Der Wind erhebt sich allmälig, siehst Du, wie er den Schnee abfegt."

— „Was schadet's!"

„Aber siehst Du dort?" (Der Fuhrmann deutete mit seiner Peitsche nach Osten hin.)

— „Ich sehe nichts außer der weißen Steppe und dem klaren Himmel."

„Dort, da, jenes Wölkchen!"

Wirklich erblickte ich jetzt am Horizonte ein weißes Wölkchen, das ich erst für einen entfernten Hügel genommen hatte. Der Fuhrmann erklärte mir, daß das Wölkchen den Wirbelwind ankündige.

Ich hatte von dem dortigen Stöberwetter gehört und wußte, daß es ganze Züge von Frachtwagen eingeschneit. Saweljitsch pflichtete dem Fuhrmann bei und rieth zur Umkehr. Aber noch kam mir der Wind nicht stark vor, ich hoffte zeitig genug die nächste Station zu erreichen und hieß schnell weiter fahren. Der Fuhrmann gehorchte, blickte aber immer nach Osten hin. Die Pferde trabten munter fort. Der Wind wurde mit jedem Augenblick stärker. Das Wölkchen verwandelte sich in ein großes weißes Gewölk, das schwer heraufzog, sich ausdehnte und nach und nach über den ganzen Himmel lagerte. Ein feiner Schnee fiel; plötzlich aber stürzten dichte Flocken herab, der Wind heulte, es begann fürchterlich zu stöbern. Im Nu war der dunkle Himmel eins mit dem Schneemeer; man sah nichts.

„Nun, gnädiger Herr!" rief der Fuhrmann, „da haben wir die Bescherung — das ist der Steppensturm!"

Ich blickte zum Wagen hinaus: allüberall Finsterniß und Wirbel. Der Wind pfiff mit so wildem Geheul, daß er belebt schien, der Schnee überschüttete mich und Saweljitsch. Die Pferde gingen langsam und blieben bald stehen.

„Was fährst Du denn nicht?" fragte ich den Fuhrmann ungeduldig.

— „Wohin fahren?" erwiederte er und stieg vom Bocke — „wissen schon jetzt nicht, wo wir sind, kein Weg und ringsumher Dunkel!" Ich fing an ihn auszuzanken; Saweljitsch nahm ihn in Schutz. „Hattest Lust zu widersprechen!" sagte er ärgerlich. „Wärst Du doch umgekehrt nach dem Gasthof, hättest Thee getrunken und ruhig im Bette gelegen bis zum Morgen; dann war der Sturm vorbei und wir fuhren gemächlich weiter. Was haben wir denn für Eile! Wenn's noch zu einer Hochzeit ginge!"

Saweljitsch hatte Recht; doch nun half nichts. Der Schnee wirbelte in einem fort. An unserer Kibitke thürmte sich eine Windwehe. Die Pferde ließen die Köpfe hängen und schauerten. Der Fuhrmann ging um sie herum und rückte, weil er nichts Besseres zu thun hatte, das Geschirr zurecht. Saweljitsch murrte; ich sah nach allen Seiten, in der Hoffnung, irgend eine Spur von einer menschlichen Wohnung oder einem Wege zu entdecken, aber ich konnte nichts wahrnehmen, als das trübe Kreisen der Schneeflocken .... Plötzlich erblickte ich etwas Schwarzes. „Höre," rief ich dem Fuhrmann zu, „was ist das Schwarze dort?" Der Fuhrmann sah hin.

„Gott weiß," sagte er und setzte sich wieder auf seinen Platz: „ein Baum ist es nicht, ein Wagen auch nicht, aber es scheint sich zu bewegen. Muß wohl entweder ein Wolf sein oder ein Mensch."

Ich befahl ihm auf den unbekannten Gegenstand zuzufahren, der uns auch sofort entgegenrückte. Nach einigen Minuten sahen wir einen Mann vor uns. „Guter Alter!“ rief der Fuhrmann, „kannst Du uns nicht sagen, wo der Weg ist?“

„Der Weg ist hier,“ erwiederte der Angeredete: „ich stehe auf festem Boden; aber was soll's denn?“

— „Höre, Landsmann,“ sagte ich ihm, „ist Dir die Gegend hier bekannt? Wärst Du wohl im Stande, uns nach einer Herberge zu bringen?“

„Die Gegend kenne ich wohl,“ antwortete er: „habe sie, Gottlob, durchlaufen und durchfahren die Kreuz und Quer; aber sieh, welches Wetter, wie bald kommt man vom Wege ab! Besser wir bleiben hier und warten's ab, bis sich vielleicht der Sturm legt und der Himmel sich aufhellt; dann können wir uns nach den Sternen richten.“

Seine Kaltblütigkeit ermuthigte mich: schon war ich entschlossen, mich in Gottes Willen zu fügen und die Nacht auf der Steppe zu bleiben, als auf einmal der Fremde sich flink auf den Bock setzte und zum Fuhrmann sagte: „Nun, Gott sei Dank, wir sind nicht weit von einem bewohnten Orte: rechts umgelenkt und dann fahr' zu!“

— „Aus welchem Grunde rechts?“ fragte der Fuhrmann unzufrieden. „Wo siehst Du denn hier einen Weg? Hast gut reden! Pferde und Geschirr sind nicht Dein: da heißt es, zieh nur, zieh.“ Der Fuhrmann schien mir Recht zu haben. „In der That,“ sagte ich, „warum glaubst Du denn, daß wir von einem bewohnten Orte nicht fern sind?“

— „Weil der Wind von dort herüberkam,“ antwortete der Fremde, „und da ist mir Rauch zugeweht, folglich muß ein Dorf in der Nähe sein.“

Sein feiner Geruchsinn und diese Umsicht setzten mich in Verwunderung. Ich hieß fahren. Die Pferde

schritten mit Mühe durch den tiefen Schnee; langsam bewegte sich unsere Kibitke fort, gerieth bald auf eine Windwehe, bald in einen Graben, und neigte sich fortwährend bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Es war, wie wenn ein Schiff auf stürmischem Meere schwankte. Saweljitsch stieß sich jeden Augenblick an mich und ächzte. Ich ließ die Bastdecke herab, hüllte mich in meinen Pelz und schlief ein, von dem Pfeifen des Sturmes und dem Geschaukel der langsamen Fahrt eingewiegt.

Da hatte ich einen Traum, den ich nie vergessen konnte und in welchem ich bis heutigen Tag etwas Prophetisches sehe, wenn ich ihn mit meinen sonderbaren Erlebnissen zusammenhalte. Der Leser wird das entschuldigen, denn er weiß vermuthlich aus Erfahrung, wie sehr es dem Menschen angeboren ist, sich einem gewissen Aberglauben hinzugeben, bei noch so großer Verachtung aller Vorurtheile.

Ich befand mich in jenem eigenthümlichen Zustand der Sinne und der Seele, in welchem bei eintretendem Schlummer die Wirklichkeit nach und nach von unklaren Traumgebilden verdrängt wird und mit ihnen zusammenfließt. Noch schien mir, daß der Sturm wüthe und daß wir in der Schneewüste umherirrten ... Auf einmal erblickte ich ein Thor und fuhr in unser herrschaftliches Haus. Mein erster Gedanke war die Befürchtung, daß mein Vater über meine unfreiwillige Rückkehr zürnen und sie für absichtlichen Ungehorsam halten möchte. Unruhig sprang ich aus der Kibitke, und siehe da, meine Mutter kam mir auf der Treppe entgegen mit tiefbetrübtem Aussehen. „Stille," sagte sie zu mir, „der Vater ist sterbenskrank und wünscht von Dir Abschied zu nehmen." Voller Angst ging ich mit ihr ins Schlafgemach; das Zimmer war matt erhellt, um das Bett standen die Diener mit traurigen Gesichtern. Leise trat ich ans Bett; die Mutter hob den Vorhang und

sprach: „Andrej Petrowitsch, unser Peterchen ist gekommen; er kehrte um, als er erfuhr, daß Du krank seist; segne ihn. Ich kniete nieder und heftete meine Augen auf den Kranken; aber was sah ich? Im Bette lag statt meines Vaters ein Bauer mit schwarzem Bart und blickte mich fröhlich an. Ich stutzte und wandte mich zu meiner Mutter mit den Worten: „Was soll das bedeuten? Das ist ja nicht mein Vater. Und wie komme ich dazu, diesen Bauer um seinen Segen zu bitten?" — „Gleichviel, Peterchen," erwiederte meine Mutter — „das ist Dein Ehrenvater*), küsse ihm die Hand und laß Dich von ihm segnen." Ich wollte nicht. Da sprang der Bauer aus dem Bette, ergriff ein Beil, das er auf dem Rücken trug und focht damit nach allen Seiten. Ich wollte fliehen, aber ich konnte nicht; das Zimmer füllte sich mit Todten; ich stolperte über Leichname und watete durch Ströme von Blut. Der schreckliche Bauer rief mich freundlich und sprach: „Fürchte nichts, tritt her und empfange meinen Segen." Angst und Bestürzung bemächtigten sich meiner .... Und in diesem Augenblick erwachte ich. Die Pferde standen still; Savelјitsch hielt mich an der Hand und sagte: „Steig aus, Herr, wir sind angekommen."

— „Wo denn?" fragte ich, mir die Augen reibend.

„In einem Gasthof. Gott hat geholfen; wir stießen gerade auf die Planke. Steig schnell aus und erwärme Dich."

Ich stieg aus der Kibitke. Der Sturm währte noch fort, obgleich mit verminderter Gewalt. Es war so finster, daß man keinen Schritt vor sich hinsehen konnte.

---

*) Einen Ehrenvater und eine Ehrenmutter haben in Rußland die Verlobten an ihrem Ehrentage. Das sind nämlich bei der Trauungsceremonie die eigentlichen Brautführer, die ihrer Bezeichnung nach (**посаженый отецъ, посаженая мать**) gleichsam Vater- und Mutterstelle beim Brautpaar vertreten.
A. d. Ü.

Der Wirth kam uns an der Thür entgegen; er hielt eine Laterne unter dem Rockschoß, und führte mich in ein enges aber reinliches Stübchen; es war von einer Kienfackel erleuchtet; an der Wand hing ein Carabiner und eine hohe Kosakenmütze.

Der Wirth, von Geburt ein Jaikscher Kosak, dem Anschein nach ein Sechziger, war noch frisch und rüstig. Saweljitsch brachte das Theekästchen und verlangte Feuer, um Thee zu kochen, der mir nie ein solches Bedürfniß gewesen wie jetzt. Der Wirth ging hinaus, es zu besorgen.

— „Wo ist denn unser Führer?" fragte ich Saweljitsch.

„Hier, Euer Gnaden!" antwortete eine Stimme über mir. Ich blickte hinauf nach dem Hängeboden*) und sah einen schwarzen Bart und zwei funkelnde Augen.

— „Bist wohl erfroren, Kamerad?"

„Wie sollte man nicht frieren im dünnen, schlechten Kittel! Ich hatte wohl einen Pelz, aber ich will's nur gestehen, den habe ich gestern beim Schenkwirth versetzt; die Kälte schien mir nicht so bedeutend." In diesem Augenblick trat der Wirth ein mit der kochenden Maschine. Ich bot unserm Führer eine Tasse Thee an; er stieg herab. Sein Aeußeres fand ich sehr bemerkenswerth. Er war ein Vierziger, von mittlerm Wuchs, hager und breitschulterig: der schwarze Bart fing schon zu ergrauen an. Die großen, rollenden Augen waren voll Feuer, seine Züge von recht angenehmem aber schelmischem Ausdruck. Das Haar trug er rund gestutzt; er hatte einen zerrissenen Kittel und weite Tatarenhosen an. Ich reichte ihm eine Tasse Thee: er kostete und verzog das Gesicht. „Euer Gnaden, thun Sie mir die Liebe und lassen Sie mir ein Glas Wein geben; Thee ist kein Kosakengetränk."

---

*) Eine Art hängender Schlafboden in den russischen Bauernhütten. A. d. Ü.

Gern erfüllte ich seinen Wunsch. Der Wirth holte aus dem Schrank Flasche und Glas, trat zu ihm und als er ihn angesehen, sagte er: „Ah! bist Du wieder bei uns? Wo kommst Du her?"

Mein Führer winkte bedeutsam und antwortete gleichnißweise: „Hab ins Feld geblickt und Hanf gepickt, das alte Weib warf Steinchen nach, aber fehl. — Nun und Eure Leute?"

— „Ei was, unsere Leute!" entgegnete der Wirth, das allegorische Gespräch fortsetzend. „Hätten zur Vesper geläutet, aber die Pfarrerin will nicht; der Pfarrer ist zu Gaste, die Teufel sind im Dorfe los."

„Schweig, Alter," versetzte mein Vagabund. „Kommt der Regen, kommen die Pilze; kommen die Pilze, ist auch das Körbchen da. Einstweilen aber (hier winkte er ihm abermals zu) hänge das Beil auf den Rücken; der Forstmeister geht herum. Ihr Wohlsein, Euer Gnaden!" Mit diesen Worten ergriff er das Glas, bekreuzte sich und leerte es auf einen Zug. Dann verneigte er sich vor mir und stieg wieder auf den Schlafboden.

Ich konnte damals nichts von diesem Gaunergespräche verstehen; später aber errieth ich wohl, daß es sich um die Angelegenheiten des Jaikschen Heeres handelte, welches zu jener Zeit nach dem Aufruhr von 1772 eben gebändigt worden war. Saweljitsch hörte mit äußerst unzufriedener Miene zu: er blickte argwöhnisch bald auf den Wirth, bald auf unsern Führer. Der Gasthof lag seitab in der Steppe, von jedem Dorfe entfernt, und glich sehr einem Schlupfwinkel von Räubern; doch was half's! An Weiterfahren war nicht zu denken. Die Unruhe Saweljitsch's machte mir vielen Spaß. Unterdessen bereitete ich mir ein Nachtlager auf einer Bank. Saweljitsch bettete sich auf den Ofen, der Wirth auf den Fußboden. Bald schnarchte das ganze Haus und ich versank in einen todtenähnlichen Schlaf.

Als ich des Morgens ziemlich spät erwachte, sah ich,

daß der Sturm vorbei war; die Sonne schien. Der Schnee lag wie eine blendende Hülle über der unabsehbaren Steppe. Die Pferde waren angespannt. Ich bezahlte den Wirth, der uns so wenig abverlangte, daß sogar Saweljitsch keinen Streit mit ihm hatte und nicht gewohntermaßen handelte; ja, sein gestriger Argwohn kam dem Alten ganz aus dem Sinn. Ich rief unsern Führer, dankte ihm für die geleistete Hilfe und hieß Saweljitsch ihm einen halben Silberrubel Trinkgeld geben. Saweljitsch machte ein finsteres Gesicht. „Wofür das?" versetzte er. „Weil Du ihn auf Deinem Wagen nach dem Gasthof gebracht? Sag, was Du willst, Herr, wir haben keine halben Silberrubel wegzuschmeißen .... Wenn Du jedem Trinkgeld giebst, wirst Du selber bald hungern müssen." Ich konnte mit Saweljitsch nicht streiten. Das Geld hatte ich einmal versprochen, ganz seiner Verfügung zu überlassen. Aber es ärgerte mich, daß ich mich gegen einen Mann nicht dankbar erweisen konnte, der mich, wo nicht aus Lebensgefahr, doch jedenfalls aus einer sehr unangenehmen Lage gezogen: „Gut," sagte ich kaltblütig, wenn Du keinen halben Silberrubel geben willst, so hole etwas von meinen Kleidungsstücken. Er ist zu leicht gekleidet. Gieb ihm meinen Hasenpelz."

— „Wo denkst Du hin, Peter Andrejitsch? Was soll ihm Dein Pelzrock! Der Hund versäuft ihn im ersten besten Krug."

„Das sei Deine Sorge nicht, Alterchen," versetzte mein Vagabund, „ob ich ihn vertrinke oder nicht! Ihro Gnaden belieben mir nun einmal den Pelz zu schenken; das ist Ihr herrschaftlicher Wille — und Du, der Diener, hast nicht zu widersprechen, sondern zu gehorchen."

— „Fürchte Dich doch vor Gott, Du Räuber!" antwortete ihm Saweljitsch mit zorniger Stimme. „Siehst Du denn nicht, daß das Kind keine Ueberlegung hat, und Du willst Dir seine Einfalt zu Nutze machen! Was

soll Dir der schöne Pelzrock? Du kannst ihn ja gar nicht über Deine verdammten Schultern ziehen!“

„Hör' auf zu raisonniren!“ sagte ich meinem Wärter. „Bring auf der Stelle den Rock her.“

— „Ach, du gerechter Gott!“ stöhnte mein Saweljitsch. „Einen neuen Hasenpelz! Und wenn's noch Jemand wäre — aber so'nem splitternackten Saufbold!“

Indessen ward das Kleid gebracht. Der Bauer maß es sofort an. Wirklich war ihm der Pelzrock, dem ich selbst entwachsen, etwas eng. Doch fand er sich schon zurecht, so gut es gehen wollte und zog ihn an, wobei freilich die Nähte platzten. Saweljitsch hätte beinahe geweint, als er hörte, wie die Fäden rissen. Der Vagabund war mit meinem Geschenk äußerst zufrieden. Er begleitete mich bis an die Kibitke und sagte sich tief verbeugend: „Schönen Dank, Euer Gnaden! Gott belohne Sie für Ihre Güte. Ich werde Ihre Gefälligkeit nie vergessen.“ Er ging seiner Wege und ich fuhr weiter, ohne auf den Verdruß Saweljitsch's zu achten. Bald vergaß ich das gestrige Gestöber und meinen Führer sammt dem Hasenpelz ...

Als ich nach Orenburg kam, begab ich mich gleich zum General. Ich fand in ihm einen Mann von hohem Wuchse, aber schon etwas gebückt vom Alter. Er hatte langes, silberweißes Haar. Seine abgetragene, verschossene Uniform erinnerte an den Krieger aus den Zeiten der Anna Joannowna und in seinem Dialekte hörte man die deutsche Aussprache. Ich überreichte ihm den Brief meines Vaters. Als er dessen Namen hörte, warf er einen durchdringenden Blick auf mich. „Ach, mein Gott!“ sagte er, „wie lang ist's her, daß Andrej Petrowitsch in Deinem Alter war: und jetzt hat er schon einen so stattlichen Jungen!“ Er erbrach den Brief und las halblaut, wobei er seine Bemerkungen machte:

„„Gnädiger Herr Iwan Karlowitsch, ich hoffe, daß Ew. Excellenz .....““ „Was sind das für Umstände!

Pfui, wie schämt er sich nicht! Freilich, Disciplin geht vor Allem, aber schreibt man so einem alten Kameraden? ..." „„Ew. Excellenz nicht vergessen haben ..."" „Hm! ...." „„und ... als .... seligen Feldmarschall Mün ..... Feldzug .... und auch .... Karolinchen ...."" „Hehe, Bruder! also gedenkt er noch unserer alten Streiche!" — „„Jetzt zur Sache .... Ihnen meinen Springinsfeld ...."" „Hm! ..." „„mit Igelhandschuhen zu fassen *) ...."" „Was ist das: Igelhandschuh? Muß wohl eine russische Redensart sein! ... Was heißt das, mit Igelhandschuhen fassen?" wiederholte er sich zu mir wendend.

— „Das heißt," erwiederte ich mit möglichst unschuldiger Miene, „freundlich verfahren, nicht zu streng sein, mehr Freiheit lassen ...."

„Hm! ich verstehe ...." „„und nicht zu viel Freiheit lassen ...."" „nein! da müssen die Igelhandschuh doch etwas Anderes bedeuten ...." „„Beiliegend sein Paß ...."" „Wo denn? Ah, hier ..." „„und vom Semenow'schen Garderegiment ...."" „Gut, gut, Alles soll besorgt werden ...." „„Erlaube ohne Umstände Dich zu umarmen als alten Kameraden und Freund ...."" „Ah, ist er endlich dahinter gekommen ... und so weiter, und so weiter .... Nun, mein Lieber," sagte er, nachdem er den Brief gelesen und meinen Paß bei Seite gelegt. „Alles soll geschehen. Du wirst als Offizier in das *** Regiment versetzt, und damit Du keine Zeit verlierst, fahre Du gleich morgen nach der Festung Belogorsk, wo Du unter dem Commando des Capitains Mironow stehen wirst, eines guten, braven Mannes. Dort wirst Du den wahren Dienst, die rechte Disciplin lernen. In Orenburg ist nichts für Dich. Zerstreuun-

---

*) „Держать въ ежевыхъ рукавицахъ" (wörtl. übertragen: in igelartigen oder igelgleichen Fausthandschuhen halten) bedeutet: Einen recht kurz halten. A. d. Ü.

gen sind einem jungen Manne nachtheilig. Heute sei mein Gast zu Mittag."

„Jeden Augenblick schlimmer!" dachte ich bei mir. „Was hat mir's nun genützt, daß ich fast im Mutterleibe schon Gardesergeant gewesen? Wohin führte mich das? Ins *** Regiment und in eine öde Festung, an der Grenze der Kirgis-Kaissakischen Steppen! . . . ."

Ich speiste bei Iwan Karlowitsch mit seinem alten Adjutanten. Eine strenge deutsche Oekonomie herrschte an seiner Tafel; ich glaube sogar, daß die Angst, dann und wann einen Gast mehr an seinem Junggesellentisch zu sehen, zum Theil die Ursache meiner schleunigen Sendung zur Garnison gewesen sein mag.

Tags darauf nahm ich vom General Abschied und verfügte mich an meinen Bestimmungsort.

Drittes Capitel.

Die Festung.

Die Festung Belogorsk lag vierzig Werste von Orenburg. Der Weg ging am steilen Ufer des Jaik hin. Der Fluß war noch nicht gefroren und seine bleifarbenen Wellen dunkelten traurig zwischen den einförmigen, schneebedeckten Ufern. Jenseits derselben erstreckten sich die Kirgisischen Steppen. Ich versank in Betrachtungen, die meist sehr trübe waren. Das Garnisonleben hatte wenig Reiz für mich. Vom Capitain Mironow, meinem künftigen Chef, suchte ich mir ein Bild zu entwerfen und stellte mir ihn als einen strengen, mürrischen Greis vor, der nichts als seinen Dienst kenne und im Stande sei, mich für jede Kleinigkeit auf Brot und Wasser zu setzen. Unterdessen fing es an zu dämmern. Wir fuhren ziemlich schnell. „Ist's noch weit zur Festung?" fragte ich mei-

nen Fuhrmann. — „Nein gar nicht weit," antwortete er, „man sieht sie schon." Ich spähete nach allen Seiten, in der Erwartung, drohende Basteien, Thürme und Wälle zu erblicken, sah aber nichts als ein kleines Dorf, von einer Planke umgeben. Auf der einen Seite standen drei bis vier halbverschneite Heuschober, auf der andern eine schiefe Mühle mit träge herabgelassenen Flügeln. „Wo ist denn die Festung?" fragte ich verwundert. — „Da ist sie ja!" entgegnete der Fuhrmann, auf das Dörfchen weisend, und bei diesen Worten fuhren wir in dasselbe hinein. Am Thore erblickte ich eine alte eiserne Kanone: die Gassen waren eng und krumm, die Häuschen niedrig und größtentheils mit Stroh bedeckt. Ich hieß beim Commandanten vorfahren und einen Augenblick darauf hielt die Kibitke an einem kleinen hölzernen Hause, das auf einer Anhöhe neben der gleichfalls hölzernen Kirche stand.

Kein Mensch kam mir entgegen. Ich trat in den Flur und öffnete die Thür in den Vorsaal. Hier saß ein alter Invalide auf einem Tisch und nähete ein blaues Fleckchen auf den Aermel einer grünen Uniform. Ich bat ihn, mich zu melden. „Gehen Sie nur hinein," versetzte der Invalide: „die Unsrigen sind zu Hause." Ich trat in ein ärmliches, nach alter Weise aufgeputztes Zimmer. In der Ecke stand ein Schrank mit Geschirr; an der Wand hing ein Offiziersdiplom unter Glas und Rahmen, um dasselbe prangten einige unserer volksthümlichen Holzschnitte: die Eroberung Küstrins und Otschakows, auch die „Brautwahl" und das „Begräbniß des Katers" *). Am Fenster saß eine Alte in kurzem Ueber-

*) Zu den Hauszierathen des russischen Volkes gehört eine eigene Gattung Holzschnitte (daher „лубочныя картинки, Baumrindenbilder" genannt) oder auch Kupferstiche von rohester Arbeit, die in großen Massen angefertigt werden und noch jetzt beim gemeinen Mann nächst den Heiligenbildern die erste Stelle einnehmen, vor Alters aber selbst in den Wohnungen der Boja-

kleid, ein Tuch um den Kopf; sie wickelte Garn ab, welches ihr ein einäugiger Greis in Offiziersuniform hielt.

— „Was wünschen Sie?“ fragte sie mich, ohne sich in ihrer Beschäftigung stören zu lassen. Ich erwiederte, daß ich zum Dienste hergekommen und meiner Schuldigkeit gemäß mich dem Commandanten melde. Damit wandte ich mich an den einäugigen Greis, den ich für den Commandanten nahm; aber die Hausfrau unterbrach meine einstudirte Rede. „Iwan Kusmitsch ist nicht zu Hause; er ist zum Besuche bei Vater Gerassim: doch gleichviel, mein Herr, ich bin seine Frau. Haben Sie die Güte, lassen Sie sich nur nieder.“ Sie rief das Stubenmädchen und befahl ihr den Urädnik *) hereinzuschicken. Der Greis betrachtete mich neugierig mit seinem einzigen Auge. „Darf ich fragen,“ sagte er, „in welchem Regiment Sie gedient haben?“ Ich befriedigte seine Neugier. „Und darf ich fragen,“ fuhr er fort, „warum Sie aus der Garde zur Garnison übergingen?“ Ich erwiederte, das sei der Wille der Regierung gewesen.

ren nicht fehlen durften. Ihr Ursprung fällt mit der Einführung des Buchdrucks und der Holzschneidekunst in Rußland zusammen. Man bediente sich ihrer zunächst zur Verbreitung religiöser Lehren, gleichsam zu religiösem Anschauungsunterricht; später aber erweiterte sich ihr Inhalt, und das Volk veranschaulichte in ihnen seine historischen Erinnerungen sowohl wie seine Lebensweisheit, seine Sagen wie seinen Humor, so daß sie gewissermaßen eine illustrirte Volksliteratur bilden, da mit jeder Zeichnung ein entsprechender Text in Prosa oder in Versen verbunden ist. Eine der ältesten und berühmtesten unter diesen „Baumrindenzeichnungen“ ist: „Das Begräbniß des Katers“, eine Satyre, über deren Sinn und Inhalt die Meinungen der russischen Archäologen getheilt sind. Der todte Kater, der hier von Mäusen in feierlicher Prozession bestattet wird, ist nach Einigen eine Caricatur auf Iwan den Schrecklichen, nach Anderen auf Peter I. oder gar auf den Papst. A. d. Ü.

*) Unteroffizier bei den Kosaken.

„Haben wohl was gethan, was sich für einen Gardeoffizier nicht schickt?" sprach der unverwüstliche Frager weiter.

— „Wozu das Gewäsch!" fiel die Capitainin ein. „Du siehst, der junge Mann ist müde von der Reise, er hat seine Gedanken nicht bei Dir . . . halte doch die Arme gerade . . . Und Sie Verehrtester," fuhr sie fort, sich zu mir wendend, „grämen Sie sich nicht, daß man Sie in unsere Einöde gesteckt. Sie sind nicht der Erste und nicht der Letzte. Geduld macht Alles gut. Da ist Herr Schwabrin, Alexej Iwanowitsch, schon fünf Jahre bei uns: man hat ihn wegen Todtschlag versetzt. Weiß der Himmel was er vorgehabt. Sehen Sie, er begab sich mit einem Leutnant vor die Stadt, sie hatten ihre Degen bei sich, und nun ging Einer auf den Andern los: Alexej Iwanowitsch erstach den Leutnant und noch dazu vor zwei Zeugen. Was ist zu machen! der Sünde ist Keiner Herr."

In diesem Augenblick trat der Urädnik ein, ein junger, stattlicher Kosak. „Maximitsch!" sagte ihm die Capitainin, „besorge dem Herrn Quartier."

— „Zu Befehl, Wasilissa Jegorowna," erwiederte der Urädnik: „soll ich Seine Wohlgeboren nicht bei Iwan Poleshajew unterbringen?"

„Bist nicht bei Troste, Maximitsch," sagte die Capitainin. „Bei Poleshajew ist's ohnehin zu enge. Dann ist er mein Gevatter und kann nicht vergessen, daß wir seine Vorgesetzten sind. Bringe den Herrn . . . . wie ist Ihr Tauf- und Vatername, mein Lieber?"

„Peter Andrejitsch."

„Bringe Peter Andrejitsch zu Semen Kusow. Zwar dieser Spitzbube hat sein Pferd in meinen Gemüsegarten gelassen . . . Nun, Maximitsch, ist Alles still und ruhig?"

— „Gottlob!" erwiederte der Kosak. „Nur der Corporal Prachorow hatte im Bade eine Prügelei mit der Ustinja Pegulin wegen einer Kanne heißen Wassers."

„Nimm beide vor und sieh, wer Recht hat. Laß aber keinen ungestraft. Jetzt geh in Gottes Namen, Maximitsch. Er wird Sie in Ihre Wohnung bringen, Peter Andrejitsch."

Ich empfahl mich, der Urädnik führte mich in ein Häuschen, das am äußersten Ende der Festung hoch am Ufer des Flusses gelegen war. Die eine Hälfte des Häuschens nahm die Familie Kusow ein, die andere wurde mir eingeräumt. Sie bestand aus einer ganz reinlichen Stube, die durch einen Verschlag abgetheilt war. Saweljitsch beschäftigte sich gleich mit der nöthigen Einrichtung, ich blickte zum schmalen Fenster hinaus. Vor mir lag die traurige Steppe. Schrägüber standen einige Hütten; auf der Straße liefen Hühner umher. Ein altes Weib stellte sich mit einem Trog vor die Thür und rief die Schweine, die ihr mit freundlichem Grunzen antworteten.

In einem solchen Neste also war ich verurtheilt meine Jugend hinzubringen! Mir wurde weh zu Muthe. Ich trat vom Fenster zurück und ging ohne Abendessen zu Bette, trotz aller Ermahnungen Saweljitsch's, der mit großer Bekümmerniß wiederholt ausrief: „Du gerechter Gott! hat gar nichts gegessen! Was wird die gnädige Frau sagen, wenn das Kind krank wird?"

Am andern Morgen, ich hatte mich noch nicht ganz angekleidet, ging die Thür auf und herein trat ein junger Offizier nicht hoch von Wuchs, mit braunem und außerordentlich unschönem aber sehr belebtem Gesicht. „Entschuldigen Sie," sagte er zu mir auf französisch, „daß ich ohne alle Umstände komme, Ihre Bekanntschaft zu machen. Gestern erfuhr ich Ihre Ankunft; der Wunsch, endlich einmal ein menschliches Gesicht zu sehen, bemächtigte sich meiner dermaßen, daß ich's nicht abwarten konnte. Sie werden das begreifen, wenn Sie hier noch einige Zeit gelebt haben."

Ich errieth, daß dies der Offizier sei, der wegen

eines Duells aus der Garde versetzt worden. Wir wurden gleich näher bekannt. Schwabrin war gar nicht dumm. Er sprach witzig und anziehend. Mit vieler Jovialität schilderte er mir die Familie des Commandanten, seine Gesellschaft und den Ort, an welchen mich das Schicksal verschlagen. Ich lachte von ganzem Herzen; da trat derselbe Invalide herein, der in des Commandanten Vorsaal die Uniform geflickt, und brachte mir von Wasilissa Jegorowna eine Einladung zum Mittagessen. Schwabrin erbot sich, mich zu begleiten.

Als wir uns dem Commandantenhause näherten, erblickten wir auf einem freien Platz zwanzig alte Invaliden mit langen Zöpfen und Dreimastern. Sie waren in Fronte aufgestellt. Vor ihnen der Commandant, ein rüstiger, hochgewachsener Greis in einer Zipfelmütze und wollenem Schlafrock. Als er unser ansichtig wurde, ging er auf uns zu, sprach einige freundliche Worte zu mir und setzte darauf sein Commando fort. Wir waren stehen geblieben, um dem Exerciren zuzusehen, da bat er, wir möchten uns nur ja zu Wasilissa Jegorowna begeben, er würde uns auf dem Fuße folgen. „Hier," setzte er hinzu, „habt Ihr nichts zu sehen."

Wasilissa Jegorowna empfing uns einfach und herzlich; mich behandelte sie, als kennte sie mich schon seit Jahren. Der Invalide und Palascha, das Stubenmädchen, deckten den Tisch.

„Was hat sich nur heute mein Iwan Kusmitsch so ins Exerciren vertieft!" sagte die Commandantin. „Palascha, geh ruf' den Herrn zu Tische. Wo ist denn Mariechen?"

Hier trat ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren ein, mit rundem, rosigem Gesichtchen und hellbraunem Haar: sie trug dieses glatt hinter die Ohren gekämmt, welche ihr ganz glühten. Auf den ersten Blick gefiel sie mir nicht sonderlich. Ich betrachtete sie mit Vorurtheil. Schwabrin hatte mir Marien, die Capitains-

tochter, als recht einfältig geschildert. Sie setzte sich in eine Ecke und fing zu nähen an. Unterdeß wurde die Kohlsuppe aufgetragen. Als Wasilissa Jegorowna ihren Mann noch immer nicht kommen sah, schickte sie Palascha zum zweiten Male nach ihm. „Sage dem Herrn, die Gäste warten, die Kohlsuppe wird kalt: das Exerciren läuft ihm nicht davon, er wird noch Zeit haben, sich heiser zu schreien."

Bald darauf erschien der Capitain in Begleitung des einäugigen Greises. „Was ist denn heute mit Dir, Alterchen?" rief ihm die Frau entgegen. „Das Essen ist längst aufgetragen, und Du hörst gar nicht."

— „Siehst Du, Wasilissa Jegorowna," antwortete der Capitain: „ich war mit dem Dienste beschäftigt, habe meine Soldätchen einexercirt."

„Geh mir doch mit Deinem Exerciren!" versetzte sie. „Das sieht auch nur nach etwas aus. Du weißt so viel vom Dienste wie Deine Soldaten. Säßest Du doch zu Hause und betetest, das wäre viel gescheiter. Meine werthen Gäste, bitte zum Essen."

Wir nahmen Platz, Wasilissa Jegorowna schwieg keinen Augenblick und überhäufte mich mit Fragen: wer meine Eltern wären, ob und wo sie lebten, was sie für Vermögen hätten? Als sie hörte, daß mein Vater dreihundert Bauern besitze, rief sie: „Eine Kleinigkeit! Was es doch auf der Welt für reiche Leute giebt! Und wir, mein Lieber, siehst Du, haben das Eine Stubenmädchen Palascha, weiter Niemand. Aber Gottlob, wir kommen auch durch. Nur Eins drückt mich: Mariechen ist ein erwachsenes Mädchen — und was hat sie zur Aussteuer? Einen dichten Kamm, einen Laubbesen und eine Altün*) Geld (daß Gott erbarm'!), um ins Bad zu gehen.

*) Dreikopekenstück, eine nur dem Namen nach existirende Münze. — „Laubbesen", im russischen Bade bekanntlich ein Hauptwerkzeug. A. d. Ü.

Gut, wenn sich ein edler Mensch findet — sonst bleibt sie ihr Lebelang sitzen als alte Jungfer."

Ich warf einen Blick auf Marien, sie war hochroth geworden, es fielen sogar Thränen auf ihren Teller. Sie dauerte mich und ich eilte, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. „Ich habe gehört," bemerkte ich taktlos genug, „daß die Baschkiren einen Angriff auf Ihre Festung machen wollen."

— „Von wem hast Du das gehört, mein Lieber?" fragte mich der Capitain.

„Man sagte mir's in Orenburg," erwiederte ich.

— „Dummes Zeug," versetzte der Commandant. „Bei mir ist seit lange Alles still. Die Baschkiren sind eingeschüchtert und auch die Kirgisen haben eine Lection erhalten. Getrost, die regen sich gegen uns nicht, und wenn auch, dann schlage ich sie so aufs Haupt, daß sie sich in zehn Jahren nicht erholen.

„Und Sie," wendete ich mich zur Capitainin, „haben Sie keine Angst, in einer Festung zu bleiben, die so vielen Gefahren ausgesetzt ist?"

— „Gewohnheit, mein Lieber!" entgegnete sie. „Vor zwanzig Jahren, als man uns aus dem Regiment hierher versetzte, da hatte ich vor diesen Heiden eine Furcht, daß Gott erbarm'! Wenn ich nur ihre Luchsmützen erblickte und ihr Geschrei vernahm, wirst Du's glauben? da zitterte mir das Herz im Leibe. Jetzt aber bin ich's so gewohnt, daß ich mich von der Stelle nicht rühre, wenn uns gemeldet wird, daß die Wütheriche um die Festung herumsprengen."

„Wasilissa Jegorowna ist eine überaus tapfere Dame," bemerkte Schwabrin ernsthaft. „Iwan Kusmitsch kann's bezeugen."

— „Das wollt' ich meinen!" sagte der Capitain. „Das Weib ist keine Memme."

„Und Fräulein Marie?" fragte ich, „ist sie auch so beherzt?"

— „Ob Mariechen beherzt ist?“ erwiederte ihre Mutter. „Nein, Mariechen ist feig, sie kann noch immer keinen Büchsenknall hören, ohne zu erbeben. Und als Iwan Kusmitsch vor zwei Jahren den Einfall hatte, an meinem Namenstage unsere Kanone abzufeuern, da wäre mein Täubchen vor Schrecken beinahe in jene Welt hinübergegangen. Seit der Zeit wird die verdammte Kanone nicht mehr abgefeuert.“

Wir standen von Tische auf. Der Capitain und die Capitainin gingen zu Bett; ich brachte den ganzen Abend bei Schwabrin zu.

Viertes Capitel.

Das Duell.

Es vergingen mehrere Wochen und mein Aufenthalt in der Festung Belogorsk wurde mir nicht allein erträglich, sondern sogar angenehm. Beim Commandanten wurde ich wie ein Kind des Hauses aufgenommen. Beide Eheleute waren höchst achtungswerth. Iwan Kusmitsch, der als Sohn eines gemeinen Soldaten sich zum Offizier aufgedient, war schlicht und ohne Bildung, aber ein rechtschaffener und äußerst gutmüthiger Mann. Seine Frau hatte das Regiment, was seinem sorglosen Wesen vollkommen zusagte. Wasilissa Jegorowna betrachtete die Dienstsachen wie ihre Wirthschaftsangelegenheiten und verwaltete die Festung so accurat, wie ihr kleines Haus. Marie hörte bald auf sich vor mir zu scheuen. Wir lernten uns näher kennen. Ich fand in ihr ein sehr vernünftiges, gefühlvolles Mädchen. Unvermerkt schloß ich mich an die gute Familie an, sogar an den einäugigen Garnisonsleutnant, den alten Iwan Ignatitsch, welchem Schwabrin andichtete, daß er in unerlaubtem Ver-

hältniß mit Wasilissa Jegorowna stände, was auch nicht den leisesten Schatten von Wahrscheinlichkeit hatte: doch darum kümmerte sich Schwabrin nicht.

Ich wurde zum Offizier ernannt. Der Dienst belästigte mich nicht. In unserer gottseligen Festung gab es weder Revue, noch Parade, noch Wache. Zu seinem eignen Vergnügen exercirte der Commandant dann und wann seine Soldaten ein, konnte es jedoch nie dahin bringen, daß Alle ordentlich wußten, welches die rechte und welches die linke Seite. Schwabrin hatte einige französische Bücher. Ich fing zu lesen an und da erwachte in mir eine Neigung zur Literatur. In den Morgenstunden las ich, übte mich im Uebersetzen und machte bisweilen Verse. Zu Mittag aß ich fast immer beim Commandanten, wo ich denn auch gewöhnlich den Rest des Tages zubrachte. Hier fand sich des Abends oft der Pfarrer Gerassim mit seiner Frau Akulina Pamphilowna ein, der ersten Neuigkeitskrämerin im ganzen Bezirk. Schwabrin, das versteht sich, sah ich jeden Tag: aber seine Gesellschaft wurde mir immer unangenehmer. Seine ewigen Witze auf Kosten der Commandantenfamilie misfielen mir ungemein, namentlich die beißenden Bemerkungen über Marien. Einen andern Umgang hatte ich nun einmal in der Festung nicht: aber ich wünschte mir auch keinen andern.

Ungeachtet der Voraussagungen empörten sich die Baschkiren nicht. Ruhe herrschte um unsere Festung. Aber den Frieden unterbrach ein plötzlicher Zwist.

Ich habe bereits erwähnt, daß ich mich literarisch beschäftigte. Meine Versuche waren für die damalige Zeit leidlich, und Alexander Sumarokow *) hat dieselben

*) Ein Zeitgenosse Lomonossow's, mit dem er, wie der gleich genannte Tredjakowski, um die Dichterpalme wetteiferte. Sumarokow, jetzt nicht einmal in literarhistorischem Ansehen, gehörte vor wenigen Decennien noch zu den gepriesensten Schriftstellern

einige Jahre später recht gelobt. Einmal brachte ich ein Liedchen zu Stande, mit dem ich zufrieden war. Bekanntlich suchen Dichter oft unter dem Schein, sich Raths zu erholen, einen geneigten Zuhörer. Ich schrieb also mein Liedchen ab und brachte es Schwabrin, dem Einzigen in der ganzen Festung, der ein poetisches Erzeugniß beurtheilen konnte. Nach einer kurzen Bevorwortung zog ich mein Heft aus der Tasche und las ihm folgende Verslein vor:

Meiner Lieb' will ich entfliehen,
Denken meiner Schönen nicht;
Ach, indem ich flieh' Marien
Hoff' ich, daß mein Joch zerbricht:

Doch die Augen, die mich trafen,
Schweben vor mir immerdar,
Machen meinen Geist zum Sklaven,
Stören meine Ruhe gar.

Wenn Du meine Qual erkennest,
Habe Mitleid doch mit mir,
Sehend, daß Du mich entbrennest,
Daß gefesselt ich von Dir.

„Wie findest Du das?" fragte ich Schwabrin, und erwartete Lob, als einen Tribut, der mir unbedingt gebührte. Schwabrin aber, sonst immer nachsichtig, erklärte zu meinem großen Verdruß mein Lied für schlecht.

„Warum das?" fragte ich, meinen Aerger verwindend.

— „Darum," entgegnete er, „weil solche Verse meines Lehrers Wassili Tredjakowski würdig sind, wie sie mich denn auch sehr an dessen Liebeslieder erinnern."

Rußlands; der Name Tredjakowski's aber, der schon am Hofe Anna's eine klägliche Rolle gespielt, ist frühzeitig zum Spottnamen geworden, mit welchem man nur den Gedanken an die höchste Abgeschmacktheit verbindet. A. d. Ü.

Hier nahm er mir das Heft aus der Hand und begann unbarmherzig jeden Vers, jedes Wort zu zergliedern, wobei er sich auf die beißendste Art über mich lustig machte. Das hielt ich nicht aus: ich entriß ihm das Heft und sagte, daß ich ihm nie wieder meine Gedichte mittheilen würde. Schwabrin spottete auch über diese Drohung. „Wollen sehen," sagte er, „ob Du Wort hältst. Dichter können einen Zuhörer eben so wenig entbehren, wie unser Capitain sein Fläschchen Branntwein vor dem Mittagessen. Und wer ist denn dies Mariechen, dem Du Deine zärtliche Leidenschaft und Deine Liebesqualen gestehst? Am Ende gar des Capitains Marie?"

— „Das geht Dich nichts an," antwortete ich finster; „diese Marie sei wer sie wolle. Ich frage Dich weder um Deine Meinung, noch um Deine Vermuthung."

„Oho! ein ehrsüchtiger Poet und ein verschwiegener Liebhaber!" fuhr Schwabrin fort, mich immer mehr reizend. „Aber höre meinen freundschaftlichen Rath: wenn Du reüssiren willst, so versuch's nicht mit Liederchen."

— „Was soll das heißen, mein Herr? Ich bitte, sich deutlicher zu erklären."

„Recht gern. Das heißt: wenn Du willst, daß Marie Mironow Dich in der Dämmerstunde besuche, so schenke ihr statt zärtlicher Verse ein Paar Ohrringe."

Mir kochte das Blut. — „Warum hast Du eine solche Meinung von ihr?" fragte ich, mit Mühe meinen Unwillen zurückhaltend.

„Weil," antwortete er mit teuflischem Hohn — „weil ich aus Erfahrung weiß, wie man mit ihr umzugehen hat."

— „Du lügst, Schuft!" rief ich wüthend. „Du lügst auf die unverschämteste Art."

Schwabrin wechselte die Farbe. „Das soll Dir nicht so hingehen —" sagte er, mir die Hand pressend: „Sie werden mir Satisfaction geben."

— „Gut, wann Sie wollen!“ entgegnete ich froh. Ich hätte ihn in diesem Augenblicke zerreißen mögen.

Sofort begab ich mich zu Iwan Ignatitsch, den ich mit der Nadel in der Hand traf. Im Auftrage der Commandantin reihte er Pilze an, zum Trocknen für den Winter. „Ah, Peter Andrejitsch!“ rief er, als er mich erblickte. „Willkommen! Was bringt Sie her? welche Angelegenheit, wenn ich fragen darf?“

Ich eröffnete ihm in wenigen Worten, daß ich mich mit Schwabrin gezankt, und ihn, Iwan Ignatitsch, bäte, mein Sekundant zu sein. Iwan Ignatitsch hörte aufmerksam, mich mit seinem einzigen Auge anglotzend. „Sie beliebten zu sagen,“ hub er an „daß Sie Schwabrin erstechen wollen und wünschen, daß ich Zeuge sei? War's nicht so, wenn ich fragen darf?“

— „Ja wohl.“

„Um Himmels willen, Peter Andrejitsch, wie kommt Ihnen so etwas in den Sinn! Sie haben sich mit Schwabrin gezankt? Ein großes Unglück! Scheltworte bleiben am Kragen nicht hängen. Hat er Sie beleidigt, so schimpfen Sie ihn aus, fährt er Ihnen in die Nase, so fahren Sie ihm hinters Ohr, ein Mal, zwei Mal, dann geht Ihr auseinander und wir versöhnen Euch schon. Aber seinen Nächsten todt stechen — ist das recht, wenn ich fragen darf? Und gut, wenn Sie ihn erstächen, um Schwabrin ist's nicht Schade; ich habe ihn auch nicht besonders gern. Wie aber, wenn er Sie durchbohrt? Wie sieht's dann aus? Wer kommt dabei am schlechtesten weg, wenn ich fragen darf?“

Die Vorstellungen des vernünftigen Leutnants machten mich nicht im Geringsten wankend. Ich blieb bei meinem Vorsatz. „Wie Sie wollen —“ sagte Iwan Ignatitsch: „Thun Sie, was Ihnen gut dünkt; aber warum soll ich denn hier Zeuge sein? Aus welchem Grunde? Daß sich ein Paar Leutchen schlagen, ist denn das so etwas Niedagewesenes, wenn ich fragen darf? Gott

sei Dank, ich bin gegen die Schweden und Türken zu Felde gezogen, hab' Alles gesehen."

Ich suchte ihm, so gut es ging, das Amt des Sekundanten zu erklären; aber Iwan Ignatitsch verstand mich durchaus nicht. „Mit Verlaub," sagte er, „wenn ich mich einmal ja in die Sache mengen soll, so bleibt mir nichts, als meiner Dienstpflicht gemäß dem Capitain anzuzeigen, daß man im Fort mit einer Missethat umgehe, die das öffentliche Interesse beeinträchtigt: ob's nicht dem Herrn Commandanten beliebt, die gehörigen Maßregeln zu ergreifen ...."

Ich erschrak und bat Iwan Ignatitsch, dem Commandanten ja nichts zu sagen; nur mit Mühe bewog ich ihn dazu. Er gab mir sein Wort und ich ließ ihn in Ruhe.

Den Abend verbrachte ich wie gewöhnlich beim Commandanten: ich suchte heiter und gleichmüthig zu scheinen, um keinen Verdacht zu erregen und zudringlichen Fragen zu entgehen: aber ich gestehe, mir fehlte jene Kaltblütigkeit, deren sich fast Alle zu rühmen pflegen, die sich in meiner Lage befunden. Ich war an jenem Abend ganz besonders zur Rührung und Zärtlichkeit geneigt. Marie gefiel mir mehr als sonst. Der Gedanke, daß ich sie vielleicht zum letzten Mal sähe, verlieh ihr in meinen Augen etwas Ergreifendes.

Auch Schwabrin kam. Ich führte ihn beiseite und theilte ihm mein Gespräch mit Iwan Ignatitsch mit. „Was brauchen wir Sekundanten?" versetzte er trocken. Nun verabredeten wir, uns hinter den Heuschobern an der Festung zu schlagen und uns daselbst um sieben Uhr Morgens einzufinden. Wir schienen so freundschaftlich mit einander zu sprechen, daß Iwan Ignatitsch vor Freude sich verschnappte. „So recht!" sagte er zu mir mit zufriedener Miene. „Fried' im Bösen ist besser als Streit im Guten: wenn's nicht Ehre bringt, ist's doch gesund."

— „Wie? was? Iwan Ignatitsch!“ fragte die Commandantin, die in der Ecke des Zimmers Karten legte. „Ich habe nicht recht gehört.“

Iwan Ignatitsch wurde verlegen, da er mir Unzufriedenheit anmerkte und seines Versprechens sich erinnerte. Er wußte nicht, was er antworten sollte. Schwabrin eilte ihm zu Hilfe. „Iwan Ignatitsch,“ sagte er, „billigt unsere Versöhnung.“

— „Mit wem haben Sie sich denn gezankt?“

„Ich hatte einen ziemlich heftigen Streit mit Peter Andrejitsch.“

— „Weshalb denn?“

„Um eine Kleinigkeit, um ein Liedchen, Wasilissa Jegorowna.“

— „Eine rechte Ursache zum Streit . . . um ein Liedchen! Wie ging denn das zu?“

„Sehen Sie, Peter Andrejitsch hat unlängst ein Lied verfaßt; heute sang er's in meiner Gegenwart, ich aber stimmte dabei meine Lieblingsweise an:

Capitainstöchterlein,
Geh nicht um Mitternacht allein.

Das gab denn einen Misklang, Peter Andrejitsch war böse geworden, darauf jedoch überlegte er, daß Jeder das Recht hätte, zu singen, was ihm beliebe. Damit endete denn auch die Sache.“

Ich fuhr über die Unverschämtheit Schwabrin's beinahe aus der Haut. Aber außer mir verstand Niemand seine schnöden Winkelzüge; wenigstens wurden sie von Keinem beachtet.

Von den Liedern kam die Rede auf Dichter; der Capitain bemerkte, das sei ausgelassenes, betrunkenes Gesindel und rieth mir freundschaftlich, das Dichten aufzugeben, als etwas, was dem Dienst ganz entgegen sei und zu nichts Gutem führe.

Die Gegenwart Schwabrin's wurde mir unerträg-

lich. Ich empfahl mich bald dem Commandanten und seiner Familie. Als ich nach Hause kam, besah ich meinen Degen, prüfte die Spitze und ging zu Bett, nachdem ich Sawelјitsch befohlen, mich um sieben Uhr zu wecken.

Am andern Morgen zur bestimmten Stunde war ich schon hinter den Heuschobern und wartete auf meinen Gegner. Bald darauf erschien auch er. „Man kann uns hier überraschen," sagte er mir, „wir müssen eilen." Da warfen wir die Uniformen ab, blieben im bloßen Camisol und zogen unsere Degen. In diesem Augenblick kam Iwan Ignatitsch hinter einem Heuschober hervor, begleitet von fünf Invaliden. — Er forderte uns zum Commandanten. Wir gehorchten mit Verdruß. Von den Soldaten umringt, folgten wir Iwan Ignatitsch nach der Festung, der uns im Triumphe hinführte, mit erstaunlicher Würde voranschreitend.

Wir traten ins Commandantenhaus. Iwan Ignatitsch öffnete die Thür und rief feierlich: „Habe sie gebracht!" Wasilissa Jegorowna kam uns entgegen.

„Ach, Ihr beiden! wie soll ich das nennen? was ist das? In unserer Festung Mord einführen! Iwan Kusmitsch, setze sie gleich in Arrest! Peter Andrejitsch! Alexej Iwanitsch! Euere Degen! gebt her, gebt her. Palascha, trage die Degen in die Kammer. Peter Andrejitsch, von Dir hätte ich das nicht erwartet. Wie schämst Du Dich nicht? Von Schwabrin nimmt mich's nicht Wunder, der ist ja wegen Todtschlag aus der Garde versetzt, der glaubt ja auch nicht an Gott; aber Du? wie kommst Du dazu?"

Der Capitain war ganz derselben Meinung und sagte: „Ja, höre, Wasilissa Jegorowna hat Recht, Duelle sind förmlich verboten im Militairarticul." Inzwischen hatte uns Palascha unsere Degen genommen und trug sie in die Kammer. Ich konnte mich eines Lächelns nicht enthalten, Schwabrin aber blieb ganz ernsthaft.

„Bei aller Achtung gegen Sie,“ sagte er kaltblütig zur Commandantin, „muß ich doch bemerken, daß Sie sich nicht die Mühe zu geben brauchen, uns vor Ihr Gericht zu ziehen; überlassen Sie das dem Capitain, das ist seine Sache ....“

— „Ei was, mein Bester!“ versetzte sie: „sind denn Mann und Weib nicht eine Seele und ein Leib? Iwan Kusmitsch, was zauderst Du? Setze doch jeden in seinen Winkel auf Brot und Wasser, daß sie sich ausnüchtern. Und Vater Gerassim mag ihnen zur Buße auflegen, daß sie zu Gott um Vergebung beten und vor den Menschen Reue zeigen.“

Der Capitain wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte. Marie war sehr bleich. Nach und nach aber legte sich der Sturm. Die Commandantin beruhigte sich und nöthigte mich und Schwabrin, uns zu küssen. Palascha brachte unsere Degen wieder. Wir verließen den Commandanten dem Anschein nach versöhnt. Iwan Ignatitsch gab uns das Geleit.

„Wie haben Sie sich nicht geschämt,“ sagte ich ärgerlich zu ihm, „uns beim Commandanten anzugeben, nachdem Sie mir versprochen hatten, das nicht zu thun?“

— „Bei Gott, ich habe dem Capitain nichts davon gesagt!“ erwiederte er: „Wasilissa Jegorowna hat Alles von mir ausgeforscht. Sie hat auch ohne Wissen des Commandanten Alles angeordnet. Uebrigens Gott sei Dank, daß es so geendet.“

Mit diesen Worten kehrte er um und ich blieb mit Schwabrin allein. „Unsere Sache ist damit nicht erledigt,“ sagte ich zu diesem.

— „Das versteht sich,“ antwortete Schwabrin, „Sie werden mir mit Ihrem Blute Ihre Frechheit entgelten: aber jetzt wird man uns wahrscheinlich beaufsichtigen. Einige Tage noch müssen wir uns verstellen. Auf Wiedersehen!“ — So schieden wir, als ob nichts vorgefallen wäre.

Ich kehrte zum Commandanten zurück und setzte mich, wie gewöhnlich, neben Marien. Der Capitain war nicht zu Hause, Wasilissa Jegorowna mit der Wirthschaft beschäftigt. Wir sprachen halblaut. Marie machte mir zärtliche Vorwürfe wegen der Unruhe, in die ich Alle versetzt durch meinen Streit mit Schwabrin. „Ich war wie versteinert," sagte sie, „als man uns hinterbrachte, daß Sie sich auf Säbel schlagen wollen. Wie doch die Männer seltsam sind! Um ein Wort, das sie sicherlich in einer Woche vergessen hätten, sind sie bereit, einander zu metzeln, und nicht blos ihr Leben zu opfern, sondern auch ihr Gewissen und das Glück Derer, die .... Doch ich bin überzeugt, daß Sie nicht der Urheber des Streites sind. Die Schuld trägt gewiß Herr Schwabrin."

— „Warum glauben Sie das, Maria Iwanowna?"

„Nun ja, er ist immer so spöttisch. Ich liebe Herrn Schwabrin nicht: er ist mir recht zuwider. Aber seltsam, ich möchte bei Leibe nicht, daß auch ich ihm misfiele. Das würde mich schrecklich beunruhigen."

— „Und wie denken Sie, Maria Iwanowna, gefallen Sie ihm oder nicht?"

Marie stockte und wurde roth. „Mir scheint," sagte sie, „ich denke, daß ich ihm gefalle."

— „Warum scheint Ihnen denn das?"

„Weil er um mich angehalten hat."

— „Angehalten hat er um Sie? Er? wann denn?"

„Im vorigen Jahre. Zwei Monate vor Ihrer Ankunft."

— „Und Sie nahmen ihn nicht?"

„Wie Sie sehen. Herr Schwabrin ist allerdings ein gescheiter Mann von guter Familie und hat Vermögen: aber wenn ich bedenke, daß ich ihn am Altar vor allen Leuten küssen sollte .... Nein, um keinen Preis! nicht um alles Glück in der Welt!"

Mariens Worte öffneten mir die Augen und erklärten mir vieles. Jetzt begriff ich die beharrliche Schmäh-

sucht, mit der Schwabrin sie verfolgte. Wahrscheinlich hatte er unsere gegenseitige Neigung bemerkt und wollte uns einander abwendig machen. Die Worte, die unsern Streit veranlaßt, kamen mir noch niederträchtiger vor, nun ich in ihnen statt eines groben, unanständigen Scherzes eine vorbedachte Verleumdung sah. Um so heftiger ward in mir das Verlangen, die freche Lästerzunge zu bestrafen und ich harrte nun mit Ungeduld auf eine günstige Gelegenheit.

Ich hatte nicht lange zu warten. Den Tag darauf, als ich über einer Elegie saß und in Erwartung eines Reimes an der Feder kauete, pochte Schwabrin an mein Fenster. Ich setzte die Feder ab, nahm den Degen und trat zu ihm hinaus.

„Wozu aufschieben!" sagte Schwabrin, „wir werden jetzt nicht beobachtet. Gehen wir an den Fluß, dort wird uns Niemand stören."

Wir begaben uns schweigend hin. Nachdem wir den steilen Pfad hinabgestiegen, blieben wir hart am Flusse stehen und zogen unsere Degen. Schwabrin war geschickter als ich, ich dagegen stärker und kühner, und Monsieur Beauprez, der vormalige Soldat, hatte mir einigen Fechtunterricht gegeben, den ich mir zu Nutze machte. Einen so gefährlichen Gegner hatte Schwabrin in mir nicht erwartet. Lange konnten wir einander nicht beikommen; endlich als ich bemerkte, daß Schwabrin zu erschlaffen anfing, rückte ich ihm hitziger zu Leibe und trieb ihn beinahe in den Fluß hinein. Plötzlich hörte ich laut meinen Namen rufen; ich sah mich um und erblickte Saweljitsch, der den Bergpfad zu mir heruntereilte ..... Im selben Augenblick erhielt ich einen heftigen Stich in die Brust, unterhalb der rechten Schulter; ich sank zu Boden und verlor das Bewußtsein.

Fünftes Capitel.

Liebe.

Als ich wieder zu mir kam, konnte ich mich eine geraume Weile nicht besinnen und begriff nicht, was mit mir vorgefallen war. Ich lag im Bette in einem fremden Zimmer und fühlte mich sehr schwach. Vor mir stand Saweljitsch mit einem Lichte in Händen. Jemand lös'te vorsichtig den Verband, mit welchem mir Brust und Schulter zusammengepreßt war. Nach und nach wurden meine Begriffe klarer. Ich besann mich auf mein Duell und vermuthete, daß ich verwundet worden. In diesem Augenblick knarrte die Thür. „Nun, wie ist ihm?" lispelte eine Stimme, die mich erbeben machte.

— „Immer noch so," antwortete Saweljitsch seufzend. „Schon den fünften Tag ohne Besinnung."

Ich wollte mich umwenden und konnte nicht. „Wo bin ich? wer ist hier?" sagte ich mit Anstrengung.

Da trat Marie an mein Bett und neigte sich zu mir. „Nun, wie fühlen Sie sich?" sagte sie.

— „Gottlob," erwiederte ich mit schwacher Stimme. „Sind Sie's, Marie? Sagen Sie mir ...." Ich vermochte nicht weiter zu sprechen. Saweljitsch athmete auf; sein Gesicht drückte Freude aus.

„Er ist zu sich gekommen, er ist zu sich gekommen!" rief der gute Alte. „Preis und Dank Dir, Allmächtiger! Na, mein lieber Peter Andrejitsch, hast mich recht erschreckt! Eine Kleinigkeit! fünf Tage! ...."

Marie fiel ihm ins Wort. „Sprich nicht zu viel mit ihm, Saweljitsch," sagte sie: „er ist noch schwach." Sie trat hinaus und zog leise die Thüre hinter sich zu.

Meine Gedanken überstürmten mich. Ich war also im Hause des Commandanten: Marie kam zu mir. — Ich wollte einige Fragen an Saweljitsch thun, aber er warf den Kopf zurück und hielt sich die Ohren zu.

Aergerlich schloß ich die Augen und versank bald in Schlaf.

Als ich erwachte, rief ich Sawelјitsch, erblickte aber statt seiner Marien vor mir. Mit ihrer Engelsstimme begrüßte sie mich. Ich kann die süße Empfindung nicht ausdrücken, die sich meiner in jenem Augenblicke bemächtigte. Ich ergriff ihre Hand und preßte sie an mich, sie mit Thränen der Rührung überströmend. Marie zog sie nicht zurück ... und plötzlich fühlte ich auf meiner Wange den heißen, frischen Kuß ihres Mundes. Feuer durchzuckte mich. „Ach, meine liebe, gute Marie," sagte ich ihr, „sei mein Weib, mache mich glücklich."

Da besann sie sich. „Um Gottes willen bleiben Sie ruhig," rief sie, ihre Hand wegnehmend. „Sie sind noch in Gefahr, die Wunde kann aufgehen. Schonen Sie sich doch wenigstens um meinetwillen!"

Mit diesen Worten ging sie und überließ mich seligem Entzücken. Die Freude machte mich gesund. Sie liebt mich! Sie wird mein sein! Dieser Gedanke erfüllte mein ganzes Wesen.

Nun besserte es sich mit mir von Stunde zu Stunde. Mich behandelte der Feldscher, da wir keinen andern Arzt in der Festung hatten, und Gottlob, der Mann wollte nicht zu gescheit sein. Jugend und Naturkraft beschleunigten meine Genesung. Die ganze Familie des Commandanten pflegte mich. Marie kam von mir nicht weg. Es versteht sich, daß ich bei der ersten Gelegenheit die unterbrochene Liebeserklärung wieder aufnahm und Marie hörte mich nun geduldiger. Ohne alle Ziererei gestand sie mir ihre Herzensneigung und sagte, ihre Eltern würden gewiß ihr Glück wollen. „Aber," setzte sie hinzu, „überleg' es recht: werden die Deinigen nicht dagegen sein?"

Ich wurde nachdenklich. An der Zärtlichkeit meiner Mutter zweifelte ich nicht: aber ich kannte die Sinnesart des Vaters und fühlte, daß ihn meine Liebe nicht

sonderlich rühren, daß er sie als einen Jugendrausch betrachten würde. Ich gestand dies Marien offenherzig, entschloß mich jedoch dem Vater so beredt als möglich zu schreiben und ihn um seinen Segen zu bitten. Den Brief theilte ich Marien mit, die ihn so überzeugend und so ergreifend fand, daß sie gar keinen Zweifel am Erfolg hatte, und sich den Gefühlen ihrer warmen Seele mit allem Vertrauen der Jugend und der Liebe hingab.

Mit Schwabrin söhnte ich mich in den ersten Tagen meiner Genesung aus. Der Capitain sagte mir nämlich, als er mir Vorwürfe über mein Duell machte: „Ach, Peter Andrejitsch! ich sollte Dich eigentlich in Arrest setzen, doch Du hast Deine Strafe schon weg. Aber der Schwabrin, der sitzt mir fest im Kornmagazin und seinen Degen hat Wasilissa Jegorowna unter Verschluß. Mag er da seinen Gedanken nachhängen und in sich gehen."

Ich war zu glücklich, um ein feindseliges Gefühl in meinem Herzen zu hegen. Ich bat für Schwabrin und der gute Commandant entschloß sich mit Zustimmung seiner Gemahlin, ihn in Freiheit zu setzen. Schwabrin kam zu mir. Er äußerte ein tiefes Bedauern über das zwischen uns Vorgefallene, gestand, daß er durchweg Unrecht gehabt, und bat mich, das Geschehene zu vergessen. Da es nicht in meiner Natur lag, etwas nachzutragen, so verzieh ich ihm aufrichtig unsern Streit sowohl, als die Wunde, die er mir beigebracht. Ich sah in seiner Verleumdung den Verdruß gekränkter Eitelkeit und verschmähter Liebe, und war großmüthig genug, meinen unglücklichen Nebenbuhler zu entschuldigen.

Bald genas ich völlig und konnte mich wieder in meine Wohnung begeben. Mit Ungeduld erwartete ich eine Antwort auf meinen Brief. Ich wagte nicht zu hoffen, und suchte jede trübe Ahnung in mir zu ersticken. Gegen Wasilissa Jegorowna und ihren Mann hatte ich mich noch nicht erklärt: aber mein Antrag konnte sie

nicht mehr überraschen. Weder ich noch Marie bargen vor ihnen unsere Gefühle, und wir waren im Voraus ihrer Einwilligung gewiß.

Endlich trat eines Morgens Saweljitsch zu mir herein mit einem Briefe in der Hand. Zitternd griff ich nach demselben. Die Adresse war von meinem Vater geschrieben. Das bereitete mich auf etwas Wichtiges vor: denn in der Regel schrieb die Mutter alle Briefe an mich und er pflegte nur an den Rand einige Zeilen hinzuwerfen. Lange erbrach ich das Siegel nicht und las wiederholt die feierliche Aufschrift: „Meinem Sohne Peter Andrejewitsch Grinew, im Gouvernement Orenburg, in der Festung Belogorsk.“ Ich suchte aus den Schriftzügen die Stimmung zu errathen, in welcher der Brief geschrieben worden; endlich entschloß ich mich, denselben zu öffnen, und gleich aus den ersten Zeilen sah ich, daß die ganze Sache zum Teufel war. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Dein Schreiben, worin Du uns um unsern elterlichen Segen und Einwilligung zu Deiner Verbindung mit der Capitainstochter Marie Mironow bittest, haben wir am 15. d. M. erhalten, und nicht allein bin ich entschlossen, Dir weder meinen Segen noch meine Einwilligung zu geben, sondern ich schicke mich an, Dich vorzunehmen und Dir für Deine knabenhaften Streiche eine tüchtige Lection zu geben trotz Deines Offizierrangs. Denn Du hast bewiesen, daß Du noch nicht werth bist, den Degen zu tragen, der Dir zum Schutze des Vaterlandes verliehen worden, aber nicht zu Duellen mit solchen Bengeln, wie Du selbst einer bist. Ich schreibe unverzüglich an Andrej Karlowitsch und werde ihn bitten, Dich aus der Festung Belogorsk etwas weiter zu versetzen, wo Du Dir die Albernheiten aus dem Kopfe schlägst. Als Deine Mutter erfahren, daß Du ein Duell gehabt und verwundet worden bist, ist sie vor Gram erkrankt, und muß jetzt das Bett hüten. Was

wird aus Dir werden? Ich bete zu Gott, daß Du Dich besserst, ob ich gleich auf seine große Gnade nicht hoffen darf. Dein Vater
A. G."

Dieser Brief erweckte in mir verschiedene Empfindungen. Die harten Ausdrücke, mit denen mein Vater nicht gekargt, verletzten mich tief. Die Geringschätzung, mit welcher er Marien erwähnte, fand ich eben so ungebührlich als ungerecht. Der Gedanke an meine Versetzung aus der Festung Belogorsk erschreckte mich, und vor allem betrübte mich die Nachricht von der Krankheit meiner Mutter. Ich war ungehalten auf Saweljitsch in der Ueberzeugung, daß mein Duell nur durch ihn meinen Eltern bekannt geworden. Nachdem ich eine Weile in meinem engen Stübchen auf und abgegangen, blieb ich vor ihm stehen und sah ihn streng an: „Es genügte Dir wohl nicht, daß ich durch Dich verwundet ward und einen ganzen Monat am Rande des Grabes war; auch meine Mutter willst Du umbringen."

Saweljitsch war wie vom Blitze gerührt. „Ich bitte Dich, Herr!" sagte er fast schluchzend. „Was hast Du da gesprochen? Ich wäre die Ursache, daß Du verwundet worden? Gott ist mein Zeuge, ich eilte Dich mit meiner Brust zu decken vor dem Degen Schwabrin's! Das verdammte Alter hinderte mich. Und was habe ich Deiner Mutter gethan?"

— „Was Du ihr gethan hast?" erwiederte ich. „Wer hieß Dich Anklagebriefe über mich schreiben? Bist Du denn zum Spioniren bei mir?"

„Ich Dich angeklagt?" versetzte Saweljitsch mit Thränen. „Gott im Himmel! So lies doch nur, was mir unser Herr schreibt; wirst sehen, wie ich Dich angeklagt." Hier zog er einen Brief aus der Tasche, und ich las Folgendes:

„Schäme Dich, alter Hund, daß Du trotz meiner strengen Befehle mir nichts von meinem Sohne Peter

Andrejitsch angezeigt, und daß Fernstehende mich von seinen Streichen in Kenntniß setzen mußten. Erfüllst Du so Deine Pflicht und den Willen Deines Herrn? Ich werde Dich alten Hund die Schweine hüten lassen dafür, daß Du mir die Wahrheit verheimlichst und dem jungen Manne Alles nachgiebst. Ich befehle Dir hiermit, sobald Du diesen Brief erhältst, mir unverzüglich zu schreiben, wie jetzt sein Befinden ist, das, wie ich höre, sich gebessert haben soll, auch an welcher Stelle er verwundet ward und ob man ihn gut geheilt."

Es war augenscheinlich, daß Saweljitsch im Rechte gegen mich war, und daß ich ihn ohne Grund mit meinen Vorwürfen und meinem Verdacht gekränkt. Ich bat ihn um Verzeihung, aber der Alte blieb untröstlich. „Das also habe ich erlebt!" rief er einmal übers andre. „Das ist die Gnade, die ich mir von meinem Herrn erdient! Ich soll ein alter Hund und Schweinehirt sein, ich soll Schuld haben, daß Du verwundet wardst! Nein, lieber Peter Andrejitsch, nicht ich, aber der verfluchte Musje ist an Allem Schuld: er lehrte Dich mit eisernen Spießen zustechen und mit dem Fuße stampfen, als ob man sich durch Stechen und Stampfen vor einem bösen Menschen bewahren könnte! Es war recht nöthig, den Musje zu miethen und Geld wegzuschmeißen!"

Wer hatte sich denn aber die Mühe genommen, meinen Vater von meiner Aufführung zu benachrichtigen? Der General? Doch der schien sich ja um mich nicht sonderlich zu bekümmern, und der Capitain hatte es gewiß nicht nothwendig gefunden, von meinem Duell zu rapportiren. Ich verlor mich in Vermuthungen. Mein Verdacht fiel auf Schwabrin. Für ihn allein war die Anzeige von Nutzen, die zur Folge haben konnte, daß ich von der Festung entfernt und von der Commandantenfamilie getrennt wurde. Ich ging, Marien Alles mitzutheilen. Sie kam mir auf der Treppe

entgegen. „Was ist Ihnen?“ sagte sie, als sie mich erblickte. „Sie sind so bleich!“

— „Alles vorbei!“ erwiederte ich, und überreichte ihr den Brief meines Vaters. Jetzt erblaßte auch sie. Nachdem sie den Brief gelesen, gab sie ihn mir mit zitternder Hand zurück und sprach mit bebender Stimme: „Es ist mir also nicht beschert... Die Ihrigen wollen mich nicht in Ihrer Familie haben. Des Herrn Wille geschehe! Gott weiß besser als wir, was uns frommt. Das hilft nun nichts, Peter Andrejitsch, sein Sie wenigstens glücklich...“

— „Nun und nimmermehr!“ rief ich, ihre Hand ergreifend. „Du liebst mich; ich bin zu Allem bereit. Komm, laß uns Deinen Eltern zu Füßen fallen; sie sind einfache Menschen, keine hartherzigen Stolzen... Sie werden uns ihren Segen geben, wir lassen uns trauen... und später, mit der Zeit können wir ganz gewiß meinen Vater erbitten; meine Mutter wird für uns sein, er wird mir verzeihen....“

„Nein, Peter Andrejitsch!“ entgegnete Marie: „ich heirathe Dich nicht ohne den Segen Deiner Eltern; ohne ihren Segen kannst Du nicht glücklich werden. Fügen wir uns in den Willen Gottes! Findest Du eine andere Braut, gewinnst Du eine Andere lieb, nun in Gottes Namen, Peter Andrejitsch! ich werde für Euch beide....“

Hier brach sie in Thränen aus und verließ mich. Ich wollte ihr ins Zimmer folgen, aber ich fühlte, daß ich mich nicht beherrschen konnte, und ging nach Hause.

Ich saß in tiefes Sinnen versunken, als auf einmal Saweljitsch mich aus meinen Betrachtungen aufstörte.

„Da, Herr!“ sagte er, mir ein beschriebenes Blatt überreichend — „sieh, ob ich meinen jungen Herrn anklage und ob ich den Vater mit dem Sohne zu entzweien suche.“

Ich nahm ihm das Blatt aus der Hand. Es war

Saweljitsch's Antwort auf den Brief meines Vaters. Hier folgt sie wörtlich:

„Andrej Petrowitsch,
Unser gnädiger Vater und Herr,

Ihr gnädiges Schreiben habe ich erhalten, worin Sie belieben mir, Ihrem Diener, zu zürnen, und sagen, daß ich mich schämen sollte, die herrschaftlichen Befehle nicht zu erfüllen; aber ich, nicht der alte Hund, sondern Ihr treuer Diener, befolge die Befehle meines Herrn, und habe Ihnen stets mit Eifer gedient und bin in Ihrem Dienst ergraut. Von der Wunde Peter Andrejitsch's habe ich Ihnen nichts geschrieben, um Sie nicht unnützer Weise zu erschrecken. Maßen ich gehört habe, daß die gnädige Frau, unsere Mutter Awdotja Wassiljewna vor Schrecken ist krank geworden, will ich für ihre Gesundheit zu Gott beten. Und Peter Andrejitsch erhielt eine Wunde, nahe an der rechten Schulter, in die Brust dicht unter der Rippe, anderthalb Zoll tief; hat gelegen im Hause des Commandanten, wohin wir ihn vom Ufer gebracht haben, und geheilt hat ihn der hiesige Feldscher Stephan Paramonow; itzund ist Peter Andrejitsch Gottlob gesund, und außer Gutes läßt sich von ihm nichts schreiben. Die Commandörs, wie ich höre, sind mit ihm zufrieden; und Wasilissa Jegorowna hält ihn wie ihren leiblichen Sohn. Und daß sich mit ihm so was zugetragen hat, ist für einen jungen Menschen keine große Schande; ein Pferd hat vier Beine und strauchelt doch. Und was Sie zu schreiben belieben, daß ich die Schweine hüten soll, so steht das in Ihrem herrschaftlichen Willen. Hiermit empfiehlt sich Ihnen unterthänigst

Ihr treuer Diener.
Archip Saweljitsch."

Ich mußte mehrmals lächeln, während ich den Brief des guten Alten las. Dem Vater zu antworten war

ich nicht im Stande; die Mutter aber zu beruhigen, schien mir der Brief Sawelsitsch's hinreichend.

Von nun an änderte sich meine Lage. Marie sprach fast gar nicht mit mir und suchte mir auf jede Weise auszuweichen. Das Haus des Commandanten bot mir kein Vergnügen mehr und nach und nach gewöhnte ich mich, auf meiner Stube zu bleiben. Erst zankte mich Wasilissa Jegorowna dafür aus, als sie aber sah, daß ich darauf beharrte, ließ sie mich gehen. Den Capitain sprach ich blos, wenn es der Dienst erforderte; mit Schwabrin traf ich selten und ungern zusammen, besonders da ich ihm einen verhaltenen Groll gegen mich abfühlte, was mich nur noch mehr in meinem Verdacht bestärkte. Das Leben wurde mir unerträglich. Ich versank in Trübsinn, welchen die Zurückgezogenheit und Unthätigkeit nährte. Meine Liebe entbrannte in der Einsamkeit und drückte mir immer mehr das Herz ab. Ich verlor alle Lust zum Lesen und zu literarischer Beschäftigung. Mir sank der Muth und ich fürchtete von Sinnen zu kommen oder in Ausschweifungen zu stürzen.

Unerwartete Ereignisse aber, die einen großen Einfluß auf mein ganzes Leben hatten, brachten plötzlich meine Seele in eine heftige und heilsame Erschütterung.

Sechstes Capitel.

Pugatschewstückchen.

Bevor ich an die Beschreibung der seltsamen Ereignisse gehe, deren Zeuge ich gewesen bin, muß ich über den Zustand des Orenburg'schen Gouvernements zu Ende des Jahres 1773 einige Worte sagen.

Dieses ausgedehnte, reiche Gouvernement bewohnten eine Menge halbwilde Völker, die erst kürzlich unter die

Botmäßigkeit der russischen Kaiser gekommen waren. Ihre allaugenblicklichen Empörungen, ihre Ungewohnheit an Gesetze und an das bürgerliche Leben, ihr Leichtsinn und ihre Grausamkeit machten von Seiten der Regierung eine unablässige Aufsicht nöthig, um sie im Zügel zu erhalten. Festungen wurden an günstig befundenen Orten gebaut und größtentheils mit Kosaken bevölkert, die von jeher die Ufer des Jaik inne hatten. Aber die Jaikschen Kosaken, welche die Ruhe und Sicherheit dieser Gegend schützen sollten, waren seit einiger Zeit selbst unruhige und der Regierung gefährliche Unterthanen geworden. Im Jahr 1772 entstand Aufruhr in ihrem Hauptstädtchen. Den Anlaß hierzu gaben die strengen Maßregeln, welche der Generalmajor Traubenberg ergriffen hatte, das Heer zum schuldigen Gehorsam zu bringen. Eine Folge davon war die barbarische Ermordung Traubenberg's und die eigenmächtige Aenderung der Verwaltung, bis zuletzt der Aufruhr durch Kartätschen und harte Strafen gedämpft wurde.

Dies geschah einige Zeit vor meiner Ankunft in der Festung Belogorsk. Alles war wieder ruhig oder schien wenigstens so. Die Regierung traute zu leicht der vermeintlichen Reue der hinterlistigen Rebellen, die im Stillen grollten und nur auf eine günstige Gelegenheit warteten, die Unruhe zu erneuen.

Ich komme jetzt wieder zu meiner Erzählung.

Eines Abends (es war zu Anfang October 1775) saß ich allein zu Hause, hörte auf das Heulen des Herbstwindes und sah durchs Fenster auf die Wolken, welche am Mond vorüberzogen. Da wurde ich zum Commandanten gerufen. Ich begab mich sogleich hin. Beim Commandanten traf ich Schwabrin, Iwan Ignatitsch und den Kosakenurädnik. Weder Wasilissa Jegorowna noch Marie waren zugegen. Der Commandant grüßte mich mit besorgtem Gesicht. Er schloß die Thür ab, ließ Alle Platz nehmen, außer dem Urädnik, welcher an

der Thüre stehen blieb, dann zog er ein Papier aus der Tasche und sagte uns: „Meine Herren, eine wichtige Neuigkeit! Hören Sie, was der General schreibt.“ Hier setzte er die Brille auf und las Folgendes:

„Dem Herrn Commandanten der Festung Belogorsk Capitain Mironow.

Geheim.

Hiermit benachrichtige ich Sie, daß der aus dem Gefängniß entsprungene Donische Kosak und Sektirer Emeljan Pugatschew, nachdem derselbe die unverzeihliche Frechheit begangen, sich den Namen des hochseligen Kaisers Peter III. beizulegen, eine Bande Missethäter gesammelt, in den Dorfschaften am Jaik Aufruhr erregt und bereits mehrere Festungen zerstört hat, wobei er überall Plünderung und Mord verübte. Daher haben Sie, Herr Capitain, unverzüglich die gehörigen Maßregeln zu ergreifen, den obgedachten Missethäter und Namensfälscher *) zurückzuschlagen und wo möglich ganz zu vernichten, wenn derselbe sich gegen die Festung wendete, die Ihrer Vorsorge anvertraut ist.“

— „Die gehörigen Maßregeln ergreifen!“ sagte der Commandant, seine Brille absetzend und faltete das Papier zusammen. „Hört Ihr? Das ist bald gesagt. Der Bösewicht scheint mächtig zu sein, und wir sind in allem dreißig Mann, die Kosaken abgerechnet, auf die wir uns nicht verlassen dürfen — nimm's nicht übel, Maximitsch. (Der Urädnik lächelte.) Doch das hilft nichts, meine Herren, thun Sie das Ihrige. Veranstalten Sie Wachen und nächtliche Patrouillen. Geschieht ein Ueberfall, so schließen

*) Im Russischen: „Selbstbenenner“, ein leider nicht übertragbares Wort, womit eigentlich Alle bezeichnet werden, die sich betrügerischer Weise für etwas Höheres ausgeben, als sie sind, an das sich aber hauptsächlich eine politische Bedeutung knüpft. So heißt z. B. Pseudodemetrius: Dimitri der Selbstbenenner.
A. d. Ü.

Sie die Thore, und stellen die Soldaten auf. Du, Maximitsch, habe recht Acht auf Deine Kosaken. Die Kanone soll untersucht und gut ausgeputzt werden. Und vor Allem haltet das Ganze geheim, damit es in der Festung Niemand zu früh erfahre."

Nachdem der Capitain diese Befehle ertheilt, entließ er uns. Ich ging mit Schwabrin hinaus und wir sprachen über das, was wir vernommen.

„Wie meinst Du, daß dies enden wird?" fragte ich ihn.

— „Gott weiß," antwortete er, „wir wollen sehen. Einstweilen kommt mir die Sache noch nicht so ernsthaft vor. Wenn aber ...." Hier wurde er nachdenklich und pfiff zerstreut eine französische Arie.

Trotz aller unserer Vorsichtsmaßregeln verbreitete sich doch gar bald in der Festung die Nachricht von dem Erscheinen Pugatschew's. Der Capitain, so sehr er seine Frau achtete, hätte ihr doch um nichts in der Welt ein Amtsgeheimniß anvertraut. Als er den Brief vom General erhalten, wußte er auf eine sehr geschickte Weise Wasilissa Jegorowna aus dem Hause zu bringen, indem er ihr sagte, der Pfarrer Gerassim solle aus Orenburg merkwürdige Nachrichten bekommen haben, die er sehr geheim halte. Wasilissa Jegorowna begab sich sofort zur Pfarrersfrau zu Besuche und nahm auf Anrathen des Capitains auch Marien mit, um diese nicht allein zu lassen.

Nachdem so der Capitain Herr im Hause geblieben war, schickte er gleich nach uns und schloß Palascha in die Kammer ein, damit sie uns nicht behorchen konnte.

Wasilissa Jegorowna kam von der Pfarrersfrau zurück, von der sie nichts hatte herausbringen können, und erfuhr, daß in ihrer Abwesenheit beim Capitain eine Zusammenkunft gewesen und daß Palascha eingeschlossen war. Sie muthmaßte gleich, daß sie ihr Mann hintergangen und nahm diesen ins Verhör. Aber der Capitain

hatte sich auf den Angriff vorbereitet. Er kam nicht im Mindesten außer Fassung und antwortete dreist seiner neugierigen Lebensgefährtin:

„Siehst Du, Mütterchen, unserm Weibsvolk fiel es ein, die Oefen mit Stroh zu heizen: da aber hieraus Unglück entstehen kann, so habe ich strengen Befehl ertheilt, daß die Weiber hinfort nicht mit Stroh heizen, sondern mit Holz und Reisig."

— „Und weshalb hast Du denn Palascha eingeschlossen? Warum mußte das arme Mädchen in der Kammer sitzen, bis wir zurückkamen?"

Auf diese Frage war der Capitain nicht gefaßt. Er gerieth in Verwirrung und brachte etwas sehr Unzusammenhängendes vor. Wasilissa Jegorowna merkte nun wohl die List ihres Mannes, da sie jedoch wußte, daß sie aus ihm nichts herausbekäme, brach sie ihre Fragen ab und kam auf Salzgurken zu sprechen, welche die Pfarrerin auf eine ganz eigene Art bereitete.

Die ganze Nacht konnte Wasilissa Jegorowna nicht einschlafen, und mühte sich vergebens ab, zu errathen, was ihr Mann nur im Sinne hätte, das sie nicht wissen dürfte.

Tags darauf, als sie aus der Messe ging, erblickte sie Iwan Ignatitsch, der aus der Kanone Lappen, Steinchen, Späne, Knöchelchen *) und Kehricht aller Art herauszog, womit die Buben dieselbe vollgestopft hatten. „Was mögen diese kriegerischen Vorbereitungen bedeuten?" dachte die Commandantin: „am Ende erwartet man einen Ueberfall von den Kirgisen! Aber wie könnte Iwan Kusmitsch solche Kleinigkeiten vor mir verheimlichen wollen!"

Sie rief Iwan Ignatitsch herbei, fest entschlossen, von ihm das Geheimniß auszuforschen, das ihrer weiblichen Neugier keine Ruhe ließ.

---

*) Die den Knaben, namentlich im Volke, zu einem sehr beliebten Spiel dienen. A. d. Ü.

Wasilissa Jegorowna machte ihm einige Bemerkungen über die Wirthschaft, wie ein Richter das Verhör oft mit Nebenfragen anfängt, um die Vorsicht des Inquisiten einzuschläfern. Nachdem sie hierauf einige Minuten geschwiegen, seufzte sie tief und sagte kopfschüttelnd: „Mein Gott! und welche Neuigkeiten! was soll daraus werden?“

— „I nun, liebe Capitainin!“ erwiederte Iwan Ignatitsch. „Gott wird helfen. Wir haben Soldaten genug, viel Pulver, und die Kanone habe ich ausgeputzt. Wollen hoffen, daß wir auch gegen Pugatschew Stand halten. Der Hund soll uns nicht fressen.“

„Aber wer ist denn nur dieser Pugatschew?“

Jetzt wurde Iwan Ignatitsch inne, daß er geschwatzt, und biß sich in die Zunge. Aber nun war's zu spät. Er mußte Alles der Capitainin beichten, die ihm versprach, Niemanden etwas davon zu erzählen.

Wasilissa Jegorowna hielt Wort. Sie sagte auch Niemanden etwas, außer der Pfarrerin, und das nur aus dem Grunde, weil deren Kuh noch frei in der Steppe umherging und daher leicht von den Räubern aufgegriffen werden konnte.

Bald sprach Alles von Pugatschew. Man erzählte sich Verschiedenes. Der Commandant gab dem Urädnik den Auftrag, in den benachbarten Dörfern und Festungen sich nach Allem genau zu erkundigen. Der Urädnik kam nach zwei Tagen zurück und erklärte, er habe auf der Steppe, an sechzig Werste von der Festung, eine Menge Feuer gesehen, und von den Baschkiren habe er gehört, daß eine unbekannte Macht im Anzuge sei. Im Uebrigen wisse er nichts Bestimmtes zu sagen, da er sich gefürchtet hätte, weiter zu fahren.

In der Festung entstand unter den Kosaken eine merkliche Bewegung. Auf allen Gassen stellten sie sich in Haufen beisammen, sprachen leise und gingen auseinander, wenn sie einen Dragoner oder einen Garni-

sonssoldaten erblickten. Man ließ sie aushorchen. Ein getaufter Kalmück, Julay, machte dem Commandanten eine wichtige Anzeige. Nach Julay's Behauptung waren die Aussagen des Urädniks lügenhaft: der hinterlistige Kosak hatte nach seiner Rückkehr seinen Kameraden mitgetheilt, daß er bei den Empörern gewesen, sich ihrem Anführer selbst vorgestellt, der ihn zum Handkuß zugelassen und lange Zeit mit ihm gesprochen habe. Sofort ließ der Commandant den Urädnik verhaften und Julay kam an dessen Stelle. Diese Neuigkeit wurde von den Kosaken mit offenem Unwillen aufgenommen. Sie murrten laut, und Iwan Ignatitsch, der die Verordnung des Commandanten zu vollstrecken hatte, hörte selbst, wie sie sagten: „Du sollst bald dran, Du Garnisonsratte!" Der Commandant wollte den Verhafteten noch am selben Tag verhören: aber der Urädnik entkam, wahrscheinlich mit Hilfe seiner Sinnesgenossen.

Ein neuer Umstand steigerte die Unruhe des Commandanten. Man hatte einen Baschkiren mit aufrührerischen Blättern aufgefangen. Dies veranlaßte den Commandanten, abermals seine Offiziere zusammenzuberufen, und deshalb wollte er wieder Wasilissa Jegorowna unter einem guten Vorwand entfernen. Bei seiner Geradsinnigkeit und Ehrlichkeit aber wußte er kein anderes Mittel als das bereits angewandte.

„Höre, Wasilissa Jegorowna," sagte der Capitain sich räuspernd. „Vater Gerassim, wie man sagt, hat Nachrichten erhalten aus . . . ."

— „Lüge nicht, Iwan Kusmitsch," unterbrach ihn die Commandantin. „Ich weiß schon, Du willst in meiner Abwesenheit Dich über Emeljan Pugatschew besprechen: mich führst Du nicht an."

Der Capitain riß die Augen auf.

„Na, Mütterchen," sagte er, „da Du einmal Alles weißt, so magst Du meinetwegen da bleiben. Nun können wir auch vor Dir darüber sprechen."

— „Ja, Alter," versetzte sie, „das Ueberlisten ist Deine Sache nicht: schicke nach den Offizieren."

Wir kamen. Der Capitain las uns in Gegenwart seiner Frau den Aufruf Pugatschew's, von irgend einem des Schreibens halbkundigen Kosaken zu Papiere gebracht. Der Räuber verkündete seinen Entschluß, unverzüglich gegen unsere Festung vorzurücken: er forderte die Kosaken und Soldaten auf, zu seiner Bande überzugehen, und den Befehlshabern rieth er, sich ja nicht zu widersetzen, widrigenfalls er ihnen mit Lebensstrafe drohete. Der Aufruf war in rohen, aber kräftigen Ausdrücken abgefaßt und mußte auf den gemeinen Mann einen gefährlichen Eindruck machen.

— „Seht den Spitzbuben!" rief die Commandantin. „Was er uns anzumuthen wagt! Wir sollen ihm entgegengehen und die Fahnen ihm zu Füßen legen! O, der Hundsfott! Weiß er denn nicht, daß wir schon vierzig Jahre im Dienste sind, und Gottlob Alles gesehen haben? Hätten sich denn wirklich solche Commandeurs gefunden, die dem Räuber Folge leisteten?"

„Man sollt' es nicht denken," versetzte der Capitain; „aber, wie ich höre, hat der Bösewicht schon viele Festungen eingenommen."

„Er muß doch wohl stark sein," bemerkte Schwabrin.

„Das wollen wir gleich erfahren," sagte der Commandant. „Wasilissa Jegorowna, gieb mir den Schlüssel von der Scheune. Iwan Ignatitsch, bring mal den Baschkiren und befiehl Julay, die Peitsche herzuschaffen."

— „Warte, Iwan Kusmitsch," sagte die Commandantin aufstehend. „Ich muß erst Marien aus dem Hause bringen: wenn die einen Schrei hört, erschrickt sie: und ich selbst, aufrichtig gesagt, bin keine Freundin solcher Untersuchungen."

Die Folter war im alten Gerichtsverfahren so eingewurzelt, daß der wohlthätige Ukas, der sie aufhob, lange ohne alle Wirkung blieb. Man glaubte, das eigne Ge-

ständniß des Verbrechers sei nothwendig, um ihn völlig zu überführen — eine nicht blos unbegründete, sondern dem gesunden Rechtssinn durchaus widersprechende Idee! Denn läßt man das Leugnen des Angeklagten für keinen Beweis seiner Unschuld gelten, so kann noch weniger sein Geständniß ein Beweis seiner Schuld sein. Noch heutzutage begegnen mir alte Juristen, welche die Abstellung des barbarischen Gebrauchs bedauern. Vollends in unserer Zeit, da war Alles von der Nothwendigkeit der Folter überzeugt, Juristen wie Nichtjuristen. Daher hatte der Befehl des Commandanten Keinen von uns verwundert noch erschreckt. Iwan Ignatitsch holte den Baschkiren, welcher in der Scheune, unter Verschluß der Commandantin saß. Nach einigen Minuten kam der Gefangene in den Vorsaal: der Capitain ließ ihn hereinführen.

Mit Mühe schritt der Baschkire über die Schwelle (er hatte Fußeißen an) nahm seine hohe Mütze ab und blieb an der Thür stehen. Ich warf einen Blick auf ihn und fuhr zusammen. Nie werde ich diesen Menschen vergessen. Er schien ein Siebziger zu sein und hatte weder Nase noch Ohren; sein Kopf war rasirt, am Kinn starrten einige graue Haare. Er war klein von Wuchs, hager und gebückt, aber seine Augen blitzten noch feurig.

„Aha!“ sagte der Commandant, der an den schrecklichen Kennzeichen einen der im J. 1741 bestraften Aufrührer erkannt hatte. „Du alter Wolf bist, wie ich sehe, schon in unserer Falle gewesen! Kannst kein Neuling mehr sein, wenn man Dir die Fratze so glatt geschliffen hat. Tritt näher, sage, wer hat Dich abgeschickt?“

Der alte Baschkire schwieg und stierte den Commandanten völlig gedankenlos an.

„Was schweigst Du?“ fuhr der Capitain fort: „Verstehst Du Dummkopf etwa kein Russisch? Julay, frag' ihn doch in Eurer Sprache, wer ihn hergeschickt hat.“

Julay wiederholte auf tatarisch die Frage des Capitains: der Baschkire sah ihn eben so an und erwiederte kein Wort.

„Dich will ich zum Reden bringen," sagte der Commandant. „Jungen, zieht ihm den gestreiften Narrenkittel aus und gerbt ihm den Rücken! Sieh zu, Julay, tüchtig aufgezählt!"

Zwei Invaliden entkleideten den Unglücklichen, in dessen Gesichte sich Unruhe zu äußern anfing: er sah sich nach allen Seiten um, wie ein von Kindern gefangenes Thier. Der eine Invalide legte beide Arme des Alten sich um den Hals und hockte ihn auf, während Julay die Peitsche erhob und ausholte: da stöhnte der Baschkire mit schwacher, flehender Stimme, und mit dem Kopfe nickend, öffnete er den Mund, in welchem statt der Zunge sich ein kurzer Stummel bewegte.

Wenn ich bedenke, daß dies zu meiner Zeit geschah, und daß ich jetzt unter der milden Regierung des Kaisers Alexander lebe, so kann ich mich nicht genug wundern über die raschen Fortschritte der Aufklärung und die Verbreitung der Humanitätslehren. Jüngling, dem diese meine Memoiren in die Hände kommen, merke Dir's, daß die besten und dauerhaftesten Umgestaltungen jene sind, die aus einer Veredelung der Sitten hervorgehen, ohne alle gewaltsamen Erschütterungen.

Alle waren betroffen. „Nun," sagte der Capitain, „von dem bringen wir wohl nichts heraus. Julay, führe ihn in die Scheune zurück. Und jetzt, meine Herren, lassen Sie uns noch mancherlei besprechen."

Wir ergingen uns in Betrachtungen über unsere Lage, als auf einmal Wasilissa Jegorowna aufgeregt und ganz außer Athem ins Zimmer trat.

„Was ist Dir?" fragte der erstaunte Commandant.

— „Ach, es sieht schlimm aus, mein Lieber!" antwortete Wasilissa Jegorowna. Die Festung Nishneosernaja ist heute Morgen erstürmt worden. Der Diener des Vater

Gerassim kommt eben von dort. Er sah, wie man sie einnahm. Der Commandant und alle Offiziere sind aufgehängt, sämmtliche Soldaten gefangen genommen. Eh' wir's uns versehen, sind die Wütheriche hier."

Diese unerwartete Nachricht bestürzte mich gewaltig. Den Commandanten der Festung Nishneosernaja, einen stillen, bescheidenen jungen Mann, hatte ich genau gekannt. Zwei Monate zuvor hatte er mit seiner jungen Frau, aus Orenburg kommend, Iwan Kusmitsch auf der Durchreise besucht. Die Festung Nishneosernaja lag fünfundzwanzig Werste von der unsern. Jeden Augenblick hatten auch wir einen Ueberfall Pugatschew's zu erwarten. Das Schicksal Mariens trat mir lebhaft vor die Seele und ich bebte vor Angst.

„Hören Sie, Iwan Kusmitsch," sagte ich zum Commandanten. „Unsere Pflicht ist's, die Festung bis zu unserm letzten Athemzuge zu vertheidigen. Darüber ist kein Wort zu verlieren. Aber wir müssen daran denken, die Frauen außer Gefahr zu bringen. Schicken Sie sie nach Orenburg, wenn der Weg noch frei ist, oder in eine entfernte sicherere Festung, welche die Bösewichter nicht so bald erreichen dürften."

Der Capitain wandte sich zu seiner Frau mit den Worten: „Höre, Mütterchen, ich dächte auch, wir schicken Euch von hier weg, bis wir mit den Aufrührern fertig werden!"

— „I, warum nicht gar!" versetzte die Commandantin. „Wo wäre die Festung, in die keine Kugeln fliegen? Weshalb ist denn Belogorsk unsicher? Wir leben Gottlob das zweiundzwanzigste Jahr hier; haben auch die Baschkiren und Kirgisen gesehen, kommen hoffentlich auch von Pugatschew los!"

„Nun, Mütterchen," entgegnete der Capitain, „so bleibe Du meinetwegen hier, wenn Du unserer Festung vertraust. Aber was machen wir mit Marien? Gut, wenn wir Widerstand leisten können oder Succurs

erhalten; wie aber, wenn die Bösewichter die Festung nehmen?"

— „Nun dann . . . ." Hier stockte Wasilissa Jegorowna und schwieg, sichtbar im Innersten bewegt.

„Nein, Wasilissa Jegorowna," fuhr der Commandant fort, als er sah, daß seine Worte, vielleicht das erste Mal in seinem Leben, auf sie gewirkt. „Marie kann hier nicht gut bleiben. Wir wollen sie nach Orenburg zu ihrer Pathe schicken. Dort sind Truppen und Kanonen genug und eine steinerne Mauer. Und Dir würde ich rathen, sie dahin zu begleiten. Bedenke doch, was Dir geschehen kann, trotzdem daß Du alt bist, wenn sie die Festung mit Sturm nehmen."

— „Wohl!" sagte die Commandantin: „sei's drum, Marie soll fort. Aber mir fällt's nicht im Traume ein; ich fahre nicht. Was soll ich auf meine alten Tage mich von Dir trennen und ein einsames Grab in der Fremde suchen! Zusammen leben, zusammen sterben!"

„Auch das," sagte der Commandant. „Aber nun zögre nicht. Mache gleich Marien reisefertig. Morgen in aller Frühe schicken wir sie weg und geben ihr auch sicheres Geleit mit, wiewohl wir eben nicht zu viel Leute haben. Wo ist denn Marie?"

— „Bei Akulina Pamphilowna," erwiederte die Commandantin. „Es ist ihr übel geworden, als sie von der Einnahme Nishneosernaja's hörte: ich fürchte, daß sie nicht krank wird. Allmächtiger Gott, was müssen wir erleben!"

Wasilissa Jegorowna ging die Reiseanstalten für ihre Tochter zu treffen. Die Besprechung beim Commandanten dauerte fort; aber ich nahm keinen Theil mehr an ihr und hörte nichts. Marie kam zum Abendessen bleich und verweint. Ueber Tische waren wir Alle still und standen schneller als gewöhnlich auf. Wir empfahlen uns der ganzen Familie und gingen nach Hause. Aber ich hatte absichtlich meinen Degen vergessen und kehrte um,

ihn zu holen. Ich ahnte, daß ich Marien allein treffen würde. Wirklich empfing sie mich an der Thür und überreichte mir meinen Degen.

„Leben Sie wohl, Peter Andrejitsch!“ sagte sie weinend. „Man schickt mich nach Orenburg. Bleiben Sie gesund und glücklich! Vielleicht will es der Herr, daß wir uns wiedersehen, wo nicht ....“

Hier fing sie zu schluchzen an. Ich umarmte sie. „Leb wohl, mein Engel,“ sagte ich, „leb wohl, meine Gute, Einzige! Mir gehe es, wie es wolle, glaube mir, mein letzter Gedanke und mein letztes Gebet wird Dir gelten!“

Marie schluchzte und sank an meine Brust. Ich küßte sie glühend und verließ schnell das Zimmer.

Siebentes Capitel.

Die Erstürmung.

In jener Nacht schlief ich nicht und kleidete mich nicht aus. Ich hatte mir vorgenommen, mit Morgengrauen mich an das Thor der Festung zu begeben, zu welchem Marie hinausfahren sollte, und dort das letzte Mal von ihr Abschied zu nehmen. Ich fühlte eine große Veränderung in mir. Die Erregtheit meiner Seele war mir nicht so peinlich als die Melancholie, in die ich noch jüngst versunken war. Mit dem Schmerz der Trennung flossen in mir unklare aber süße Hoffnungen zusammen, eine unruhige Erwartung der Gefahren und ein Gefühl edler Ehrliebe. Die Nacht verging unmerklich. Schon wollte ich aus dem Hause, da öffnete sich die Thüre meines Zimmers, und der Corporal erschien mit der Anzeige: unsere Kosaken hätten Nachts die Festung verlassen, Julay mit Gewalt fortgeschleppt, und in der Nähe der

Festung streiften unbekannte Menschen umher. Der Gedanke, daß Marie nicht würde abreisen können, erschreckte mich. In aller Hast ertheilte ich dem Corporal einige Befehle und stürzte gleich zum Commandanten.

Es wurde schon hell. Ich flog über die Straße hin, als ich mich rufen hörte. Ich blieb stehen.

„Wo wollen Sie hin?" sagte Iwan Ignatitsch mich einholend. „Der Capitain ist auf dem Walle und hat mich nach Ihnen geschickt. Pugatschew ist angekommen . . ."

— „Ist Marie Iwanowna abgereist?" fragte ich mit Herzklopfen.

„Es war zu spät," antwortete Iwan Ignatitsch: „der Weg nach Orenburg ist abgeschnitten, die Festung umringt. Schlimm, Peter Andrejitsch!"

Wir gingen auf den Wall, eine von der Natur gebildete und mit Pallisaden befestigte Erhöhung. Hier sammelten sich schon alle Bewohner der Festung. Die Garnison stand unter Gewehr. Die Kanone hatte man den Abend zuvor hingeschafft. Der Commandant ging vor seiner kleinen Schaar auf und nieder. Den alten Krieger beseelte die Nähe der Gefahr mit einem ungewöhnlichen Muth. Auf der Steppe in geringer Entfernung von der Feste sah man etliche zwanzig Mann zu Pferde: es schienen Kosaken zu sein, aber unter ihnen befanden sich auch Baschkiren, die an ihren Luchsmützen und Köchern zu erkennen waren. Der Capitain ging um seine Soldaten herum und sagte zu ihnen: „Nun, Kinder, laßt uns heute Stand halten für unsere Herrscherin und der ganzen Welt zeigen, daß wir brave, eidtreue Männer sind!" Die Soldaten gaben laut ihren Eifer zu erkennen. Schwabrin stand neben mir und blickte unverwandt nach dem Feinde. Als die Reiter auf der Steppe die Bewegung in der Festung wahrnahmen, sammelten sie sich in einen Haufen und besprachen sich untereinander. Der Commandant befahl Iwan Ignatitsch die Kanone auf sie zu richten und legte selbst die Lunte an.

Die Kugel schwirrte über sie hin, ohne Jemand zu verwunden. Darauf zerstreuten sie sich, man verlor sie aus dem Gesichte und die Steppe ward leer.

Jetzt erschien Wasilissa Jegorowna auf dem Walle und mit ihr Marie, die von ihr nicht weichen wollte. „Nun, wie ist's?“ sagte die Commandantin: „wie geht die Schlacht, aber wo ist denn der Feind?“

— „Der Feind ist nicht weit,“ erwiederte Iwan Kusmitsch: „mit Gottes Hilfe wird Alles gut gehen. Du fürchtest Dich wohl recht, Marie?“

„Nein, Papa,“ antwortete Marie: „wenn ich zu Hause allein bin, fürchte ich mich mehr.“ Hier warf sie einen Blick auf mich und zwang sich zu lächeln. Ich preßte unwillkürlich den Griff meines Degens, indem ich mich erinnerte, daß ich ihn den Abend zuvor aus ihren Händen erhalten, gleichsam zum Schutze meiner Geliebten. Mir glühte das Herz. Ich dachte mich als ihren Ritter: ich brannte vor Verlangen, mich ihres Vertrauens werth zu beweisen, und mit Ungeduld erwartete ich den entscheidenden Augenblick.

Da kamen hinter der Anhöhe, die eine halbe Werst von der Festung sich befand, neue Reiterscharen zum Vorschein, und bald war die Steppe mit einer Menge Bewaffneter übersät. Sie trugen Speere und Köcher; unter ihnen ritt auf weißem Roß ein Mann im rothen Kaftan, mit blankem Säbel in der Hand. Das war Pugatschew selbst. Er hielt an; mehrere umringten ihn, und auf seinem Befehl, wie es schien, trennten sich vier Mann vom Haufen und sprengten in vollem Galopp bis dicht an die Festung. Wir erkannten in ihnen unsere Verräther. Der Eine hielt ein Blatt Papier über seiner Mütze; auf des Andern Speer stak das Haupt Julay's, das er abschüttelte und über die Pallisaden zu uns herüberwarf. Der Kopf des armen Kalmücken fiel dem Commandanten vor die Füße. Die Verräther riefen: „Schießt nicht, kommt heraus zum Kaiser. Der Kaiser ist hier!“

— „Ich will Euch!“ schrie der Capitain. „Kinder, Feuer!“

Unsere Soldaten gaben eine Salve. Der Kosak, welcher das Blatt hielt, wankte und stürzte vom Pferde; die Andern sprengten zurück. Ich sah nach Marien. Erschreckt vom Anblick des blutigen Hauptes, betäubt von der Salve, stand sie wie besinnungslos da. Der Commandant rief den Corporal und befahl ihm, dem getödteten Kosaken das Blatt aus der Hand zu nehmen. Der Corporal ging hinaus und führte zurückkommend, das Pferd des Getödteten am Zügel. Er überreichte dem Commandanten die Schrift. Iwan Kusmitsch las sie für sich und zerriß sie dann in Stücke. Unterdeß gingen die Empörer augenscheinlich ans Werk. Bald pfiffen uns die Kugeln um die Ohren und einige Pfeile blieben vor uns im Boden und in den Pallisaden stecken.

„Wasilissa Jegorowna!“ sagte der Commandant, „hier ist nichts für Frauen. Bringe Marien weg: Du siehst ja, das Mädchen ist halbtodt.“

Wasilissa Jegorowna, die sich mit Kugeln vertraut gemacht, blickte nach der Steppe, auf der sich eine große Bewegung zeigte. Darauf wandte sie sich zu ihrem Manne mit den Worten: „Iwan Kusmitsch, Leben und Tod ist in Gottes Hand — segne Marien. Marie, geh zum Vater.“

Bleich und zitternd trat Marie zu ihrem Vater, kniete hin und neigte sich vor ihm zur Erde. Der alte Commandant bekreuzte sie drei Mal, dann hob er sie auf, küßte sie und sprach, während ihm die Stimme versagte: „Nun, Mariechen, sei glücklich! Bete zu Gott: er wird Dich nicht verlassen. Findest Du einen guten Mann, so gebe Euch Gott Liebe und Einigkeit! Lebt miteinander wie ich und Wasilissa Jegorowna. Nun, leb wohl, Mariechen. Wasilissa Jegorowna, führe sie schnell weg.“ Marie warf sich ihm um den Hals und schluchzte.

— „So laß uns auch Abschied nehmen," sagte die Commandantin weinend. „Leb wohl, mein Guter, verzeih mir, wenn ich Dich jemals gekränkt!"

„Leb wohl, leb wohl, Mütterchen!" sagte der Commandant, seine Alte umarmend. „Nun genug, geht nach Hause; und wenn es noch Zeit ist, laß Marien einen Sarafan *) anziehen."

Die Commandantin entfernte sich mit ihrer Tochter. Ich blickte Marien nach, sie sah sich um und nickte mir mit dem Kopfe.

Jetzt wandte sich der Capitain zu uns und richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf den Feind. Die Empörer hatten sich dicht um ihren Anführer geschart und stiegen auf einmal von den Pferden. „Nun steht fest," sagte der Commandant: „der Sturm geht an."

In diesem Augenblick erscholl ein fürchterliches Geschrei und Getöse. Die Aufrührer rannten die Festung hinan. Unsere Kanone war mit einer Kartätsche geladen. Der Commandant ließ die Feinde ganz nahe herankommen und auf einmal feuerte er ab. Die Kartätsche fuhr mitten in den Haufen, die Rebellen prallten zurück und wichen nach beiden Seiten auseinander. Der Anführer blieb allein voran. Er focht mit dem Säbel durch die Luft und schien sie mit Hitze aufzumuntern ... Alsbald erneute sich das Getöse und Geschrei, das auf einen Augenblick verstummt war.

„Nun, Kinder," sagte der Commandant: „jetzt öffnet die Thore, rührt die Trommel! Vorwärts, Kinder! zum Ausfall! mir nach!"

Der Commandant, Iwan Ignatitsch und ich waren flugs hinter dem Walle; aber die geängstete Garnison rührte sich nicht. „Was steht Ihr, Kinderchen?" rief Iwan Kusmitsch. „Wenn's einmal sein soll, laßt uns sterben — das ist Dienstpflicht!"

---

*) Das Nationalkleid der russischen Bäuerinnen. A. d. Ü.

In diesem Augenblick stürmten die Rebellen auf uns los und drangen in die Festung. Die Trommel verstummte. Die Garnison warf das Gewehr von sich. Mich hatte man umgerannt, aber ich erhob mich und ging mit den Rebellen in die Festung. Der Commandant, am Kopfe verwundet, stand in einen Haufen von Wütherichen, die ihm die Schlüssel abverlangten. Ich eilte ihm zu Hilfe, aber einige handfeste Kosaken packten mich und banden mich mit Gürteln. „Wartet Ihr Widerspenstigen," sagten sie. „Ihr sollt's kriegen!" Man schleppte uns über die Gassen. Die Einwohner traten aus ihren Häusern mit Brod und Salz. Die Glocken läuteten. Auf einmal erscholl es unter der Menge, der Kaiser erwarte auf dem Marktplatz die Gefangenen und würde den Eid annehmen. Das Volk strömte hin; auch wir wurden hingetrieben.

Pugatschew saß auf einem Stuhle vor der Thür des Commandantenhauses. Er trug einen schönen Kosakenkaftan mit Tressen; auf dem Kopfe eine hohe Zobelmütze mit goldenen Troddeln, die ihm bis an die funkelnden Augen ging. Sein Gesicht kam mir bekannt vor. Die Kosakenältesten umgaben ihn: der Pfarrer Gerassim stand bleich und zitternd an der Treppe, das Kreuz in Händen, und schien ihn schweigend um Gnade zu flehen für die nahenden Opfer. Auf dem Platze wurde schnell ein Galgen errichtet. Als wir uns näherten, jagten die Baschkiren das Volk auseinander und stellten uns vor Pugatschew. Das Glockengeläute verstummte. Tiefe Stille trat ein.

„Welcher ist der Commandant?" fragte der Usurpator. Unser Urädnik trat aus dem Haufen und zeigte auf Iwan Kusmitsch. Pugatschew warf dem Greis einen drohenden Blick zu und sagte: „Wie wagtest Du es, mir, Deinem Kaiser, Dich zu widersetzen?"

Der Commandant, von seinen Wunden erschlafft, nahm seine letzten Kräfte zusammen und erwiederte mit

fester Stimme: „Du bist mein Kaiser nicht, Du bist ein Dieb und Betrüger, hörst Du!“

Pugatschew zog die Brauen finster zusammen und winkte mit seinem weißen Tuche. Da ergriffen einige Kosaken den alten Capitain und schleppten ihn zum Galgen. Auf dem Querbalken desselben zeigte sich reitend der verstümmelte Baschkire, den wir Tags zuvor verhört hatten. Er hielt den Strick in der Hand und eine Minute darauf sah ich den armen Iwan Kusmitsch in die Höhe gezogen. Darauf führte man Iwan Ignatitsch vor Pugatschew. „Leiste den Eid,“ sagte ihm dieser: „ich bin Dein Kaiser Peter Feodorowitsch!“

— „Du bist mein Kaiser nicht!“ erwiederte Iwan Ignatitsch, die Worte seines Capitains wiederholend, „Du, Alterchen, bist ein Dieb und Betrüger!“

Pugatschew winkte abermals mit dem Tuche und der gute Leutnant hing neben seinem alten Obern.

Die Reihe war an mir. Ich sah Pugatschew keck an, bereit, die Antwort meiner hochherzigen Genossen zu wiederholen. Da erblickte ich zu meinem unbeschreiblichen Erstaunen unter den Rebellenältesten Schwabrin, das Haar rund gestutzt und im Kosakenkaftan. Er trat zu Pugatschew und sagte ihm einige Worte ins Ohr. „Hängt ihn auf!“ rief Pugatschew, ohne mich nur anzusehen. Man warf mir die Schlinge um den Hals; ich begann ein leises Gebet zu sprechen, voll aufrichtiger Reue bat ich Gott um Vergebung meiner Sünden und um das Heil Derer, die meinem Herzen nahe waren. Man schleppte mich zum Galgen. „Fürchte nichts, fürchte nichts,“ sagten mir die Mörder, vielleicht um mich wirklich zu ermuthigen. Auf einmal hörte ich den Ruf: „Halt, Verdammte . . . wartet!“ Die Henker blieben stehen. Ich sah hin: Saweljitsch lag zu den Füßen Pugatschew's. „Erbarme Dich!“ rief mein armer Wärter. „Was hast Du davon, daß Du das Kind meines Herrn todt machst! Laß ihn frei, Du bekommst ein

schönes Lösegeld für ihn: und willst Du durchaus ein abschreckendes Beispiel geben, so laß mich alten Mann hängen!"

Auf ein Zeichen Pugatschew's wurde ich losgebunden. „Unser Vater begnadigt Dich," sagte man mir. Ich kann nicht behaupten, daß ich in diesem Augenblick mich über meine Rettung gefreut, doch eben so wenig, daß es mir darum leid gewesen. Meine Empfindungen waren zu unklar. Man führte mich wieder vor den Usurpator und ließ mich vor ihm knien. Pugatschew reichte mir seine sehnige Hand. „Küsse die Hand, küsse die Hand!" erscholl es um mich her. Aber ich hätte die fürchterlichste Strafe einer so elenden Selbsterniedrigung vorgezogen.

„Mein lieber Peter Andrejitsch!" flüsterte mir Saweljitsch zu, der hinter mir stand und mich stieß. „Sei nicht halsstarrig. Was schadet Dir's denn? spuck' aus und küsse dem Böse ... wollt' ich sagen, küsse ihm die Hand."

Ich rührte mich nicht. Pugatschew ließ seine Hand sinken und sagte höhnisch. „Seine Wohlgeboren scheinen ganz von Sinnen zu sein vor Freude. Hebt ihn auf!" Man erhob mich und ließ mich frei.

Ich sah nun der Fortsetzung dieses schauervollen Drama's zu.

Die Einwohner leisteten den Eid. Einer nach dem Andern trat heran, küßte das Crucifix und neigte sich darauf vor dem Usurpator. Auch die Garnisonssoldaten standen da. Der Regimentsschneider mit seiner stumpfen Scheere bewaffnet, schnitt ihnen die Zöpfe ab. Sie schüttelten sich und gingen Pugatschew die Hand zu küssen, der ihnen Verzeihung ankündigte und sie in seine Bande aufnahm. Dies Alles dauerte an drei Stunden. Endlich erhob sich Pugatschew und stieg in Begleitung der Kosakenältesten von der Treppe herab. Man führte ihm sein weißes, reichgeschirrtes Roß vor. Zwei Kosaken

faßten ihn unter den Arm und hoben ihn in den Sattel. Er zeigte dem Pfarrer Gerassim an, daß er bei ihm zu Mittag essen würde.

In diesem Augenblick hörte ich eine weibliche Stimme. Wasilissa Jegorowna, halbnackt, zerzaust, wurde von einigen Räubern herausgeschleppt. Der Eine hatte bereits ihr Hauskleid an. Die Andern trugen Betten, Kisten, Theegeschirr, Wäsche und alles Geräth.

„Habt Mitleid!“ schrie die arme Alte, „nehmt Gott zu Herzen!“ Ich beschwöre Euch, führt mich zu Iwan Kusmitsch!“ Plötzlich fiel ihr Blick auf den Galgen und sie erkannte ihren Mann „Bösewichter!“ rief sie entsetzt: „was habt Ihr mit ihm gemacht? Ach, mein guter, einziger Mann! Du treues Soldatenherz! Dich haben weder die preußischen Bajonette, noch die türkischen Kugeln getroffen, nicht im ehrlichen Kampf hast Du Dein Leben verloren — ein entlaufener Verbrecher hat Dich gemordet! . . .“

„Schafft die alte Hexe weg!“ sagte Pugatschew. Da hieb sie ein junger Kosak mit dem Säbel auf den Kopf und sie fiel todt auf die Stufen nieder.

Pugatschew ritt fort. Das Volk stürzte ihm nach.

Achtes Capitel.

Ein ungebetener Gast.

Der Marktplatz war leer. Ich stand noch immer auf einem Fleck und konnte meine Gedanken nicht zusammenhalten, so hatten mich die schrecklichen Eindrücke verwirrt.

Die Ungewißheit über Mariens Schicksal quälte mich am meisten. Wo ist sie? was ist aus ihr geworden? hat sie sich verstecken können? und ist ihr Zufluchtsort

sicher? .... Voller Angst und Unruhe trat ich in das Commandantenhaus .... Alles öde, Tische, Stühle, Kasten zerbrochen, das Geschirr zerschlagen, alles auseinandergeschleppt ... Ich lief die kleine Treppe hinauf, die in die Oberstube führte, und zum ersten Mal in meinem Leben trat ich in Mariens Zimmer. Ich sah ihr Bett von den Räubern durchgewühlt; der Schrank war zerbrochen und geplündert, das Lämpchen brannte noch vor dem leeren Bilderschrein. Auch ein Spiegel hing noch zwischen den beiden Fenstern ... Und wo war die Bewohnerin dieser bescheidenen, jungfräulichen Zelle? Ein schrecklicher Gedanke durchzuckte mich: ich dachte sie mir in den Händen der Räuber .... Es preßte mir das Herz zusammen ... Ich fing an bitterlich zu weinen und rief laut den Namen meiner Geliebten ... In diesem Augenblicke hörte ich ein leises Geräusch und hinter dem Schranke hervor trat Palascha, bleich und zitternd.

„Ach, Peter Andrejitsch!" sagte sie, die Hände zusammenschlagend: „was für ein Tag! welche Leiden!"

— „Wo ist Marie?" fragte ich ungeduldig, „was macht Marie Iwanowna?"

„Das Fräulein lebt," erwiederte Palascha; „sie ist bei Akulina Pamphilowna versteckt."

— „Bei der Pfarrerin!" rief ich mit Schrecken: „mein Gott! dort ist ja Pugatschew!"

Ich stürzte aus dem Zimmer. Augenblicks war ich auf der Straße, ohne zu sehen und zu hören lief ich über Hals und Kopf nach dem Hause des Pfarrers. Dort wurde geschrien, gelacht, gesungen. Pugatschew schmauste mit seinen Genossen. Palascha lief mir nach. Ich schickte sie, die Pfarrerin heimlich herauszurufen: nach einem Augenblick trat diese zu mir in den Vorsaal mit einer leeren Flasche in der Hand.

„Um Gottes willen! wo ist Marie Iwanowna?" fragte ich sie in unbeschreiblicher Aufregung.

— „Das gute Täubchen liegt auf meinem Bette,

dort hinter dem Verschlag. Na, Peter Andrejitsch, beinahe war's um sie geschehen; doch Gottlob es lief glücklich ab. Der Bösewicht hatte sich kaum zu Tische gesetzt, als die Arme erwachte und zu stöhnen anfing. Ich fiel fast um vor Schreck. Er hörte es. „Wer ächzt denn dort bei Dir, Alte?“ Ich sage zu dem Halunken mit tiefer Verbeugung: meine Nichte, Herr, sie ist krank, liegt schon die andere Woche. „Ist Deine Nichte jung?“ — Ja wohl, Herr, jung. — „Laß mich doch Deine Nichte sehen, Alte.“ Mir hämmerte ordentlich das Herz: doch da half nichts. — Wenn's Euch beliebt, Herr! aber das Mädchen kann nicht aufstehen und zu Euer Gnaden herkommen. — „Thut nichts, Alte, ich gehe hin und besehe sie mir.“ Und wirklich trat der Ruchlose hinter den Verschlag: was denkst Du! Er zog wirklich den Vorhang weg und blickte sie mit seinen Falkenaugen an — aber dem Himmel sei gedankt, es geschah weiter nichts. Glaubst Du wohl, ich und mein Alter waren schon auf den Martertod gefaßt. Zum Glück hatte mein Täubchen ihn gar nicht erkannt. Allmächtiger Gott, wir haben eine schöne Zeit erlebt! Das muß man sagen! Armer Iwan Kusmitsch! wer hätte das gedacht! Und Wasilissa Jegorowna! Und Iwan Ignatitsch! Warum ihn? Wie kam's, daß man Sie verschont hat? Aber wie gefällt Ihnen Schwabrin? Hat sichs Haar rund gestutzt und schmaust hier mit ihnen zusammen! Ein flinker Bursche, das muß man sagen! Und wie ich von meiner Nichte sprach, glauben Sie wohl, da warf er mir einen Blick zu, wie wenn er mich mit einem Messer durchbohrte: aber er verrieth nichts, gedankt sei ihm wenigstens dafür.“ — In diesem Augenblick erscholl das wüste Geschrei der Zecher und die Stimme des Pfarrers Gerassim. Die Gäste verlangten Wein und der Wirth rief seine Ehehälfte. Die Pfarrerin sputete sich. „Gehen Sie nach Hause, Peter Andrejitsch,“ sagte sie, „jetzt haben Sie hier nichts zu thun.

Die Bösewichter zechen; Sie sind verloren, wenn Sie ihnen in der Trunkenheit unter die Hände kommen. Leben Sie wohl, Peter Andrejitsch. Was einmal geschehen soll, geschieht. Vielleicht verläßt uns der Herr doch nicht!"

Die Pfarrerin ging. Einigermaßen beruhigt begab ich mich nach meiner Wohnung. Als ich am Marktplatze vorüberkam, sah ich einige Baschkiren sich um den Galgen drängen und den Gehängten die Stiefel abziehen. Mit Mühe hielt ich den Ausbruch meines Unwillens zurück, da ich wohl fühlte, daß ich mich fruchtlos auflehnen würde. Durch die Festung rannten die Räuber umher und plünderten die Offiziershäuser. Ueberall hörte man das Geschrei zechender Rebellen. Ich kam nach Hause, Saweljitsch empfing mich an der Schwelle. „Gott sei Dank!" rief er, als er mich erblickte, „ich dachte schon, daß Dich die Wütheriche wieder aufgegriffen hätten. Na, lieber Peter Andrejitsch, wirst Du glauben, Alles haben sie uns genommen, die Spitzbuben! Kleider, Wäsche, Geschirr, nichts haben sie gelassen. Doch was liegt daran! Gottlob, daß sie Dich am Leben ließen! Aber hast Du den Hetman erkannt, Herr?"

— „Nein, wer ist er denn?"

„Wie, mein Lieber? Du erinnerst Dich nicht jenes Saufbolds, der Dir im Gasthofe den Pelzrock abgelockt hat? Weißt Du, den schönen Hasenpelz, der noch vollkommen neu war: und er, die Bestie, hat ihn ganz aufgerissen, wie er ihn über sich zog."

Ich stutzte. In der That hatte Pugatschew eine frappante Aehnlichkeit mit meinem Führer. Ich überzeugte mich, daß Pugatschew und dieser ein und dieselbe Person waren, und nun begriff ich den Grund der mir erwiesenen Schonung. Ich konnte mich nicht genug über die sonderbare Verkettung der Umstände wundern. Ein Knabenrock, den ich einem Vagabunden geschenkt, rettete

mich aus der Schlinge, und ein Säufer, der sich in den Gasthöfen umhergetrieben, besetzte Festungen und erschütterte das Reich.

„Willst Du nicht was essen?“ fragte mich Saveljitsch, der in seinen Gewohnheiten unwandelbar blieb. „Im Hause ist nichts da; will sehen, ob sich was aufbringen läßt, dann bereit' ich Dir's.“

Als ich allein war, vertiefte ich mich in Gedanken. Was sollte ich thun? In einer Festung zu bleiben, die in der Gewalt des Verbrechers, oder gar seiner Bande zu folgen, war eines Offiziers unwürdig. Die Pflicht gebot mir dahin zu eilen, wo ich meinem Vaterlande unter den gegenwärtigen schwierigen Umständen noch dienen konnte .... Aber die Liebe mahnte mich dringend, Marien nicht zu verlassen und ihr Beschützer, ihr Vertheidiger zu sein. Ob ich gleich eine rasche und unzweifelhafte Wendung der Verhältnisse voraussah, so mußte ich doch zittern, wenn ich mir die Gefahr ihrer Lage dachte.

Meine Betrachtungen unterbrach die Ankunft eines Kosaken, der mit der Meldung hereintrat: „Der große Kaiser ruft Dich.“

— „Wo ist er denn?“ fragte ich, bereit zu folgen.

„Im Commandantenhause,“ erwiederte der Kosak. „Nach dem Essen begab sich unser Herr ins Bad und jetzt ruht er aus. Na, Ew. Gnaden, an Allem sieht man, daß er eine bedeutende Person ist; bei Tische hat er zwei gebratene Ferkel aufgezehrt, und im Dampfbad verträgt er eine Hitze, die selbst Taras Kurotschkin nicht aushalten konnte: dann gab er Taras den Besen, und mit Mühe ist er durch kaltes Wasser wieder zu sich gekommen. Ja, das muß man sagen, alle seine Manieren sind so großartig .... Und im Bade, wie ich hörte, hat er seine kaiserlichen Kennzeichen an beiden Brüsten gezeigt: auf der einen ein doppelköpfiger Adler in der Größe eines Fünfkopekenstückes, und auf der anderen seine eigne Gestalt.“

Ich fand es nicht nöthig, die Meinungen des Kosaken zu bestreiten, und begab mich mit ihm ins Commandantenhaus, während ich mir schon im Voraus die Zusammenkunft mit Pugatschew ausmalte und zu errathen suchte, wie sie enden würde. Der Leser kann sich leicht denken, daß ich nicht ganz kaltblütig war.

Es fing an dunkel zu werden, als ich dem Commantenhause mich näherte. Schaurig ragte der Galgen mit seinen Opfern. Der Leichnam des Commandanten lag noch immer vor der Treppe, an welcher zwei Kosaken Wache hielten. Der Kosak, mit dem ich kam, ging mich zu melden, erschien aber gleich wieder und führte mich in das Zimmer, in welchem ich den Abend zuvor von Marien so zärtlichen Abschied genommen hatte.

Ein ungewöhnliches Bild stellte sich mir dar. An einem gedeckten Tische, auf welchem Flaschen und Gläser standen, saßen Pugatschew und zehn Kosakenälteste in Mützen und farbigen Hemden, vom Wein erhitzt, mit rothen Gesichtern und funkelnden Augen. Ich sah unter ihnen weder Schwabrin noch unsern Urädnik, die neugeworbenen Verräther.

„Ah, Euer Wohlgeboren!“ sagte Pugatschew, als er meiner ansichtig wurde, „Platz gemacht! Haben Sie die Güte!“ — Die Anwesenden rückten zusammen. Ich setzte mich schweigend an eine Ecke des Tisches. Mein Nachbar, ein junger, hübscher Kosak, schenkte mir ein Glas schlechten Weines ein, den ich nicht anrührte. Neugierig betrachtete ich die Versammlung. Pugatschew, welcher den ersten Platz einnahm, stützte sich auf den Tisch und stemmte die breite Faust an seinen schwarzen Bart. In seinen regelmäßigen und ziemlich angenehmen Zügen lag nichts Wildes. Er wendete sich oft an einen Funfziger, den er bald Graf, bald Timofejitsch nannte, und bisweilen „Vetterchen“ titulirte. Alle benahmen sich gegen einander wie Kameraden und dem Anführer wurde keine sonderliche Bevorzugung erwiesen. Man sprach

von der Stürmung am Morgen, vom Erfolg des Aufruhrs und von den künftigen Thaten. Jeder prahlte, machte seine Vorschläge und bestritt ganz freimüthig Pugatschew. Und in diesem seltsamen Kriegsrathe wurde beschlossen, Orenburg anzugreifen — ein keckes Unternehmen, das beinahe ein recht trauriger Erfolg gekrönt hätte! Der Feldzug wurde auf den morgenden Tag angesetzt.

„Nun, Brüder,“ sagte Pugatschew, „laßt uns vor dem Schlafengehen mein Lieblingslied anstimmen. Tschumakow! sang an!“

Mein Nachbar stimmte im Discant das melancholische Räuberlied*) an und Alle fielen im Chor ein:

Rausche nicht, Väterchen, du grüner Eichenwald,
Störe mich wackern Jüngling nicht in den Gedanken mein.
Morgen muß ich wackrer Jüngling zu dem Verhöre gehn,
Vor den gestrengen Richter, vor den Zaren selbst.
Wird der Herr und Zar wohl also befragen mich:
Du sage mir, Kindchen, sage Du Bauernsohn,
Mit wem doch hast Du gestohlen, mit wem geraubt?
Waren noch viel der Gefährten mit Dir?
Ich will Dir sagen, Du Hoffnung, rechtgläub'ger Zar,
Alles bekenn' ich getreu Dir, die Wahrheit ganz:
Wohl der Gefährten hatt' ich noch viere bei mir,
Mein erster Gefährte, das war die finstre Nacht,
Und mein zweiter Gefährte — das Messer von Stahl,
Und mein dritter Gefährte — mein wackres Roß,
Und mein vierter Gefährte — der Bogen straff,
Meine Boten das waren die Pfeile hart.
Alsdann spricht die Hoffnung mein, der rechtgläub'ge Zar:
Brav gemacht, Kindchen, brav Du Bauernsohn!
Wußtest stehlen zu gehen, wußtest Rede zu stehn;
Dafür will ich Dich, Kindchen, beschenken auch,
Mitten im Feld mit hohem Holzgebäu —
Mit zwei Pfählen und einem Querbalken dran.

---

*) Eines der ältesten und schönsten unter jenen russischen Volksgedichten, die als „Lieder verwegener Leute“ bezeichnet werden. Ich habe dasselbe nebst anderen dieser Art bereits in mei-

Ich kann es nicht sagen, welchen Eindruck dieses Volkslied vom Galgen auf mich machte, als ich es hier von Leuten singen hörte, die selbst dem Galgen geweiht waren. Ihre finsteren Gesichter, ihre klangvollen Stimmen, der melancholische Ausdruck, welchen sie dem ohnehin ausdrucksreichen Texte gaben — Alles das erfüllte mich mit einem gewissen poetischen Schauer.

Die Gäste leerten noch einmal ihre Gläser, standen auf und empfahlen sich Pugatschew. Ich wollte ihnen folgen; aber Pugatschew rief mir zu: „Bleib sitzen, mit Dir hab' ich zu sprechen." Wir blieben allein.

Einige Minuten dauerte unser gegenseitiges Stillschweigen. Pugatschew blickte mich unverwandt an, nur bisweilen sein linkes Auge zublinzelnd mit einem erstaunlichen Ausdruck von Hohn und Schelmerei. Endlich lachte er hell auf, und zwar mit so ungeheuchelter Lustigkeit, daß auch ich lachen mußte, wie ich ihn ansah, ohne eigentlich zu wissen warum.

„Nun, Euer Wohlgeboren!" sagte er mir, „hattest wohl rechte Angst, gesteh' es doch, als meine Jungen Dir den Strick um den Hals warfen? Nicht wahr, es wurde Dir gelb vor den Augen? Und Du hättest ganz gewiß gebaumelt, wenn nicht Dein Diener. Ich erkannte gleich den alten Graukopf. Sage, hättest Du Dir's gedacht, daß der Mensch, der Dich damals in den Gasthof führte, der große Kaiser selbst war? (Hier nahm er eine ernste und geheimnißvolle Miene an.) Du hast Dich stark gegen mich vergangen," fuhr er fort: „aber ich begnadigte Dich um Deiner Güte willen, darum, daß Du mir einen Dienst erwiesen, als ich gezwungen war, mich vor meinen Feinden zu verbergen. Doch Du sollst sehen, ich werde Dich noch ganz anders belohnen, wenn ich im Besitze meines Reiches bin! Versprichst Du mir nun, mit Eifer zu dienen?"

---

nem Buche: „Die schönwiss. Literatur der Russen. Leipz. 1843" mitgetheilt. A. d. Ü.

Die Frage des Spitzbuben und seine Keckheit kamen mir so spaßhaft vor, daß ich mich eines Lächelns nicht enthalten konnte.

„Worüber lächelst Du?“ fragte er mich finster. „Glaubst Du etwa nicht, daß ich der große Kaiser bin? Antworte mir offen.“

Ich ward bestürzt. Den Vagabunden als Kaiser anzuerkennen war ich nicht im Stande: das hielt ich für unverzeihlichen Kleinmuth. Nannte ich ihn ins Gesicht einen Betrüger, so setzte ich mich dem Verderben aus; das aber, wozu ich am Galgen bereit war, vor dem ganzen Volke, in der ersten Wallung des Unmuths, schien mir diesmal eine unnütze Großthuerei. Ich schwankte. Pugatschew erwartete düstern Gesichtes meine Antwort. Endlich (noch jetzt erinnere ich mich mit Selbstzufriedenheit dieses Augenblicks) siegte das Pflichtgefühl in mir über die menschliche Schwäche. Ich antwortete Pugatschew: „Höre, ich will ganz aufrichtig zu Dir reden: urtheile doch selbst, kann ich Dich für den Kaiser anerkennen? Du bist ein vernünftiger Mensch, Du würdest selbst einsehen, daß ich heuchle.“

— „Wer bin ich denn also nach Deiner Meinung?“

„Das weiß der Himmel! aber wer Du auch immer sein magst, Du spielst ein gefährliches Spiel!“

Pugatschew warf mir einen durchdringenden Blick zu. „So glaubst Du nicht,“ sagte er, „daß ich der Kaiser Peter Feodorowitsch bin? Nun, wohl. Aber gewinnt denn nicht, wer wagt? Ist nicht vor Alters Grischka Otrepjew *) auf den Thron gekommen? Denke von mir, was Du willst, nur bleibe bei mir. Was geht Dich denn jeder Andere an? Ist's kein Probst, so ist's ein Pfarrer. Diene mir nur treu und ehrlich und ich will Dich zum Feldmarschall, zum Fürsten ernennen. Was meinst Du?“

---

*) Der eigentliche Name des falschen Demetrius.

„Nein," antwortete ich standhaft. „Ich bin ein Edelmann von Geburt. Ich habe der Kaiserin den Eid geleistet, Dir kann ich nicht dienen. Wenn Du es wirklich gut mit mir meinst, so laß mich nach Orenburg ziehen."

Pugatschew wurde nachdenklich. — „Und wenn ich Dich ziehen lasse," sagte er: „versprichst Du mir wenigstens, nichts gegen mich zu thun?"

„Wie kann ich Dir das versprechen?" erwiederte ich. „Du weißt ja, ich bin nicht mein eigner Herr. Schickt man mich wider Dich, so muß ich gehen, da hilft nichts. Du bist jetzt selbst Befehlshaber, forderst selbst Gehorsam von den Deinigen. Wie sähe denn das aus, wenn ich mich dem Dienst entziehe, wo man meines Dienstes bedarf? Mein Leben ist in Deiner Gewalt: läßt Du mich los, so habe Dank, tödtest Du mich, so verzeih' Dir's Gott — ich aber sagte Dir die Wahrheit!"

Meine Aufrichtigkeit überraschte Pugatschew. „Sei's drum!" rief er mir auf die Schulter klopfend. „Straf' ich, so straf' ich, begnad' ich, so begnad' ich. Zieh' wohin Du willst und thu', was Dir beliebt. Morgen laß uns Abschied nehmen, jetzt geh' schlafen; auch mich schläfert's."

Ich verließ Pugatschew und trat hinaus. Es war eine stille, frostige Nacht. Der Mond und die Sterne beschienen hell den Marktplatz und den Galgen. In der Festung war Alles ruhig und dunkel. Nur in der Schenke sah man Licht und hörte noch das Geschrei einiger späten Zecher. Ich blickte nach dem Hause des Pfarrers. Thür und Fensterladen waren geschlossen. Es schien dort Alles still zu sein.

Zu Hause fand ich Saweljitsch betrübt über mein Ausbleiben. Als ich ihm meine Befreiung mittheilte, war er unbeschreiblich froh. „Lob und Dank Dir, Allmächtiger!" sagte er, sich bekreuzend. „In aller Frühe verlassen wir die Festung und fahren, ohne uns umzu-

sehen. Ich habe Dir was bereitet: iß, mein Lieber, und schlafe bis zum Morgen, wie in Christi Schooß."

Ich folgte seinem Rath, und nachdem ich mit großem Appetit zu Abend gegessen, schlief ich, körperlich und geistig ermattet, auf den nackten Dielen ein.

Neuntes Capitel.

Die Trennung.

Frühmorgens weckte mich Trommelschlag. Ich begab mich auf den Versammlungsplatz. Dort ordneten sich bereits die Scharen Pugatschew's um den Galgen, an welchem noch die gestrigen Opfer hingen. Die Kosaken waren zu Pferde, die Soldaten unter Gewehr. Die Fahnen weheten. Einige Kanonen, unter welchen ich auch die unsrige erkannte, standen auf den Lafetten. Sämmtliche Einwohner befanden sich ebenfalls hier, den Usurpator erwartend. An der Treppe des Commandantenhauses hielt ein Kosak ein weißes Pferd von kirgisischer Race am Zügel. Ich suchte mit den Augen den Leichnam der Commandantin: er lag etwas seitwärts, mit einer Bastmatte bedeckt. Endlich erschien Pugatschew. Das Volk nahm die Mützen ab. Pugatschew blieb auf der Treppe stehen und grüßte Alle. Einer der Aeltesten reichte ihm einen Sack mit Kupfergeld, das er mit vollen Händen ausstreute. Das Volk stürzte sich mit Geschrei danach, wobei es nicht ohne Verwundungen ablief. Pugatschew war von den Ersten seiner Helfershelfer umgeben. Auch Schwabrin stand unter ihnen. Unsere Blicke begegneten sich. Er konnte in den meinigen Verachtung lesen und wandte sich ab mit dem Ausdruck wahrhafter Erbitterung und geheuchelten Spottes. Als Pugatschew unter der Menge mei-

ner ansichtig ward, nickte er mir mit dem Kopfe und rief mich zu sich. „Höre," sagte er mir, „begieb Dich sofort nach Orenburg und eröffne in meinem Namen dem Gouverneur und sämmtlichen Generalen, daß sie mich in einer Woche zu erwarten haben. Rathe ihnen, mich mit kindlicher Liebe und Gehorsam zu empfangen, widrigenfalls sie der härtesten Strafe nicht entgehen. Glückliche Reise, mein Herr!" Darauf wandte er sich zum Volke und sagte, auf Schwabrin deutend: „Hier, Kinder, habt Ihr Euern neuen Commandanten. Ihr sollt ihm in Allem Folge leisten, und er hat mir für Euch und die Festung zu stehen."

Mit Schrecken hörte ich diese Worte: Schwabrin der Befehlshaber der Festung! Marie bleibt in seiner Gewalt! Gott, wie wird es ihr ergehen!

Pugatschew stieg die Treppe herab. Man führte ihm sein Pferd vor. Behend sprang er in den Sattel, ohne sich von den Kosaken hinaufheben zu lassen.

In diesem Augenblicke sah ich, wie mein Saweljitsch aus der Menge hervortrat, sich Pugatschew näherte und ihm ein Blatt Papier überreichte. Ich konnte mir gar nicht denken, was daraus werden sollte.

„Was ist das?" fragte Pugatschew ernst.

— „Lies, so wirst Du sehen," antwortete Saweljitsch.

Pugatschew nahm das Blatt und betrachtete es lange mit bedeutsamer Miene. Endlich sagte er: „Was schreibst Du so unleserlich? Unsere fürstlichen Augen bringen hier nichts heraus. Wo ist mein Obersecretair?"

Ein junger Mann in Corporalsuniform eilte flink herbei. „Lies laut," sagte der Usurpator, ihm das Blatt übergebend. — Ich war sehr neugierig zu erfahren, was mein Wärter dem Pugatschew zu schreiben hatte. Der Obersecretair buchstabirte laut Folgendes:

„Zwei Schlafröcke, ein leinener und ein gestreift seidener — 6 Rubel . . ."

— „Was soll das heißen?" fragte Pugatschew finster.

„Laß nur weiter lesen," antwortete Saweljitsch ruhig.
Der Obersecretair fuhr fort:

„Eine Uniform aus feinem grünem Tuch — 7 Rubel.

Weiße Tuchhosen — 5 Rubel.

Ein Dutzend Hemden von holländischer Leinwand mit Manschetten — 10 Rubel.

Ein Kästchen mit Theegeschirr — 2½ Rubel . . ."

— „Was ist das für Gewäsch?" fuhr Pugatschew auf. „Was gehen mich Theekästchen und Hosen mit Manschetten an?"

Saweljitsch räusperte sich und begann seine Erklärung: „Siehst Du, das ist das Register von den Sachen meines Herrn, welche die Bösewichter gestohlen . . ."

— „Was für Bösewichter?" fragte Pugatschew drohend.

„Um Vergebung, ich habe mich versprochen!" erwiederte Saweljitsch. „Bösewichter just nicht, aber Deine Burschen waren's, die haben Alles durchgewühlt und fortgeschleppt. Zürne nicht: ein Pferd hat vier Beine und strauchelt doch. Laß nur zu Ende lesen."

— „Lies weiter," sagte Pugatschew.

Der Secretair fuhr fort:

„Eine Kattundecke, eine tafftene mit baumwollenem Futter — 4 Rubel.

Ein Fuchspelz mit rothem Fries überzogen — 40 Rubel.

Außerdem ein Rock mit Hasenfellen, im Gasthofe Ew. Gnaden zum Geschenk gemacht — 15 Rubel."

— „Was ist denn das noch?" rief Pugatschew mit funkelnden Augen.

Ich gestehe, mir wurde Angst um meinen armen Wärter. Er wollte sich von Neuem in Erläuterungen einlassen, aber Pugatschew unterbrach ihn:

— „Wie unterstandest Du Dich mit solchen Lumpereien Dich an mich zu drängen?" rief er, dem Secretair das Blatt aus den Händen reißend und es Sawel-

jitsch ins Gesicht werfend. „Alter Dummkopf! Man hat ihnen was abgenommen — ein großes Unglück! Ja Du alter Graubart mußt ewig mich und meine Burschen segnen, daß Du mit Deinem Herrn hier nicht aufgeknüpft bist neben den Widerspenstigen ... Ein Rock mit Hasenfellen! Dich will ich schon .... Weißt Du, daß ich Dir selbst das Fell über die Ohren ziehen lasse?"

„Wie Dir beliebt," antwortete Saweljitsch. „Aber ich bin Diener und muß für meines Herrn Gut einstehen."

Pugatschew hatte einmal eine Anwandlung von Großmuth. Er wandte sich ab und ritt davon, ohne ein Wort weiter zu sagen. Schwabrin und die Aeltesten folgten ihm. Die Bande entfernte sich in aller Ordnung. Das Volk gab Pugatschew das Geleit. Ich blieb auf dem Marktplatz allein mit Saweljitsch. Dieser hielt sein Register in Händen und betrachtete es mit tiefbetrübter Miene.

Er hatte, als er mein gutes Vernehmen mit Pugatschew sah, sich dasselbe zu Nutze machen wollen: aber sein weiser Vorsatz war ihm misglückt. Ich schalt ihn wegen seines übel angebrachten Eifers und konnte mich des Lachens nicht enthalten.

„Ja lache nur, Herr!" versetzte Saweljitsch: „aber wenn Du Dir Alles wirst neu anschaffen müssen, dann wird sich's zeigen, ob's zum Lachen ist."

Ich eilte in das Haus des Pfarrers, Marien zu sehen. Die Pfarrerin empfing mich mit einer traurigen Nachricht. Bei Marien war in der Nacht ein heftiges Fieber ausgebrochen. Sie lag ohne Bewußtsein und redete irre. Die Frau des Pfarrers führte mich zu ihr ins Zimmer. Leise trat ich an ihr Bett. Ich ward überrascht von ihrem veränderten Aussehen. Die Kranke erkannte mich nicht. Lange stand ich vor ihr, ohne auf den Vater Gerassim und dessen gute Gemahlin zu hören, die, wie ich glaube, mir Trost zusprachen. Mich

bewegten düstere Gedanken. Der Zustand der armen schutzlosen Waise, die mitten unter boshaften Aufrührern blieb, und meine eigene Ohnmacht erschreckten mich. Schwabrin, Schwabrin war es vor Allem, der meine Phantasie ängstigte. Vom Usurpator mit Macht bekleidet, als Commandant der Festung, in welcher der schuldlose Gegenstand seines Hasses, das unglückliche Mädchen zurückblieb, konnte er sich zum Aeußersten entschließen. Was sollte ich beginnen? Wie ihr Hilfe leisten? Wie sie aus den Händen des Bösewichts befreien? Mir blieb nur ein Mittel. Ich entschloß mich, sofort nach Orenburg zu gehen und nach Kräften dahin zu wirken, daß die Festung Belogorsk schleunigst entsetzt würde. Ich nahm vom Pfarrer und der Pfarrerin Abschied und legte ihnen diejenige, die ich schon für meine Gattin ansah, dringend ans Herz. Ich ergriff die Hand des armen Mädchens und küßte sie mit Thränen.

„Leben Sie wohl!“ sagte die Pfarrerin, mir das Geleit gebend. „Leben Sie wohl, Peter Andrejitsch. Vielleicht sehen wir uns wieder in einer bessern Zeit. Vergessen Sie uns nicht und schreiben Sie uns öfter. Die arme Marie Iwanowna hat jetzt keinen Tröster und Beschützer außer Ihnen.“

Als ich auf den Marktplatz kam, blieb ich einen Augenblick stehen, sah nach dem Galgen und neigte mich davor; dann verließ ich die Festung und schlug den Weg nach Orenburg ein, begleitet vom alten Saweljitsch, der mir nicht von der Seite wich.

Ich ging gedankenvoll hin, da vernahm ich auf einmal Pferdegetrampel hinter mir. Ich sah mich um: von der Festung sprengte ein Kosak daher, ein Baschkirenpferd neben sich am Zügel haltend, und winkte mir von Weitem. Ich blieb stehen und erkannte bald unsern Urädnik. Er stieg, als er angeritten kam, von seinem Pferde, reichte mir die Zügel des andern und sagte: „Ew. Gnaden! Unser Herr schenkt Ihnen ein Pferd

und einen Pelz von seinem Leibe (an den Sattel war ein Schafspelz gebunden). Und außerdem," setzte der Kosak stotternd hinzu, „schickt er Ihnen einen halben Silberrubel . . . aber . . . ich habe das Geld unterwegs verloren . . . verzeihen Sie gütigst."

Saweljitsch sah ihn scheel an und murrte: „Unterwegs verloren! Und was klirrt denn bei Dir in der Busentasche, Du gewissenloser Mensch!"

— „Was bei mir in der Busentasche klirrt?" versetzte der Urädnik nicht im Mindesten verlegen. „Wo denkst Du hin, Alter? Der Zügel klirrte, aber kein halber Rubel."

— „Schon gut," sagte ich, den Streit abbrechend. „Danke in meinem Namen Dem, der Dich geschickt, und den verlorenen halben Rubel suche auf dem Rückwege wieder aufzufinden und behalt' ihn als Trinkgeld."

„Danke sehr, Ew. Gnaden!" erwiederte er, sein Roß umlenkend. „Werde Sie ewig in mein Gebet schließen."

Mit diesen Worten sprengte er zurück, sich mit der einen Hand an die Busentasche greifend, und im Nu war er uns aus dem Gesichte.

Ich zog den Pelz an, schwang mich aufs Pferd und setzte Saweljitsch hinter mich. „Siehst Du, Herr," sagte der Alte, „ich habe doch nicht umsonst dem Spitzbuben meine Bittschrift überreicht; er hat sich geschämt, der Dieb. Zwar dieser dürre Baschkirenklepper sammt dem Schafspelz ist nicht die Hälfte von dem werth, was uns die Spitzbuben genommen und was Du ihm selbst geschenkt: aber auch das kommt zu Passe, von einem bösen Hunde nur ein Haarbüschel — ist schon genug."

Zehntes Capitel.

Die Belagerung der Stadt.

Als wir uns Orenburg näherten, erblickten wir eine Menge Sträflinge mit rasirten Köpfen und von der Zange des Henkers entstellten Gesichtern. Sie arbeiteten an den Festungswerken unter Aufsicht der Garnisonssoldaten. Einige schafften auf Karren den Schutt weg, der den Graben anfüllte, Andere gruben mit Spaten die Erde auf. Maurer trugen auf den Wall Ziegelsteine und besserten die Stadtmauer aus. Am Thore hielten uns die Schildwachen an und verlangten unsere Pässe. Als der Sergeant hörte, daß ich aus der Festung Belogorsk käme, führte er mich gleich zum General.

Ich fand diesen im Garten. Er besah die vom Hauch des Herbstes entlaubten Aepfelbäume und hüllte sie mit Hilfe des alten Gärtners sorgfältig in warmes Stroh. Sein Gesicht drückte Ruhe, Gesundheit und Gutmüthigkeit aus. Er war erfreut, mich zu sehen und fragte mich nach den schrecklichen Begebenheiten, deren Zeuge ich gewesen. Ich erzählte ihm Alles. Der Greis hörte mich aufmerksam, während er die dürren Zweige abschnitt. „Armer Mironow!" sagte er, als ich meine traurige Erzählung geendet. „Schade um ihn! er war ein wackerer Offizier, und Madam Mironow war eine recht liebe Dame: wie meisterhaft verstand sie Pilze einzulegen! Nun und was macht Marie, die Tochter des Capitains?" Ich erwiederte, daß sie in der Festung bei der Pfarrerin geblieben. „Ei, ei, ei!" bemerkte der General: „Das ist nicht gut, gar nicht gut. Auf die Disciplin der Räuber kann man sich durchaus nicht verlassen. Wie wird es dem armen Mädchen ergehen?" Ich sagte, zur Festung Belogorsk sei es ja nicht weit, und hoffentlich würden seine Excellenz schleunigst Truppen hinsenden, um die armen Einwohner zu befreien.

Der General schüttelte den Kopf mit zweifelhafter Miene. „Wollen sehen, wollen sehen," versetzte er. „Darüber werden wir noch sprechen. Ich bitte heute zu einer Tasse Thee; bei mir wird Kriegsrath sein: da kannst Du uns über den Verbrecher Pugatschew und seine Schar genaue Auskunft geben. Einstweilen begieb Dich zur Ruhe."

Ich ging in das mir angewiesene Quartier, wo Saweljitsch bereits wirthschaftete, und mit Ungeduld erwartete ich den Abend. Der Leser wird sich leicht denken, daß ich nicht ermangelte, mich bei einer Berathung einzufinden, die solchen Einfluß auf mein Schicksal haben sollte. Zur bestimmten Stunde war ich schon beim General.

Ich traf bei ihm einen von den Stadtbeamten, wenn ich mich recht erinnere, den Zolldirector, ein rundes, rothbäckiges Männchen in silberdurchwirktem Rock. Er befragte mich über das Schicksal Iwan Kusmitsch's, den er Gevatter nannte, und unterbrach häufig meine Rede mit nachträglichen Fragen und moralischen Sentenzen, die just keine Vertrautheit mit der Kriegskunst, wohl aber Urtheilskraft und Mutterwitz verriethen. Unterdeß sammelten sich auch die übrigen Gäste. Nachdem Alle Platz genommen und Allen Thee gereicht worden, setzte der General sehr klar und weitläufig auseinander, worum es sich handelte. „Jetzt, meine Herren," fuhr er fort, „ist zu entscheiden, wie wir uns gegen die Rebellen zu verhalten haben: offensiv oder defensiv? Das Eine wie das Andere hat seine Vor- und Nachtheile. Ein offensives Verfahren läßt eine schnellere Besiegung des Feindes hoffen, ein defensives ist dagegen sicherer und gefahrloser... So lassen Sie uns denn Stimmen sammeln in gesetzmäßiger Ordnung — das heißt, wir beginnen mit dem Jüngsten dem Range nach. Herr Fähndrich!" sagte er sich zu mir wendend, „theilen Sie uns gefälligst Ihre Meinung mit."

Ich stand auf, und nachdem ich erst in einigen Worten Pugatschew und seine Bande beschrieben, behauptete ich entschieden, daß derselbe regulären Truppen unmöglich die Spitze bieten könnte.

Meine Meinung wurde von den Beamten sehr ungünstig aufgenommen. Sie sahen darin jugendliche Uebereilung und Keckheit. Es entstand ein Gemurre, und ich vernahm deutlich das Wort „Milchbart," das Einer halblaut hingeworfen Der General wandte sich zu mir lächelnd: „Herr Fähndrich! die ersten Stimmen bei Kriegsberathungen lauten gewöhnlich für das offensive Verfahren: das ist gesetzmäßige Ordnung. Nun wollen wir die anderen sammeln. Herr Collegienrath! sagen Sie uns Ihre Meinung!"

Das Männchen im silbergewirkten Rock trank schnell seine dritte Tasse aus, der eine tüchtige Portion Rum zugegossen war, und antwortete dem General: „Ich meine, Ew. Excellenz, man soll weder offensiv noch defensiv verfahren."

— „Aber wie das, Herr Collegienrath?" versetzte der General erstaunt. „Eine andere Methode kennt die Taktik nicht: entweder eine vertheidigende oder eine angreifende Bewegung ...."

„Excellenz, versuchen Sie es mit einer bestechenden."

— „He, he, he! Ihre Meinung ist ganz vernünftig, bestechende Bewegungen gestattet die Taktik allerdings und wir wollen von Ihrem Rathe Gebrauch machen. Man kann immerhin auf den Kopf des Schurken einen Preis von siebzig Rubeln setzen, oder selbst hundert ... aus dem Geheimfonds ...."

„Ja dann," fiel der Zolldirector ein, „dann will ich ein kirgisisches Schaf heißen und nicht Collegienrath, wenn uns nicht diese Spitzbuben ihren Hetman an Händen und Füßen gebunden ausliefern."

— „Wir wollen das noch überlegen und besprechen," versetzte der General. „Aber auf jeden Fall müssen auch

militairische Maßregeln ergriffen werden. Meine Herren, geben Sie Ihre Stimmen ab in gesetzmäßiger Ordnung."

Die Beamten waren alle gegen meinen Vorschlag. Alle sprachen von der Unverläßlichkeit der Truppen, von der Ungewißheit des Erfolges, von Vorsicht und dergleichen mehr. Man fand es vernünftiger, unter dem Schutze der Kanonen hinter einer steinernen Mauer zu bleiben, als im freien Felde das Glück der Waffen zu versuchen. Endlich, nachdem alle Meinungen zum Ausspruch gekommen, schüttelte der General die Asche aus seiner Pfeife und hielt folgende Rede:

„Meine Herren! Ich muß Ihnen erklären, daß ich meinerseits mit dem Herrn Fähndrich vollkommen einverstanden bin; seine Ansicht stützt sich auf alle Regeln einer gesunden Taktik, welche fast immer das offensive Verfahren dem defensiven vorzieht."

Hier hielt er inne und fing an seine Pfeife zu stopfen. Meine Eigenliebe triumphirte. Ich sah stolz auf die Beamten, die mit unzufriedener, unruhiger Miene unter einander wisperten.

„Aber, meine Herren," fuhr er fort, „einen tiefen Seufzer und zugleich eine dichte Rauchwolke ausstoßend: „aber — ich wage es nicht, eine so große Verantwortlichkeit zu übernehmen, wenn es sich um die Sicherung der mir von Ihrer kaiserl. Majestät, meiner allergnädigsten Herrscherin, anvertrauten Provinzen handelt. Und so trete ich der Majorität der Stimmen bei, die da entschieden hat, es sei am vernünftigsten und gefahrlosesten innerhalb der Stadt die Belagerung abzuwarten, und feindliche Angriffe durch die Artillerie und (wo sich das möglich zeigen wird) durch Ausfälle zurückzuschlagen."

Jetzt sahen die Beamten ihrerseits mich höhnisch an. Der Rath ging auseinander. Ich konnte nicht genug die Schwachheit des ehrenwerthen Kriegers bedauern, der gegen seine eigene Ueberzeugung sich entschlossen hatte, den Ansichten unkundiger und unerfahrener Menschen zu folgen.

Einige Tage nach dieser ruhmwürdigen Berathung erfuhren wir, daß Pugatschew, seinem Versprechen treu, sich Orenburg nähere. Von der Stadtmauer herab erblickte ich das Heer der Aufrührer, und es kam mir vor, daß sich die Zahl desselben verzehnfacht seit der letzten Stürmung, deren Zeuge ich gewesen. Es war auch Artillerie darunter, die Pugatschew aus den kleinen, von ihm bereits unterworfenen Festungen genommen hatte. Indem mir der Beschluß des Rathes einfiel, sah ich eine langwierige Einsperrung in den Mauern Orenburgs voraus und weinte fast vor Verdruß.

Die Belagerung Orenburgs will ich hier nicht beschreiben; sie gehört in die Geschichte, nicht in Familienmemoiren. Ich bemerke nur in aller Kürze, daß dieselbe in Folge der Unvorsichtigkeit von Seiten der Ortsregierung für die Bewohner verderblich wurde, die Hunger und alles erdenkliche Elend litten. Das Leben in Orenburg war, wie man sich leicht vorstellen kann, nicht zu ertragen. Alle erwarteten voller Betrübniß die Entscheidung ihres Schicksals; Alle jammerten über die Theuerung, die in der That fürchterlich war. Man gewöhnte sich an die Kugeln, die bis in die Häuser flogen, und selbst die Angriffe Pugatschew's erregten nicht mehr das allgemeine Interesse.

Ich kam um vor langer Weile. Tag auf Tag verging. Aus der Festung Belogorsk erhielt ich keine Briefe. Die Trennung von Marien wurde mir immer schwerer; die Ungewißheit über ihr Schicksal peinigte mich. Meine einzige Zerstreuung waren Streifzüge. Ich hatte Pugatschew ein gutes Pferd zu danken, mit dem ich meine karge Nahrung theilte; auf diesem ritt ich jeden Tag vor die Stadt hinaus, einige Schüsse mit dem Pugatschew'schen Parteigängern zu wechseln. Der Vortheil war in diesen Scharmützeln gewöhnlich auf der Seite unserer Gegner, die sich vollgegessen und getrunken hatten und mit den besten Pferden versehen waren. Die

nüchterne Stadtreiterei konnte ihnen nicht beikommen. Bisweilen rückte auch unser hungriges Fußvolk aus; aber der tiefe Schnee hinderte es, etwas Ersprießliches gegen die zerstreuten Streifzügler zu unternehmen. Die Artillerie donnerte vergebens von den Wällen herab; im Felde aber versank sie und konnte sich nicht rühren, weil die Pferde ganz ausgemergelt waren. So verhielt es sich mit unserer militairischen Thätigkeit. Das war es, was die Orenburger Beamten als Vorsicht und Klugheit bezeichnet hatten!

Einmal glückte es uns zufällig, einen ziemlich dichten Haufen zu zerstreuen und fortzujagen: da stieß ich auf einen Kosaken, der hinter seinen Kameraden zurückgeblieben war. Schon wollte ich mit meinem Türkensäbel auf ihn einhauen, als er plötzlich die Mütze abnahm und mir zurief: „Guten Tag, Peter Andrejitsch, wie geht es Ihnen?"

Ich blickte hin und erkannte unsern Urädnik. Ich freute mich unbeschreiblich, ihn zu sehen. „Guten Tag, Maximitsch," sagte ich zu ihm. „Bist Du lange aus Belogorsk?"

— „Nein, lieber Peter Andrejitsch, ich kam erst gestern von dort. Ich habe ein Briefchen an Sie."

„Wo denn? wo?" schrie ich und war ganz außer mir.

— „Da ist's," antwortete Maximitsch, mit der Hand in die Busentasche greifend. „Ich habe der Palascha versprechen müssen, es auf irgend eine Art Ihnen zuzustellen."

Damit überreichte er mir ein zusammengefaltetes Blatt und sprengte rasch fort. Ich öffnete es und las zitternd folgende Zeilen:

„Es war der Wille Gottes, daß ich auf einmal Vater und Mutter verliere; ich habe nun auf der weiten Welt keine Verwandten und keine Beschützer. Zu Ihnen nehme ich meine Zuflucht, da ich weiß, daß Sie es immer so gut mit mir gemeint und Jedermann gern

helfen. Ich bete nur zu Gott, daß dieser Brief auf irgend eine Art in Ihre Hände kommt. Maximitsch versprach, Ihnen denselben zuzustellen. Auch hat Palascha von Maximitsch gehört, daß er Sie oft von fern bei Ausfällen sieht, und daß Sie sich gar nicht in Acht nehmen und nicht an Diejenigen denken, die mit Thränen für Sie zu Gott beten. Ich bin lange krank gewesen. Als ich genas, hat Herr Schwabrin, der an der Stelle meines seligen Vaters hier Commandant ist, den Pfarrer Gerassim gezwungen, mich ihm auszuliefern, indem er ihn mit Pugatschew geschreckt. Jetzt werde ich in unserm Hause in Haft gehalten. Herr Schwabrin will mich zwingen, ihn zu heirathen. Er behauptet, er habe mir das Leben gerettet, da er den Betrug der Pfarrerin nicht aufgedeckt, die zu den Bösewichtern gesagt, ich wäre ihre Nichte. Aber ich hätte lieber sterben mögen, als die Frau eines solchen Menschen werden, wie Schwabrin ist. Er geht sehr hart mit mir um und droht, wenn ich mich nicht anders besinne und nicht einwillige, so werde er mich zu dem Wütherich ins Lager bringen — und, sagt er, es wird Ihnen so gehen, wie der Lise Charlow. Ich habe Herrn Schwabrin um Bedenkzeit gebeten. Er wollte noch drei Tage warten, wenn ich aber nach drei Tagen ihn nicht heirathe, so würde er gar keine Gnade und Schonung mehr mit mir haben. Ach, lieber Peter Andrejitsch! Sie sind mein einziger Beschützer. Nehmen Sie sich der armen Waise an. Bitten Sie den General und alle Commandeurs, uns schnell Succurs zu schicken, und kommen Sie selbst, wenn es möglich ist. Ich verbleibe Ihre ergebene

Marie Mironow."

Als ich diesen Brief gelesen, kam ich fast von Sinnen. Ich eilte nach der Stadt, unbarmherzig mein müdes Roß spornend. Unterwegs sann ich auf Dies und Jenes, um das arme Mädchen zu retten, wußte aber kein

Mittel zu erdenken. Kaum hatte ich die Stadt erreicht, so lief ich über Hals und Kopf zum General. Dieser ging im Zimmer auf und ab, aus seiner Meerschaumpfeife rauchend. Als er mich erblickte, blieb er stehen. Mein Aussehen mochte ihn überrascht haben; er erkundigte sich besorgt nach der Ursache meines eiligen Kommens.

„Excellenz," sagte ich ihm: „ich nehme meine Zuflucht zu Ihnen, wie zu einem leiblichen Vater: bei Gott beschwöre ich Sie, schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab, es handelt sich um das Glück meines ganzen Lebens."

— „Was ist denn, mein Lieber?" fragte der erstaunte Greis; „was kann ich für Dich thun? Rede."

„Excellenz, geben Sie mir ein Bataillon Soldaten nebst funfzig Kosaken und lassen Sie mich die Festung Belogorsk entsetzen."

Der General sah mich unverwandt an; er schien zu glauben, daß ich von Sinnen sei (worin er sich beinahe nicht getäuscht).

— „Wie das? Die Festung Belogorsk entsetzen?" sagte er endlich.

„Ich stehe für den Erfolg," rief ich lebhaft: „lassen Sie mich nur hin."

— „Nein, junger Mann," sagte er kopfschüttelnd. „Bei so großer Entfernung wird es den Feinden leicht sein, Euch von der Communication mit dem strategischen Hauptpunkt abzuschneiden und einen vollständigen Sieg über Euch davon zu tragen. Abgeschnittene Communication ...."

Ich erschrak, als ich ihn in militairische Betrachtungen sich vertiefen sah und eilte ihn zu unterbrechen. „Die Tochter des Capitains Mironow," sagte ich, „hat mir geschrieben: sie bittet um Hilfe. Schwabrin zwingt sie, ihn zu heirathen."

— „Ist's möglich? O, dieser Schwabrin ist ein

Erzschelm! Wenn er mir in die Hände fällt, so mache ich ihm in acht Stunden den Prozeß und er soll auf dem Walle der Festung erschossen werden. Einstweilen aber muß man Geduld haben."

„Geduld haben!" rief ich außer mir. „Unterdessen heirathet er Marie Iwanowna."

— „Nun," versetzte der General, „das ist noch kein großes Unglück. Besser, sie ist einstweilen die Frau Schwabrin's; jetzt kann er sie beschützen. Wenn er aber erschossen wird, dann stellen sich mit Gottes Hilfe schon andere Freier für sie ein. Liebenswürdige Witwen bleiben keine alten Jungfern; das heißt, ich wollte sagen, eine Witwe findet schneller einen Mann als ein Mädchen."

„Eher will ich sterben," sagte ich wüthend, „als sie dem Schwabrin überlassen!"

— „Ei der Tausend!" sagte der Alte: „jetzt verstehe ich. Du bist, wie es scheint, in Marien verliebt. Das ist freilich was Anderes! Armer Junge! Aber ein Bataillon Soldaten und funfzig Kosaken kann ich Dir gleichwohl nicht geben. Diese Expedition wäre unvernünftig; ich kann sie nicht auf meine Verantwortung nehmen."

Ich ließ den Kopf sinken; Verzweiflung bemächtigte sich meiner. Auf einmal durchzuckte mich ein Gedanke — was es war, wird der Leser aus dem folgenden Kapitel erfahren, wie die älteren Romanschreiber sich auszudrücken pflegen.

Elftes Capitel.

Bei den Aufrührern.

Ich verließ den General und eilte in meine Wohnung. Saweljitsch empfing mich mit seinen gewöhnlichen

Ermahnungen: „Was hast Du nur für eine Lust, Herr, Dich mit betrunkenen Räubern abzugeben! Schickt sich das für einen Edelmann? Man weiß nicht, wie es kommt. Um nichts und wieder nichts rennst Du ins Verderben. Und wenn es noch der Türke oder der Schwede wäre, gegen den Du zu Felde ziehst, aber so — es ist eine Schmach, nur zu sagen, gegen wen!“

Ich fiel ihm ins Wort mit der Frage: „Wie viel Geld hab' ich in Allem?“

— „Wirst schon reichen,“ entgegnete er mit zufriedener Miene. „Wie die Spitzbuben auch wühlten und suchten, ich habe doch genug zu verstecken gewußt.“ Damit zog er aus der Tasche eine lange gestrickte Börse voll Silber.

— „Nun, Saweljitsch,“ sagte ich: „gieb mir jetzt die Hälfte, das Uebrige behalte Du. Ich fahre nach Belogorsk.“

— „Lieber, bester Peter Andrejitsch!“ sagte der gute Alte mit zitternder Stimme: „Aber um Gottes willen, wie machst Du in jetziger Zeit Dich auf den Weg, wo man vor den Räubern nirgends durchkommen kann! Schone doch wenigstens Deine Eltern, wenn Du Dich selbst nicht schonst. Wo willst Du hin? weshalb? Warte doch ein wenig; die Truppen werden ankommen, werden die Spitzbuben einfangen; dann fahre Du meinetwegen nach allen vier Weltgegenden.“

Aber ich war fest entschlossen. „Jetzt hilft kein Ueberlegen mehr,“ antwortete ich dem Alten: „ich muß fahren, ich kann nicht anders. Gräme Dich nicht, Saweljitsch. Gott ist gnädig; wollen hoffen, daß wir uns wiedersehen! Aber höre, sei ja nicht zu gewissenhaft und lasse Dir an nichts fehlen. Kaufe Dir so viel Du immer brauchst. Dies Geld schenke ich Dir. Wenn ich nach drei Tagen nicht zurückkomme ....“

— „Was fällt Dir ein, Herr!“ unterbrach mich Saweljitsch. „Ich soll Dich allein lassen! Das laß Dir

nicht im Traume beikommen. Wenn Du einmal durchaus fort willst, so muß ich mit und wär's zu Fuße: ich weiche nicht von Dir. Wie? ich ohne Dich hinter der wohlverwahrten Mauer bleiben! Da müßte ich verrückt sein! Sage, was Du willst, ich geh' mit Dir!"

Ich wußte, daß mit Saweljitsch nicht zu streiten war, und erlaubte ihm, sich zur Reise anzuschicken. Nach einer halben Stunde setzte ich mich auf mein gutes Roß und Saweljitsch auf einen dürren, lahmen Gaul, welchen ihm einer der Stadtbewohner umsonst überlassen, da dieser nicht mehr im Stande war, das Thier zu füttern. Wir kamen ans Stadtthor; die Wachen ließen uns durch und wir entfernten uns von Orenburg.

Es fing zu dämmern an. Mein Weg führte an dem Flecken Berdo vorüber, dem Schlupfwinkel Pugatschew's. Die Straße war verschneit, doch sah man über der ganzen Steppe Roßspuren, die sich täglich erneueten. Ich ritt in starkem Trab; Saweljitsch konnte mir kaum von fern nachkommen und rief mir jeden Augenblick zu: „Langsamer, um Himmels willen, langsamer! Meine verfluchte Kracke kann Deinem langbeinigen Teufel nicht nach. Was eilst Du denn? Ja, wenn's zu einem Feste wäre — aber hier, ehe man sich's versieht, ist man unterm Henkerbeil .... Peter Andrejitsch .... lieber Peter Andrejitsch! ... Ach, Gott in Deinem Reich! Er ist verloren, meines Herrn Kind."

Bald sahen wir die Lichter von Berdo funkeln. Wir ritten an den Gräben hin, den natürlichen Befestigungen des Fleckens. Saweljitsch folgte mir ohne sein klägliches Flehen zu unterbrechen. Ich hoffte glücklich an dem Ort vorüberzukommen, als ich auf einmal im Dunkeln dicht vor mir fünf mit Knitteln bewaffnete Bauern erblickte. Das war der Vorposten des Pugatschew'schen Lagers. Wir wurden angerufen. Da ich die Parole nicht kannte, wollte ich schweigend vorüber; aber sie umringten mich gleich und Einer von ihnen ergriff mein

Pferd am Zügel. Ich zog den Säbel und hieb den Bauer auf den Kopf. Die Mütze rettete ihn, doch wankte er und ließ den Zügel los. Die Anderen geriethen in Bestürzung und liefen davon. Ich benutzte diesen Augenblick, gab meinem Rosse die Sporen und sprengte fort.

Schon war ich bei dem Dunkel der hereinbrechenden Nacht außer Gefahr, als ich plötzlich, mich umsehend, Saweljitsch vermißte. Der arme Alte hatte auf seinem lahmen Pferde den Räubern nicht entspringen können. Was thun? Ich wartete einige Augenblicke auf ihn, bald aber war ich überzeugt, daß man ihn festhalte, und lenkte um, ihn zu befreien.

Als ich mich dem Graben näherte, vernahm ich aus der Ferne Geräusch, Stimmen und darunter die meines Sawеljitsch. Ich ritt schneller und befand mich bald wieder unter den Wachtbauern, die mich einige Minuten zuvor angehalten. Sie hatten Sawеljitsch von seiner Mähre herabgezerrt und wollten ihn binden. Mein Kommen erfreute sie. Sie stürzten sich schreiend auf mich und im Nu hoben sie mich vom Pferde. Einer von ihnen, wie es schien der Obere, verkündigte uns, daß er uns sogleich zum Kaiser führe. „Und unser Vater," fügte er hinzu, „hat nur zu befehlen, ob man Euch auf der Stelle hängen soll oder bis Sonnenaufgang warten." Ich widersetzte mich nicht, Sawеljitsch that desgleichen und die Wachen führten uns im Triumphe fort.

Wir kamen über den Graben hinaus und traten in das große Dorf. In allen Häuschen brannte Licht. Lärm und Geschrei erscholl allenthalben. Auf der Gasse begegnete ich einer Menge Volks; aber Niemand bemerkte uns im Dunkeln und erkannte in mir einen Offizier aus Orenburg. Man führte uns geradeswegs nach einem Häuschen an der Straßenecke. Vor der Thür standen einige Weinfässer und zwei Kanonen. „Hier ist

der Palast," sagte Einer der Bauern. „Gleich werdet Ihr gemeldet." Er ging ins Häuschen. Ich warf einen Blick auf Saweljitsch: der Alte bekreuzte sich und sprach Gebete vor sich hin. Lange wartete ich; endlich kam der Bauer wieder heraus und sagte zu mir: „Tritt ein, unser Herr hat befohlen den Offizier vorzulassen."

Ich trat in das Häuschen oder in den Palast, wie es die Bauern nannten. Es war von zwei Talglichtern erhellt und die Wände mit Goldpapier beklebt: übrigens sah alles wie in einer gewöhnlichen Hütte aus: ein Tisch und Bänke, eine Waschkanne an einer Schnur, ein Handtuch an einem Nagel, eine Ofengabel in der Ecke und ein breiter Herd mit Töpfen umstellt. Unter den Heiligenbildern saß Pugatschew im rothen Kaftan, eine hohe Mütze auf dem Kopfe und die Arme gravitätisch in die Seiten stemmend. Um ihn standen einige seiner Hauptgenossen mit heuchlerischer Ergebenheit. Man sah, daß die Nachricht von der Ankunft eines Offiziers aus Orenburg in den Aufrührern eine gewaltige Neugier geweckt, und daß sie sich anschickten, mich triumphirend zu empfangen. Pugatschew erkannte mich auf den ersten Blick, seine erkünstelte Würde war auf einmal verschwunden. „Ah, Du bist's!" rief er mir mit Lebhaftigkeit zu: „wie geht's? was bringt Dich her?" Ich erwiederte, daß ich in meiner Angelegenheit gereist und seine Leute hätten mich angehalten.

„Was ist denn das für eine Angelegenheit?" fragte er mich.

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. In der Voraussetzung, daß ich mich vor Zeugen nicht erklären wollte, wandte sich Pugatschew zu seinen Kameraden und hieß sie aus dem Zimmer gehen. Alle gehorchten bis auf zwei, die sich nicht von der Stelle rührten.

„Sprich nur dreist in ihrer Gegenwart," sagte mir Pugatschew: „vor Diesen habe ich kein Geheimniß." Ich that einen Seitenblick auf die Vertrauten des Pseudo-

fürsten: Der Eine, ein schwächlicher, gebückter Greis, mit weißem Bart, hatte nichts Auffallendes an sich, außer einem blauen Band, das ihm auf dem grauen Kittel über die Schulter hing. Den Andern aber vergesse ich zeitlebens nicht. Er war lang, stark, breitschulterig und schien mir ein Mann von fünfundvierzig Jahren. Der fuchsrothe, dichte Bart, die grauen, funkelnden Augen, die aufgerissenen Nasenflügel und röthlichen Flecken auf Stirn und Wangen gaben seinem pockennarbigen, breiten Gesicht einen unbeschreiblichen Ausdruck. Er trug ein rothes Hemd, einen kirgisischen Schlafrock und Kosakenhosen. Der Erstere (wie ich nachher erfuhr) war der desertirte Corporal Beloborodow, der Letztere Afanassi Sokolow (mit dem Beinamen Chlopuscha), ein bestrafter Verbrecher, der zwei Mal aus den Sibirischen Bergwerken entkommen war. Trotz der Empfindungen, die mich ausschließlich bewegten, zog die Gesellschaft, in die ich so unvermuthet gerathen war, meine Phantasie mächtig ab. Da brachte mich Pugatschew durch seine Frage wieder zur Besinnung:

„Nun, so rede, weshalb bist Du von Orenburg abgereist?"

Ein seltsamer Gedanke kam mir in den Kopf. Es schien mir, daß die Vorsehung, die mich zum zweiten Male mit Pugatschew zusammengebracht, mir Gelegenheit gäbe, mein Vorhaben ins Werk zu setzen. Ich beschloß dieselbe zu benutzen, und noch ehe ich meinen Entschluß reiflich überdacht, antwortete ich auf die Frage Pugatschew's:

— „Ich wollte nach Belogorsk, um eine Waise zu befreien, die dort mishandelt wird."

Pugatschew's Augen blitzten auf. „Wer von meinen Leuten," rief er, „wagt es, eine Waise zu mishandeln? Und hätte er eine Stirn von Eisen, meinem Gerichte wird er nicht entgehen. Sprich, wer ist der Schuldige?"

— „Schwabrin ist der Schuldige," entgegnete ich. „Er hält jenes Mädchen in Haft, die Du bei der Pfarrerin krank gesehen, und will sie mit Gewalt heirathen."

„Das soll mir Schwabrin entgelten!" sagte Pugatschew drohend. „Ich will ihm zeigen, was es bei mir heißt, Willkür üben und den Leuten Unrecht thun. Ich lasse ihn hängen."

„Erlaube mir, ein Wort zu reden," versetzte Chlopuscha mit heiserer Stimme. „Du hast Dich beeilt, Schwabrin zum Commandanten der Festung zu ernennen, und jetzt beeilst Du Dich, ihn aufhängen zu lassen. Die Kosaken hast Du schon dadurch verletzt, daß Du ihnen einen Edelmann zum Befehlshaber gegeben, so schrecke doch die Edelleute nicht, indem Du sie auf die erste Anklage hin strafst."

„Da ist kein Grund zur Schonung und zur Gnade," sagte der Alte mit dem blauen Band. „Schwabrin mag immerhin gestraft werden: aber es wäre nicht übel, auch den Herrn Fähndrich tüchtig ins Verhör zu nehmen, warum er sich denn eigentlich herbemüht. Wenn er Dich nicht für den Kaiser anerkennt, so hat er auch bei Dir kein Recht zu suchen — wenn er Dich aber anerkennt, warum blieb er denn bis heutigen Tag in Orenburg mit Denen, die Dir widerspenstig sind? Laß ihn doch ins Gerichtshaus führen und dort ein bischen einfeuern: mir ist ganz so, als wäre seine Gnaden von dem Orenburger Commandeur abgeschickt."

Die Logik des alten Bösewichts fand ich recht schlagend. Ein Schauer fuhr mir über den ganzen Leib bei dem Gedanken, in wessen Händen ich mich befand. Pugatschew bemerkte meine Bestürzung: „Nun, Ew. Gnaden," sagte er mir zuwinkend: „mein Feldmarschall scheint gar nicht Unrecht zu haben — was meinst Du?"

Der Spott Pugatschew's gab mir meine Mannheit wieder. Ich antwortete ruhig, ich sei in seiner Gewalt, und er könne mit mir verfahren wie ihm beliebe.

„Gut!“ sagte Pugatschew. „Jetzt sprich, in welchem Zustande befindet sich Euere Stadt?“

— „Gott sei Dank!“ erwiederte ich. „Recht wohl.“

„Recht wohl?“ wiederholte Pugatschew: „die Leute sterben ja Hungers!“

Es war wirklich so: ich aber meiner Eidespflicht gemäß, versicherte, das sei ein leeres Gerücht, man habe in Orenburg an Vorräthen vollauf.

— „Du siehst,“ fiel der Alte ein, „er lügt Dir ins Gesicht. Alle Flüchtlinge stimmen in ihrer Aussage überein, daß in Orenburg Hunger und Seuche wüthe, daß man dort Aas verzehre, und das noch mit Freuden — seine Gnaden aber versichert, man habe an Allem Ueberfluß. Wenn einmal Schwabrin gehängt werden soll, so laß doch an demselben Galgen auch diesen wackern Jungen aufknüpfen, daß Keiner den Andern zu beneiden hat.“

Die Worte des verfluchten Alten schienen Pugatschew wankend zu machen. Zum Glück fing Chlopuscha seinem Collegen zu widersprechen an. „Hör doch auf!“ sagte er zu ihm. „Bei Dir soll immer nur gewürgt und gemetzelt sein! Was bist Du denn nur für ein Recke? Sieh doch nur, wie morsch Du selber bist! Stehst schon mit einem Fuß im Grabe und willst durchaus noch Andere um's Leben bringen. Du hast wohl wenig Blut auf Deinem Gewissen?“

„Aber was bist denn Du für ein Heiliger geworden?“ entgegnete Beloborodow. „Wo hast Du auf einmal das Mitleid her?“

„Freilich,“ erwiederte Chlopuscha: „auch ich bin ein Sünder, auch diese Hand (hier ballte er die knochige Faust, und den Aermel aufstreifend entblößte er seinen behaarten Arm), auch diese Hand hat Christenblut vergossen. Aber ich habe meinen Gegner gemordet, nicht meinen Gast — im Freien, auf dem Kreuzweg, im dunkeln Wald, nicht zu Hause hinter dem Ofen — mit Kugel und Beil, nicht mit Weiberklatsch.“

Der Alte wandte sich ab und murrte vor sich hin: „Aufgerissene Nase! ....“

„Was brummst Du da, alter Graubart?“ schrie Chlopuscha auf. „Du sollst's schon kriegen für die aufgerissene Nase! Auch Deine Zeit wird kommen, auch Du wirst mit Gottes Hilfe die Zange kosten ... Aber bis dahin sieh Dich vor, daß ich Dir nicht den Bart ausreiße!“

„Meine Herren Generale!“ rief Pugatschew ernst, „hört auf zu zanken. Es wäre kein Unglück, wenn sämmtliche Orenburger Hunde an einem Galgen baumeln, aber ein Unglück ist's, wenn unsere Rüden sich untereinander beißen. Nun, söhnt Euch aus.“

Chlopuscha und Beloborodow erwiederten kein Wort und blickten einander finster an.

Ich sah die Nothwendigkeit ein, diesem Gespräch, das für mich sehr ungünstig enden konnte, eine andere Wendung zu geben, und sagte zu Pugatschew mit fröhlicher Miene: „Ach ja! beinahe hätte ich vergessen, Dir für das Pferd und den Pelz zu danken: ohne Dich würde ich die Stadt nicht erreicht haben und wäre auf dem Wege erfroren.“

Mein Kunstgriff glückte mir. Pugatschew wurde heiter. „Eine Schuld will bezahlt sein,“ sagte er winkend und blinzelnd. „Aber nun erzähle mir, was geht Dich denn das Mädchen an, welches Schwabrin mishandelt? Sie ist wohl gar die Flamme Deines jungen Herzens? was?“

— „Sie ist meine Braut,“ antwortete ich Pugatschew, da ich sah, daß die Luft günstiger war, und es auch nicht nöthig fand, die Wahrheit zu verhehlen.

„Deine Braut!“ rief Pugatschew. „Warum hast Du das nicht früher gesagt? Ei, wir wollen Dich hübsch verheirathen und auf Deiner Hochzeit schmausen!“ Darauf wandte er sich zu Beloborodow. „Höre, Feldmarschall, wir und der Herr Fähndrich sind alte Freunde;

laß uns jetzt zu Abend essen. Gut Ding will beschlafen sein. Morgen wollen wir sehen, was wir mit ihm machen."

Ich hätte auf die mir angebotene Ehre gern Verzicht geleistet, aber da war nichts zu thun. Zwei junge Kosakenmädchen, die Töchter des Hauswirthes, breiteten auf den Tisch ein weißes Tuch, brachten Brot, Fischsuppe und einige Flaschen Wein und Bier — und zum zweiten Male sah ich mich an der Tafel Pugatschew's und seiner schrecklichen Genossen.

Die Orgie, deren unwillkürlicher Zeuge ich war, dauerte bis tief in die Nacht. Endlich wurden die Zecher vom Rausch übermannt. Pugatschew schlummerte auf seinem Platze ein; seine Genossen standen auf und gaben mir ein Zeichen, ihn zu verlassen. Ich trat mit ihnen hinaus. Auf Befehl Chlopuscha's führte mich die Wache in das Gerichtshaus, wo ich auch Saweljitsch fand, mit dem man mich dort einschloß. Mein alter Wärter war von Allem, was um ihn vorging, dermaßen betroffen, daß er gar keine Frage an mich that. Er legte sich im Dunkeln hin und ächzte und seufzte lange; endlich fing er zu schnarchen an. Ich aber gab mich mancherlei Betrachtungen hin, welche mich die ganze Nacht kein Auge zuthun ließen.

Frühmorgens wurde ich zu Pugatschew gerufen. Ich ging zu ihm. Vor seiner Thüre stand eine Kibitke, mit drei tatarischen Pferden bespannt. Das Volk drängte sich auf der Straße. Im Vorsaal kam mir Pugatschew entgegen. Er trug Reisekleider, einen Pelz und eine Kirgisenmütze. Ihn umgaben seine gestrigen Tischgenossen, eine sehr unterwürfige Miene annehmend, die in lebhaftem Widerspruch zu Allem stand, was ich den Abend zuvor gesehen. Pugatschew grüßte mich heiter und forderte mich auf, mit in den Wagen zu steigen.

Wir setzten uns hinein. „Nach Belogorsk!" rief Pugatschew dem breitschulterigen Tataren zu, der stehend

das Dreigespann kutschirte. Mein Herz schlug heftig. Die Pferde setzten sich in Bewegung, das Glöckchen erklang, die Kibitke rollte dahin . . .

„Halt! Halt!" erscholl eine mir nur zu bekannte Stimme, und ich erblickte Sawеljitsch, der uns entgegen lief. Pugatschew ließ anhalten. „Lieber Peter Andrejitsch," schrie mein Wärter, „verlaß mich nicht auf meine alten Tage unter diesen Spitz . . . ."

„Ah, Du alter Graubart!" sagte Pugatschew zu ihm. „Sehen wir uns doch noch wieder! Na, setze Dich hier auf den Bock."

— „Dank Dir, guter Herr, Dank Dir!" sprach Sawеljitsch sich setzend. „Gott lasse Dich hundert Jahre leben und gesund sein, weil Du mich alten Mann bedacht und beruhigt hast. Zeitlebens will ich für Dich beten und den Hasenpelz werde ich nicht mehr erwähnen."

Dieser Hasenpelz hätte Pugatschew zuletzt ernstlich erzürnen können. Zum Glück hatte der Usurpator die unzeitige Anspielung entweder nicht gehört oder nicht beachten wollen. Die Pferde trabten fort; das Volk auf der Straße blieb stehen und verbeugte sich tief. Pugatschew nickte mit dem Kopfe nach allen Seiten. Bald waren wir aus dem Dorfe und flogen über den glatten Weg hin.

Man kann sich leicht denken, was ich in diesem Augenblick empfand. In einigen Stunden sollte ich Diejenige sehen, die ich schon für mich verloren geglaubt. Ich malte mir den Moment unserer Zusammenkunft aus . . . . Ich dachte auch an ihn, in dessen Händen mein Schicksal war, und an den durch ein sonderbares Zusammentreffen der Umstände mich ein geheimnißvolles Band knüpfte: ich erinnerte mich an das blutdürstige Wesen, an die jähe Grausamkeit des Mannes, der sich zum Befreier meiner Geliebten erbot! Pugatschew wußte nicht, daß sie die Tochter des Capitains Mironow war: der erbitterte Schwabrin konnte ihm Alles entdecken — Pugatschew konnte auch auf eine andere Art hinter die

Wahrheit kommen . . . Was wird dann mit Marien geschehen? . . . Mich überlief's und die Haare standen mir zu Berge.

Plötzlich störte mich Pugatschew aus diesen Betrachtungen auf, indem er sich mit der Frage zu mir wandte:

„Worüber sind Ew. Gnaden so nachdenklich geworden?"

— „Wie sollte ich nicht nachdenklich werden!" antwortete ich ihm. „Ich bin Edelmann und Offizier. Gestern zog ich noch gegen Dich zu Felde und heute fahre ich mit Dir in einem Wagen und das Glück meines ganzen Lebens hängt von Dir ab."

„Nun?" fragte Pugatschew, „Dir ist wohl angst?"

Ich erwiederte, da er mich schon einmal begnadigt, so hoffte ich nicht blos auf seine Schonung, sondern auch auf seine Hilfe.

„Da hast Du Recht, bei Gott!" sagte der Usurpator. „Du sahst, wie meine Gesellen Dich scheel anblickten, ja, der Greis bestand noch heute darauf, Du seist ein Spion, man müsse Dich foltern und aufknüpfen; aber ich wollte nicht," setzte er leiser hinzu, damit es Saweljitsch und der Tatare nicht hören konnten, „denn ich gedachte an Dein Glas Wein und den Hasenpelz. Du siehst, ich bin noch kein solcher Blutsauger, wie Eure Leute von mir behaupten."

Mir fiel die Festung Belogorsk ein, aber ich fand es nicht nöthig, ihn zu widerlegen und erwiederte kein Wort.

„Was spricht man denn von mir in Orenburg?" fragte Pugatschew nach einigem Schweigen.

— „Man spricht, daß es schwer ist, mit Dir fertig zu werden. Das muß man sagen, Du hast Dich gezeigt."

Das Gesicht des Usurpators drückte befriedigte Eigenliebe aus. „Ja wohl!" versetzte er mit froher Miene. „Krieg führe ich, wie nur Einer. Weiß man denn bei

Euch in Orenburg von meiner Schlacht bei Jusejewa? Vierzig Generale blieben, vier Heere nahm ich gefangen. Was meinst Du, würde der Preußenkönig sich mit mir messen können?"

Die Prahlerei des Räubers kam mir spaßhaft vor. „Wie denkst Du selbst," sagte ich ihm, „würdest Du wohl mit Friedrich durchkommen?"

— „Mit Feodor Feodorowitsch?*) Warum nicht! Komme ich doch mit Euren Generalen durch, und die haben ihn ja geschlagen. Bis jetzt waren meine Waffen glücklich. Nur noch einige Frist und es soll noch anders werden, wenn ich erst gegen Moskau vorrücke."

— „Du glaubst also wirklich auch Moskau anzugreifen?"

Der Usurpator ward eine Weile nachdenklich und sagte halblaut: „Gott weiß! mein Weg ist schmal; ich habe nicht genug Freiheit; meine Gesellen raisonniren zu viel. Es sind Spitzbuben und ich muß recht auf meiner Hut sein. Bei dem ersten Unfall kaufen sie ihren Hals mit meinem Kopf frei."

— „Siehst Du also?" sagte ich zu Pugatschew. „Wär's denn nicht besser, Du trittst beizeiten von ihnen zurück und vertraust Dich der Gnade der Kaiserin an?"

Pugatschew lächelte bitter. „Nein," versetzte er, „für mich ist Reue zu spät. Ich habe keine Gnade zu hoffen. Ich muß fortfahren, wie ich begonnen. Wer weiß? Vielleicht glückt mir's doch! Grischka Otrepjew hat ja doch in Moskau geherrscht!"

— „Weißt Du aber auch, wie er geendet? Man stürzte ihn zum Fenster hinaus, zerschnitt ihn, verbrannte ihn und lud mit seiner Asche eine Kanone, die man abfeuerte."

---

*) Das Volk russificirt die meisten deutschen Namen, besonders, die es am schwersten ausspricht. Aus Friedrich wird immer Feodor. A. d. Ü.

„Höre," sagte Pugatschew mit einer Art wilder Begeisterung, „ich will Dir ein Märchen erzählen, das ich in meiner Kindheit von einer alten Kalmückin vernommen. Einstmals fragte der Adler den Raben: sage doch, Rabe Du, wie kommt's, daß Du auf der Gotteswelt dreihundert Jahre lebst und ich im Ganzen nur dreiunddreißig? — Darum, Väterchen, weil Du lebendig Blut trinkst, ich aber mich von Aas nähre. Der Adler dachte: gut, das will ich auch versuchen. Gesagt, gethan. Adler und Rabe flogen zusammen aus. Da erblickten sie ein gefallenes Pferd. Sie ließen sich darauf nieder. Der Rabe fing zu picken an und fand es gut. Der Adler pickte ein, zwei Mal, dann schüttelte er die Flügel und sagte zum Raben: Nein, Bruder Rabe, eh ich mich dreihundert Jahr von Aas nähre, trinke ich mich doch lieber *einmal* mit lebendigem Blute voll — und dann mag's kommen, wie Gott will. — Wie gefällt Dir das Kalmückenmärchen?"

— „Sinnreich genug," entgegnete ich. „Aber von Raub und Mord leben ist nach meiner Meinung eben nichts anders als Aas fressen."

Pugatschew sah mich verwundert an und erwiederte nichts. Wir schwiegen beide, Jeder in seine Betrachtungen vertieft. Der Tatare stimmte ein melancholisches Lied an. Saweljitsch nickte schlummernd auf dem Bock. Die Kibitke flog über die glatte Schneebahn hin .... Auf einmal erblickte ich auf dem steilen Ufer des Jaik das Dörfchen mit den Pallisaden und dem Glockenthurm — und nach einer Viertelstunde waren wir in der Festung Belogorsk.

Zwölftes Capitel.

Die Waise.

Wir fuhren am Commandantenhause vor. Das Volk erkannte den Wagen Pugatschew's und lief uns schaarenweise nach. Schwabrin empfing den Usurpator auf der Treppe. Er trug Kosakenkleider und hatte sich den Bart wachsen lassen. Der Verräther half Pugatschew aus dem Wagen und suchte in den kriechendsten Ausdrücken seine Freude, wie seinen Eifer an den Tag zu legen. Als er mich sah, ward er bestürzt, faßte sich aber gleich und streckte mir die Hand entgegen mit den Worten: „Auch Du bist unser! So hätt' es längst sein sollen!" Ich wandte mich von ihm ab und erwiederte nichts.

Das Herz blutete mir, als wir in das wohlbekannte Zimmer traten, in welchem an der Wand noch das Diplom des verstorbenen Capitains hing, wie ein klagendes Epitaph auf die Vergangenheit. Pugatschew ließ sich auf dasselbe Sopha nieder, auf welchem Iwan Kusmitsch zu schlummern pflegte, vom Murren seiner Ehehälfte eingewiegt. Schwabrin selbst setzte Pugatschew Branntwein vor. Er leerte ein Gläschen und sagte, auf mich deutend: „Schenke auch seiner Wohlgeboren ein. Schwabrin trat zu mir mit dem Präsentirteller — ich wandte mich abermals von ihm ab. Er schien ganz außer Fassung zu sein. Bei seinem gewohnten Scharfblick hatte er gewiß errathen, daß Pugatschew mit ihm unzufrieden war. Vor diesem hatte er Angst und mich sah er mistrauisch an. Pugatschew erkundigte sich nach dem Zustande der Festung, nach den Gerüchten über die feindlichen Truppen und dergleichen. Auf einmal fragte er ihn unerwartet: „Höre, was ist denn das für ein Mädchen, das Du in Haft hältst? Zeige sie mir doch."

Schwabrin ward todtenbleich. „Herr," sagte er mit zitternder Stimme .... „Herr, sie ist nicht in Haft.... sie ist krank ... sie liegt in der Oberstube."

— „So führe mich zu ihr," sagte der Usurpator aufstehend. Ausflüchte waren unmöglich. Schwabrin führte Pugatschew in das Zimmer Mariens. Ich folgte ihnen.

Auf der Treppe blieb Schwabrin stehen. „Herr," sagte er, „Ihr könnt von mir verlangen, was Ihr wollt, aber gestattet keinem Fremden, in das Schlafzimmer meiner Frau einzutreten."

Ich erbebte. „Also bist Du verheirathet!" sagte ich zu Schwabrin, und hätte ihn zerreißen mögen.

— „Still!" unterbrach mich Pugatschew. „Das ist meine Sache. Und Du," fuhr er fort, sich zu Schwabrin wendend, „raisonnire nicht und sperre Dich nicht; mag sie Deine Frau sein oder nicht, ich führe zu ihr, wen ich will. Kommen Sie mit, Herr Fähndrich."

An der Thüre des Zimmers blieb Schwabrin noch einmal stehen und sprach stockend: „Herr, ich sage es Euch im Voraus, sie hat das Nervenfieber und schon den dritten Tag redet sie in einem fort irre."

— „Mach auf!" rief Pugatschew.

Schwabrin suchte in seinen Taschen und sagte, er habe den Schlüssel vergessen. Da stieß Pugatschew mit dem Fuß an die Thür; das Schloß sprang ab, die Thüre ging auf und wir traten ein.

Ich blickte hin und war wie versteinert. Auf dem Boden kauerte in einem zerrissenen Bauernkleide Marie, bleich, hager, mit zerzaustem Haar. Vor ihr stand ein Krug Wasser, mit einem Stück Brot bedeckt. Als sie mich erblickte, fuhr sie zusammen und schrie auf. Wie mir damals geschah — ich weiß es nicht mehr.

Pugatschew sah Schwabrin an und sagte mit bitterem Lächeln: „Du hast ein schönes Lazareth!" Darauf trat er zu Marien: „Sprich, mein Täubchen, wofür

straft Dich Dein Mann? Was hast Du gegen ihn begangen?"

— „Mein Mann!" wiederholte sie. „Er ist mein Mann nicht. Ich werde nie seine Frau sein! Ich wollte lieber sterben und ich werde sterben, wenn man mich von ihm nicht befreit."

Pugatschew warf einen drohenden Blick auf Schwabrin. „Und Du hast es gewagt, mich zu betrügen!" rief er. „Weißt Du, Nichtswürdiger, was Du verdienst?"

Schwabrin fiel auf seine Knie .... In diesem Moment erstickte das Gefühl der Verachtung in mir allen Groll und Zorn. Mit Abscheu sah ich auf den Edelmann, der sich einem entlaufenen Kosaken zu Füßen warf. Pugatschew wurde weicher. „Diesmal will ich Dich noch begnadigen," sagte er zu Schwabrin, „aber wisse, bei dem ersten Vergehen, das Du Dir jetzt zu Schulden kommen läßt, wird Dir auch dies angerechnet. Darauf wandte er sich zu Marien und sagte ihr freundlich: „Geh, mein schönes Kind, ich schenke Dir die Freiheit. Ich bin der Kaiser."

Marie blickte rasch zu ihm auf und errieth, daß vor ihr der Mörder ihrer Eltern stand. Sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und fiel besinnungslos hin. Ich stürzte mich zu ihr: aber in diesem Augenblick drang meine alte Bekannte, Palascha, recht dreist in die Stube und sprang ihrer Herrin bei. Pugatschew trat hinaus und wir gingen alle Drei ins Gastzimmer.

„Nun, Ew. Gnaden!" sagte Pugatschew lachend. „So wäre das schöne Kind frei! Was meinst Du, sollen wir nicht nach dem Pfarrer schicken und seine Nichte trauen lassen? Ich will recht gern Dein Ehrenvater sein. Schwabrin ist Brautführer, wollen schmausen und trinken — und damit gut!"

Was ich befürchtete, traf ein. Als Schwabrin den Vorschlag Pugatschew's vernahm, gerieth er außer sich.

„Herr!" rief er in höchster Aufregung, „verzeiht, ich habe Euch belogen; aber auch Grinew hintergeht Euch. Dieses Mädchen ist keine Nichte des hiesigen Pfarrers, sie ist die Tochter Iwan Mironow's, der bei der Erstürmung der hiesigen Festung hingerichtet worden."

Pugatschew heftete seine feurigen Augen auf mich. „Was ist denn das?" fragte er zweifelhaft.

— „Schwabrin hat die Wahrheit geredet," erwiederte ich standhaft.

„Davon hast Du mir nichts gesagt," bemerkte Pugatschew, dessen Gesicht sich verfinsterte.

— „Urtheile Du selbst," antwortete ich, „wie durfte ich in Gegenwart Deiner Leute sagen, daß eine Tochter Mironow's lebt? sie hätten sie ja zerrissen — nichts würde sie gerettet haben!"

„Auch das ist wahr," versetzte Pugatschew lachend. „Meine Trunkenbolde hätten das arme Mädchen nicht verschont. Frau Pfarrerin hat wohl gethan, daß sie sie getäuscht."

— „Höre," fuhr ich fort, als ich seine gute Stimmung wahrnahm. „Wie ich Dich nennen soll, weiß ich nicht und kümmere mich auch nicht darum; aber Gott ist mein Zeuge, daß ich mit meinem Leben Dir lohnen möchte, was Du für mich gethan! Nur fordere nicht von mir, was wider meine Ehre und mein christlich Gewissen ist. Du bist mein Wohlthäter, vollende, was Du begonnen, laß mich mit der armen Waise ziehen, wohin uns der Himmel führt; wir aber, wo Du auch sein magst und was mit Dir geschehe, wir werden tagtäglich zu Gott beten, daß er Deine sündige Seele errette."

Pugatschew's strenges Herz schien gerührt. „Sei's drum!" sagte er, „straf' ich, so straf' ich, begnad' ich, so begnad' ich, das ist meine Art. Nimm Deine Schöne, führe sie, wohin Du willst und gebe Euch Gott Liebe und Eintracht."

Hier wandte er sich zu Schwabrin und befahl, mir für alle ihm untergebenen Festungen und Thore einen Passirschein auszufertigen. Schwabrin stand wie vernichtet. Pugatschew ging die Festung zu besehen, Jener folgte ihm; ich aber blieb zurück unter dem Vorwand, daß ich Anstalten zu meiner Abreise treffen wollte.

Sofort eilte ich nach dem Zimmer Mariens. Die Thür war verschlossen. Ich klopfte. „Wer ist dort?" fragte Palascha. Ich nannte mich. Da ließ sich drinnen die liebe Stimme Mariens hören: „Warten Sie, Peter Andrejitsch. Ich kleide mich um. Gehen Sie zu Akulina Pamphilowna, ich werde gleich dort sein."

Ich gehorchte und begab mich zum Pfarrer Gerassim. Er und seine Frau liefen mir entgegen. Saweljitsch hatte sie bereits von Allem in Kenntniß gesetzt.

„Willkommen, Peter Andrejitsch!" sprach die Pfarrerin. „So sehen wir uns mit Gottes Hilfe doch wieder! Wie geht es Ihnen? Wir haben alle Tage Ihrer gedacht. Und was hat Marie Iwanowna, mein armes Täubchen, in Ihrer Abwesenheit gelitten! . . . Aber sagen Sie, Liebster, wie sind Sie nur mit Pugatschew fertig geworden? Wie kamen Sie nur mit heiler Haut davon? Ei, das ist gut, gedankt sei dem Bösewicht auch dafür . . . ."

— „Hör' auf, Alte," unterbrach sie der Pfarrer Gerassim. „Mußt nicht Alles plaudern, was Du weißt. Es ist kein Heil im vielen Reden. Lieber Peter Andrejitsch, treten Sie ein, haben Sie die Güte. Ja, wir haben uns lange, lange nicht gesehen."

Die Pfarrerin setzte mir vor, was sie hatte, und sprach dabei ohne Unterlaß. Sie erzählte mir, auf welche Art Schwabrin sie gezwungen habe, ihm Marien auszuliefern; wie Marie geweint und sich von ihnen nicht habe trennen wollen; wie sie mit Marien in fortwährendem Verkehr gestanden durch Palascha (ein beherztes Mädchen, die auch den Urädnik nach ihrer Pfeife tanzen

lasse), wie sie Marien gerathen habe, mir einen Brief zu schreiben u. s. w. Ich meinestheils erzählte ihr in wenigen Worten, was mir begegnet. Der Pfarrer und die Pfarrerin bekreuzten sich, als sie hörten, daß Pugatschew um ihren Betrug wisse. „Herr Jesus, beschütze uns!“ rief Akulina Pamphilowna. „Gott, laß die Wolke vorüberziehen! Ei Schwabrin — das muß man sagen, ein sauberer Vogel!“

Im selben Augenblick ging die Thür auf und Marie trat ein mit einem Lächeln auf dem bleichen Gesicht. Sie hatte den Bauernrock abgelegt und war gekleidet wie früher, einfach und lieblich.

Ich ergriff ihre Hand und konnte lange kein Wort hervorbringen. Das Herz war uns beiden zu voll und wir schwiegen. Unsere Wirthe fühlten, daß sie überflüssig waren und ließen uns allein. Jetzt sprachen wir und sprachen und konnten uns nicht genug aussprechen. Marie erzählte mir Alles, was ihr seit der Einnahme der Festung widerfahren. Sie beschrieb mir alles Schreckliche ihrer Lage, alle Prüfungen, denen sie der elende Schwabrin unterworfen. Wir gedachten auch der frühern glücklichen Zeit. Wir weinten beide . . . Endlich eröffnete ich ihr mein Vorhaben. In der Festung, die unter der Gewalt Pugatschew's und unter dem Commando Schwabrin's war, konnte sie unmöglich bleiben. An Orenburg, das alle Noth der Belagerung litt, war nicht einmal zu denken. Ich schlug ihr vor, zu meinen Eltern zu reisen. Anfangs schwankte sie; die ihr bekannte unfreundliche Stimmung meines Vaters schreckte sie ab. Ich beruhigte sie aber. Ich wußte, daß mein Vater es sich zum Glück anrechnen und es für seine Pflicht halten würde, die Tochter eines verdienten, fürs Vaterland umgekommenen Kriegers bei sich aufzunehmen. „Liebe Marie,“ sagte ich zuletzt, „ich betrachte Dich für meine Frau. Wunderbare Verhältnisse haben uns unauflöslich verbunden; nichts in der Welt kann uns trennen.“

Marie hörte mich ruhig, ohne geheuchelte Schüchternheit, ohne gezierte Einrede. Sie fühlte, daß ihr Schicksal an das meinige geknüpft war. Doch wiederholte sie, daß sie nicht anders, als mit Einwilligung meiner Eltern meine Frau sein würde. Ich widersprach ihr auch nicht. Wir küßten uns innig, herzlich — und so war Alles unter uns entschieden.

Nach einer Stunde brachte mir der Urädnik den Passirschein mit dem Gekritzel Pugatschew's unterzeichnet, und rief mich zu diesem. Ich fand ihn im Begriff, sich auf den Weg zu machen. Ich kann es nicht ausdrücken, mit welchem Gefühle ich von diesem schrecklichen Menschen Abschied nahm, der ein Bösewicht, ein Wütherich für Alle war, nur nicht für mich. Warum sollte ich die Wahrheit nicht gestehen? In jenem Augenblick zog mich eine lebhafte Mitempfindung zu ihm hin. Ich hatte den glühenden Wunsch, ihn aus der Mitte der Uebelthäter zu reißen, die er anführte, und sein Leben zu retten, so lange es noch Zeit war. Schwabrin und das Volk, das sich um uns drängte, hinderten mich, Alles auszusprechen, was mir auf dem Herzen lag.

Wir schieden aufs freundschaftlichste. Als Pugatschew Akulina Pamphilowna in der Menge gewahrte, drohete er ihr mit dem Finger und winkte bedeutsam. Darauf stieg er in die Kibitke, hieß nach Berdo fahren, und als die Pferde sich in Bewegung setzten, bog er sich noch einmal zum Wagen heraus und rief mir zu: „Leb wohl, vielleicht sehen wir uns noch!" Wirklich sahen wir uns wieder, aber unter welchen Umständen! ....

Pugatschew fuhr ab. Ich sah lange auf die weiße Steppe, über die sein Dreigespann hinrollte. Das Volk ging auseinander. Schwabrin verschwand. Ich kehrte zum Pfarrer zurück. Alles war zu unserer Abreise bereit und ich wollte nicht länger zögern. Unsere sämmtliche Habe wurde in einen alten Wagen des Comman-

danten gepackt. Die Fuhrleute spannten rasch die Pferde an. Marie ging, von den Gräbern ihrer Eltern Abschied zu nehmen, die hinter der Kirche beerdigt worden. Ich wollte sie dahin begleiten, aber sie bat mich, sie allein zu lassen. Nach einigen Minuten kam sie wieder still weinend. Der Wagen fuhr vor, Pfarrer Gerassim und seine Frau kamen auf die Treppe hinaus. Marie, Palascha und ich setzten uns in die Kibitke; Saweljitsch fand sein Plätzchen auf dem Bock.

„Leb wohl, Marie Iwanowna, mein Täubchen! Leben Sie wohl, unser lieber, einziger Peter Andrejitsch!" rief die gute Pfarrerin. „Glückliche Reise und segne Euch beide der Himmel!"

Wir fuhren weg. Am Fenster des Commandantenhauses sah ich Schwabrin stehen. Sein Gesicht drückte finstern Groll aus. Ich wollte über den vernichteten Feind nicht triumphiren und wendete meine Augen nach einer andern Seite. Endlich kamen wir zum Thor hinaus und verließen auf immer die Festung Belogorsk.

Dreizehntes Capitel.

Die Verhaftung.

So unerwartet mit dem geliebten Mädchen vereinigt, um das ich noch am Morgen in so qualvoller Unruhe gewesen, traute ich mir selbst nicht, und mir war, als sei Alles, was mir begegnet, ein leerer Traum. Marie sah nachdenklich bald auf mich, bald auf den Weg, und schien sich noch nicht gefaßt zu haben, noch nicht zur Besinnung gekommen zu sein. Wir schwiegen. Unsere Seelen waren zu ergriffen. Unvermerkt erreichten wir nach zwei Stunden die nächste Festung, die auch Pugatschew untergeben war. Hier wechselten wir die Pferde.

An der Schnelligkeit, mit welcher diese angespannt wurden, an der eiligen Dienstwilligkeit des bärtigen Kosaken, den Pugatschew zum Commandanten eingesetzt, sah ich, daß man mich, Dank sei es der Geschwätzigkeit des Fuhrmanns, der uns hergebracht, wie einen Günstling des Hofes aufnahm.

Wir fuhren weiter. Es begann zu dämmern. Wir näherten uns dem Städtchen, wo nach der Angabe des bärtigen Commandanten sich eine starke Abtheilung Mannschaft befand, die mit dem Usurpator sich vereinigen sollte. Die Wachen hielten uns an. Auf die Frage „Wer da?" antwortete der Fuhrmann laut: „Des Kaisers Gevatter mit seinem Weiblein." Plötzlich umringten uns eine Menge Husaren mit fürchterlichen Schmähungen. „Steig' aus, Teufelsgevatter!" sagte ein schnurrbärtiger Wachtmeister zu mir. „Dir wollen wir das Bad heizen und Deinem Weiblein auch!"

Ich stieg aus der Kibitke und verlangte zum Obern geführt zu werden. Als die Soldaten in mir einen Offizier sahen, hörten sie zu schimpfen auf. Der Wachtmeister führte mich zum Major. Savelitsch wich nicht von meiner Seite und sprach vor sich hin: „Da hast Du die Kaisersgevatterschaft! Aus dem Regen in die Traufe.... Gott in Deinem Reich! wie wird das Alles enden?" Die Kibitke fuhr uns langsam nach.

Wir kamen nach einigen Minuten in ein hell erleuchtetes Häuschen. Der Wachtmeister ging mich zu melden und kehrte gleich zurück mit der Anzeige, Seine Hochwohlgeboren hätten keine Zeit, mit mir zu sprechen, und habe befohlen, mich ins Gefängniß abzuführen, mein Weiblein aber zu ihm.

— „Was soll das heißen?" rief ich wüthend. „Ist er denn verrückt?"

„Das kann ich nicht wissen, Ew. Wohlgeboren," antwortete der Wachtmeister. „Aber Seine Hochwohlgeboren befahl, Ew. Wohlgeboren ins Gefängniß abzu-

führen und Ihre Wohlgeboren zu Seiner Hochwohlgeboren zu bringen, Ew. Wohlgeboren!"

Ich lief die Treppe hinauf; die Soldaten dachten nicht daran, mich zurückzuhalten und ich eilte gerade ins Zimmer. Hier fand ich sechs Husarenoffiziere beim Pharospiel. Der Major hielt Bank. Wie groß war mein Erstaunen, als ich beim ersten Blick auf ihn Iwan Iwanowitsch Surin erkannte, denselben, der mir einst im Gasthofe zu Simbirsk Geld abgewonnen!

„Ist's möglich!" rief ich. „Iwan Iwanitsch! bist Du's?"

— „Potztausend, Peter Andrejitsch! Welcher Zufall bringt Dich? wo kommst Du her? Wie geht's, Bruder. Willst Du nicht ein Kärtchen setzen?"

„Ich danke. Laß mir lieber ein Quartier anweisen."

— „Wozu? Du bleibst bei mir."

„Das geht nicht, ich bin nicht allein."

— „Nun, so bringe Deinen Kameraden auch her."

„Es ist kein Kamerad; ich bin .... mit einer Dame."

— „Mit einer Dame! Wo hast Du die aufgefischt? Hehe Bruder!" (Bei diesen Worten pfiff Surin so ausdrucksvoll, daß Alle zu lachen anfingen und ich ganz verlegen ward.)

— „Nun," fuhr Surin fort. „Es sei! Du sollst ein Quartier haben. Aber Schade, wahrhaftig!... Wir hätten hier geschmaust wie vormals .... Höre, Bursche! Warum kommt denn die Gevatterin Pugatschew's nicht? Oder sperrt sie sich etwa? Sagt ihr doch, daß sie sich nicht fürchten soll, es sei ein hübscher Herr, der ihr nichts zu Leide thun wird — und kriegt sie fest beim Kragen."

„Was willst Du nur mit einer Gevatterin Pugatschew's?" sagte ich zu Surin. „Das ist die Tochter des verstorbenen Capitains Mironow. Ich habe sie aus der Gefangenschaft befreit und führe sie jetzt zu meinen Eltern, bei denen ich sie lassen will."

— „Wie! Du also warst es, den man mir so eben gemeldet? Ich bitte Dich, was soll denn das bedeuten?"

„Später erzähle ich Dir Alles. Aber jetzt um Himmels willen, beruhige nur das arme Mädchen, welches Deine Husaren ganz erschreckt haben."

Surin traf sogleich Anstalten. Er ging selbst hinaus, Marien wegen des unwillkürlichen Misverständnisses um Entschuldigung zu bitten, und befahl dem Wachtmeister, ihr die beste Wohnung in der Stadt einzuräumen. Ich blieb zu Nacht bei ihm.

Nach dem Abendessen, als wir allein waren, erzählte ich ihm meine Abenteuer. Surin hörte mich mit großer Aufmerksamkeit. Als ich geendet, sagte er kopfschüttelnd, „Das ist schon Alles gut, Bruder, aber nur eins gefällt mir nicht — was treibt Dich der Teufel zu heirathen? Ich, als ehrlicher Offizier, lüge Dir nichts vor. Glaube mir, die Heirath ist eine Thorheit. Wie willst Du Dich nur mit einer Frau herumschleppen und Kinder warten? Pfui, laß das. Folge mir. Trenne Du Dich jetzt von der Capitainstochter. Den Weg nach Simbirsk habe ich gesäubert und gefahrlos gemacht. Schicke sie morgen allein zu Deinen Eltern und Du bleibe bei meinem Trupp. Daß Du nach Orenburg zurückkehrst, ist ganz unnütz. Du wirst den Aufrührern wieder in die Hände fallen, und ein zweites Mal kommst Du schwerlich von ihnen los. So wird der Liebesrausch schon von selbst vorübergehen und Alles wird sich machen."

Obgleich ich nicht ganz seiner Meinung war, fühlte ich doch, daß Pflicht und Ehre meine Anwesenheit bei den Truppen der Kaiserin erfodere. Ich entschloß mich, dem Rathe Surin's zu folgen, Marien allein wegzuschicken und bei ihm zu bleiben.

Saweljitsch kam mich auszukleiden. Ich eröffnete ihm, daß er sich den andern Tag bereit halten sollte, mit Marien fortzureisen. Er machte Einwendungen: „Was fällt Dir ein, Herr? Wie kann ich denn Dich verlassen?

Wer wird Dich warten? Was würden Deine Eltern sagen?"

Da ich den Starrsinn des Alten kannte, nahm ich mir vor, ihn durch Freundlichkeit und Herzlichkeit zu überreden. „Mein lieber Archipp Saweljitsch," sagte ich ihm, „schlage mir's nicht ab, sei mein Wohlthäter! An Bedienung wird es mir hier nicht fehlen, aber ich kann nicht ruhig sein, wenn Marie ohne Dich abreist. Indem Du ihr dienst, dienst Du mir; denn ich bin fest entschlossen, sobald es die Umstände erlauben, sie zu heirathen."

Da schlug Saweljitsch die Hände zusammen mit dem Ausdruck unbeschreiblichen Erstaunens. „Heirathen!" wiederholte er. „Das Kind will heirathen! Aber was wird der Vater dazu sagen? Aber was wird die Mutter davon denken?"

— „Sie werden einwilligen, ganz gewiß einwilligen," antwortete ich, „sobald sie Marien kennen lernen. Auch verspreche ich mir Deinen Beistand. Vater und Mutter trauen Dir. Nicht wahr, Du wirst Dich für uns verwenden?"

Der Alte war gerührt. „Ach, Du mein guter Peter Andrejitsch!" versetzte er. „Hast Dich zwar früh entschlossen zu heirathen, aber Marie Iwanowna ist auch ein so gutes Mädchen, daß es Sünde wäre, die Gelegenheit vorbeizulassen. Wohl denn, es sei nach Deinem Wunsch! Ich will sie begleiten, den himmlischen Engel, und in aller Unterthänigkeit Deinen Eltern anzeigen, daß eine solche Braut keiner Mitgift bedarf."

Ich dankte Saweljitsch und legte mich in Einem Zimmer mit Surin schlafen. Aufgeregt und erhitzt wie ich war, plauderte ich viel. Surin ließ sich anfangs sehr gern auf das Gespräch ein; nach und nach aber wurden seine Worte seltener und unzusammenhängender. Endlich antwortete er mir auf irgend eine Frage mit Schnarchen und Pfeifen. Ich schwieg still und bald folgte ich seinem Beispiel.

Am andern Tag frühmorgens ging ich zu Marien. Ich theilte ihr meinen Vorsatz mit. Sie erkannte ihn als vernünftig an und stimmte mir gleich bei. Der Trupp Surin's sollte noch denselben Tag aus der Stadt rücken. Es war also nicht zu zögern. Ich nahm auf der Stelle Abschied von Marien, nachdem ich sie Saweljitsch anvertraut und ihr einen Brief an meine Eltern gegeben. Marie fing zu weinen an. „Leben Sie wohl, Peter Andrejitsch!" sprach sie mit leiser Stimme. „Ob wir uns wiedersehen oder nicht, das weiß nur Gott! aber in meinem ganzen Leben vergesse ich Sie nicht; bis zum Grabe bleibst Du allein in meinem Herzen."

Ich konnte nichts erwiedern. Wir waren von Leuten umringt; in deren Gegenwart wollte ich mich den Gefühlen nicht hingeben, die mich bewegten. Endlich fuhr sie weg. Traurig und schweigend kehrte ich zu Surin zurück. Er wollte mich aufheitern, und ich glaubte selbst mich zerstreuen zu müssen. Wir verbrachten lärmend den Tag und Abends rückten wir ins Feld.

Es war zu Ende Februar. Der Winter, der die kriegerischen Anstalten erschwerte, ging vorüber, und unsere Generale schickten sich zu kräftigem Zusammenwirken an. Pugatschew stand noch immer bei Orenburg. Unterdessen zogen sich um ihn unsere Hilfstruppen zusammen und näherten sich von allen Seiten dem feindlichen Nest. Beim Anblick der Truppen ergaben sich die aufrührerischen Dörfer; die Räuberbanden ergriffen überall vor uns die Flucht und Alles verkündigte einen schnellen, glücklichen Ausgang.

Bald darauf schlug der Fürst Galitzin Pugatschew bei der Festung Tatischtschewa, zerstreute dessen Haufen, befreite Orenburg und schien den Empörern den letzten entscheidenden Schlag beigebracht zu haben. Surin ward um diese Zeit gegen eine Bande rebellischer Baschkiren ausgeschickt, die sich aber zerstreuten, noch ehe wir ihrer ansichtig wurden. Der Frühling hielt uns in einem

Tatarendörfchen zurück. Die Flüsse waren ausgetreten und die Wege unfahrbar. Wir trösteten uns in unserer Unthätigkeit mit dem Gedanken an eine baldige Beendigung des kleinlichen und langweiligen Krieges mit Räubern und Wilden.

Aber noch war Pugatschew frei. Er erschien an den Fabrikorten Sibiriens, sammelte dort neue Banden und trieb abermals sein verbrecherisches Wesen. Wieder verbreitete sich das Gerücht von seinen Erfolgen. Wir erfuhren die Zerstörung sibirischer Festungen. Bald darauf erschreckte die Nachricht von der Eroberung Kasans und dem Zuge des Usurpators gegen Moskau die Befehlshaber der Truppen, die sich sorgloser Ruhe hingegeben hatten, auf die Schwäche der verachteten Rebellen sich verlassend. Surin erhielt den Befehl über die Wolga zu setzen.

Ich will unsern Feldzug und die Beendigung des Krieges nicht beschreiben. Um es kurz zu sagen: das Elend stieg aufs Aeußerste. Die Regierung war überall aufgehoben, die Edelleute versteckten sich in den Wäldern. Räuberbanden tobten allerwärts; die Befehlshaber der einzelnen Truppen straften und begnadigten eigenmächtig; der Zustand des ganzen umfangreichen Bezirks, in welchem das Feuer wüthete, war ein schrecklicher .... Bewahre uns der Himmel, Russen in einem unsinnigen und schonungslosen Aufruhr zu sehen!

Pugatschew floh, verfolgt vom Obersten Michelson. Bald hörten wir von seiner gänzlichen Niederlage. Surin empfing die Nachricht von der Gefangennehmung des Usurpators und damit zugleich den Befehl, Halt zu machen. Der Krieg war beendet. Jetzt konnte ich endlich zu meinen Eltern fahren. Der Gedanke, sie zu umarmen und Marien zu sehen, von der ich gar keine Nachricht hatte, erfüllte mich mit Entzücken. Ich sprang wie ein Kind. Surin lachte und sagte die Achseln zuckend: „Nein! aus Dir wird nichts! Heirathest Du, so bist Du auf immer verloren.“

Indeß verbitterte mir ein seltsames Gefühl meine Freude. Der Gedanke an den mit dem Blute so vieler schuldlosen Opfer bespritzten Bösewicht und an die Strafe, die seiner harrte, beunruhigte mich unwillkürlich. Emeljan! Emeljan! dachte ich mit Verdruß, warum bohrtest Du Dir nicht ein Bajonett durch den Leib? warum warfst Du Dich nicht einer Kartätsche entgegen? Besseres konntest Du nicht thun! — Ja, ich muß es gestehen, der Gedanke an ihn war in mir unzertrennlich von dem Gedanken an die Schonung, die er mir in einer der schrecklichsten Minuten seines Lebens erwiesen, und an die Rettung meiner Braut aus den Händen des boshaften Schwabrin.

Surin gab mir Urlaub. Nach einigen Tagen sollte ich mich wieder im Schooße meiner Familie befinden und meine Marie wiedersehen ....

Plötzlich entlud sich über mich ein unerwartetes Gewitter.

An dem zu meiner Abreise bestimmten Tage, in dem Augenblicke, als ich schon im Begriffe war, mich auf den Weg zu machen, trat Surin zu mir ins Zimmer, ein Papier in Händen haltend, mit äußerst besorgter Miene. Es gab mir einen Stich ins Herz. Ich erschrak, ohne selbst zu wissen worüber. Er hieß meinen Diener hinausgehen und sagte, daß ihn etwas Besonderes zu mir führe. „Was denn?" fragte ich unruhig. — „Eine kleine Unannehmlichkeit," sagte er und reichte mir das Papier. „Da lies, das habe ich so eben erhalten." Ich las: es war ein geheimer Befehl an alle Regimentschefs mich zu verhaften, wo ich nur betreten würde, und sofort unter Bewachung nach Kasan zu der in der Angelegenheit Pugatschew's niedergesetzten Commission zu schicken.

Das Papier fiel mir fast aus den Händen. „Da ist nichts zu machen!" sagte Surin. „Meine Pflicht ist, dem Befehle Folge zu leisten. Wahrscheinlich ist der

Regierung etwas von Deinem freundschaftlichen Verkehr mit Pugatschew zu Ohren gekommen. Ich hoffe, daß die Sache keine weiteren Folgen haben wird, und daß Du Dich vor der Commission rechtfertigst. Sei nicht traurig und fahre."

Mein Gewissen war rein, ich hatte keine Furcht vor dem Gericht; aber der Gedanke, den süßen Augenblick des Wiedersehens vielleicht noch auf Monate hinauszuschieben, erschreckte mich.

Der Wagen stand bereit. Surin nahm freundlichen Abschied von mir. Man setzte mich hinein; neben mir saßen zwei Husaren mit blanken Säbeln — und so fuhr ich über die Landstraße hin.

Vierzehntes Capitel.

Das Gericht.

Ich hielt mich versichert, daß an Allem meine eigenmächtige Entfernung aus Orenburg Schuld war. Ich konnte mich leicht rechtfertigen, denn Streifzüge waren nicht allein niemals verboten, sondern man munterte hierzu nach allen Kräften auf. Ich konnte nur einer übertriebenen Kampfwuth, nicht des Ungehorsams beschuldigt werden. Aber meine freundlichen Beziehungen mit Pugatschew ließen sich durch eine Menge Zeugen erhärten und mußten wenigstens sehr verdächtig erscheinen. Den ganzen Weg sann ich über die Verhöre, die mir bevorstanden, durchdachte meine Antworten und beschloß vor dem Gericht die reine Wahrheit auszusagen, da ich hierin das einfachste, aber auch sicherste Mittel sah, mich zu rechtfertigen.

Ich kam in das verheerte und abgebrannte Kasan. Auf den Straßen lagen an der Stelle der Häuser Haufen

von Kohlen und überall starrten rauchschwarze Wände ohne Dach und Fenster. Das waren die Spuren, die Pugatschew zurückgelassen! Man führte mich in die Festung, die mitten in der verbrannten Stadt unversehrt geblieben war. Die Husaren übergaben mich dem wachthabenden Offizier. Er ließ einen Schmied rufen. Man legte mir Ketten an die Füße und schmiedete sie fest. Darauf brachte man mich ins Gefängniß und ließ mich allein in einem engen, finstern Loch mit kahlen Wänden und einem kleinen Gitterfenster.

Ein solcher Anfang verkündigte mir nichts Gutes. Doch verlor ich weder Muth noch Hoffnung. Ich nahm zu dem Trost aller Betrübten meine Zuflucht, und nachdem ich zum ersten Mal die Süße des Gebetes genossen, das einem reinen, aber zerrissenen Herzen entströmt, schlief ich ruhig ein, ohne mich um das, was kommen sollte, zu bekümmern.

Am andern Morgen weckte mich der Gefangenwärter mit der Anzeige, daß ich vor die Commission gerufen werde. Zwei Soldaten führten mich über den Hof in die Commandantur, blieben im Vorsaal stehen und ließen mich allein in die inneren Gemächer. Ich trat in einen ziemlich breiten Saal. An einem mit Acten bedeckten Tische saßen zwei Männer: ein ältlicher General von strengem, kaltem Ansehen und ein junger Gardecapitain, freien, gewandten Benehmens und von sehr gefälligem Aeußern. Am Fenster saß an einem besondern Tische der Secretair mit der Feder hinterm Ohre und sich über das Papier neigend, bereit, alle meine Angaben zu protocolliren. Das Verhör begann. Ich wurde nach meinem Namen und Stand gefragt. Der General wollte wissen, ob ich nicht ein Sohn des Andrej Petrowitsch Grinew sei, und auf meine bejahende Antwort versetzte er düster: „Schade, daß ein so ehrbarer Mann solchen unwürdigen Sohn hat!" Ich entgegnete ruhig, welcher Verdacht auch auf mir lasten möchte, so

hoffte ich mich von demselben zu befreien durch ein offenmüthiges Bekenntniß der Wahrheit. Meine Sicherheit gefiel ihm nicht. „Du bist ein pfiffiger Gesell,“ sagte er zu mir mit finsterer Miene, „aber wir haben auch noch mit Anderen zu thun gehabt.“

Darauf fragte mich der junge Mann, bei welcher Gelegenheit und wann ich in Pugatschew's Dienst getreten und zu welchen Aufträgen er mich benutzt.

Ich erwiederte mit Unwillen, daß ich als Offizier und Edelmann niemals in Pugatschew's Dienste treten und keinerlei Aufträge von ihm annehmen konnte.

„Wie ging es denn aber zu,“ entgegnete mein Verhörrichter, „daß dieser Offizier und Edelmann allein vom Usurpator verschont blieb, während alle seine Kameraden aufs Schändlichste gemordet wurden? Wie kommt es, daß derselbe Edelmann und Offizier freundlich mit den Empörern zusammen schmaust und von dem Hauptbösewicht Geschenke annimmt, einen Pelz, ein Pferd und einen halben Silberrubel? Woher diese sonderbare Freundschaft, und worauf anders kann sie gegründet sein, als auf Verrath oder mindestens auf elenden, verbrecherischen Kleinmuth?“

Die Worte des Gardeoffiziers verletzten mich tief, und ich begann aufs Lebhafteste mich zu rechtfertigen. Ich erzählte, wie ich das erste Mal mit Pugatschew auf der Steppe zusammentraf während des Schneegestöbers; wie er mich bei der Einnahme der Festung Belogorsk erkannt und verschont habe. Ich sagte, daß ich mir allerdings kein Gewissen gemacht, den Pelz und das Pferd von ihm anzunehmen, die Festung Belogorsk aber hätte ich gegen den Bösewicht bis aufs Aeußerste vertheidigt. Endlich berief ich mich auf meinen General, der meinen Eifer während der unseligen Belagerung Orenburgs bezeugen konnte.

Der strenge Alte nahm einen offenen Brief vom Tische und las ihn laut vor:

„Auf Ew. Excellenz Anfrage in Betreff des Fähndrichs Grinew, der in den jetzigen Aufruhr verwickelt und zu dem Bösewicht in Beziehungen getreten sein soll, welche der Dienstpflicht und dem Eide zuwider, habe ich die Ehre anzuzeigen: Gedachter Fähndrich Grinew befand sich zu Orenburg im Dienste vom Anfang October des vergangenen Jahres 1773 bis zum 24. Februar d. J., an welchem Tage er sich aus der Stadt entfernt. Von der Zeit ist er nicht wieder bei meinem Commando erschienen. Wie man von Ueberläufern hört, war er bei Pugatschew und fuhr mit ihm zusammen nach der Festung Belogorsk, in welcher er früher gedient. Was seine Aufführung anlangt, so kann ich ....“

Hier brach er das Vorlesen ab und sagte mürrisch:

„Was bringst Du nun zu Deiner Rechtfertigung vor?“

Ich wollte fortfahren, wie ich begonnen, und mein Verhältniß zu Marien eben so offen bekennen wie alles Andere. Plötzlich aber empfand ich einen unbesiegbaren Widerwillen. Es fiel mir ein, daß, wenn ich sie nenne, sie der Commission würde Rede stehen müssen: und der Gedanke, ihren Namen unter die schändlichen Aussagen der Verbrecher zu bringen, ja sie selbst mit ihnen confrontiren zu lassen — dieser Gedanke erschreckte mich dermaßen, daß ich stecken blieb und mich verwirrte.

Meine Richter, die, wie es schien, von meinen Antworten sich schon etwas günstiger hatten stimmen lassen, waren beim Anblick meiner Verwirrung aufs Neue gegen mich eingenommen. Der Gardeoffizier verlangte, daß man mich mit dem Hauptangeber confrontire. Der General hieß „den Bösewicht von gestern“ hereinbringen. Mit Lebhaftigkeit wandte ich mich der Thüre zu, meinen Ankläger erwartend. Nach einigen Minuten hörte ich Ketten klirren, die Thür ging auf und hereintrat — Schwabrin. Ich erstaunte über seine Veränderung. Er war fürchterlich hager und bleich. Sein Haar, jüngst noch pechschwarz, war ganz grau geworden, der lange

Bart zerzaust. Er wiederholte seine Beschuldigungen mit schwacher aber dreister Stimme. Nach seiner Behauptung sollte mich Pugatschew als Spion nach Orenburg geschickt haben; meine Streifzüge hätte ich nur dazu benutzt, über Alles, was in der Stadt vorging, schriftliche Mittheilungen zu machen; zuletzt sei ich öffentlich zum Usurpator übergetreten, mit diesem von einer Festung zur andern gefahren, und hätte auf jede Weise gesucht, meine Verrathsgenossen zu stürzen, um ihre Stellen an mich zu bringen, wie die Belohnungen, welche Pugatschew austheilte. Ich hörte ihn schweigend und freute mich nur über Eins: Mariens Name kam nicht über die Lippen des elenden Verbrechers. Geschah es, weil seine Eigenliebe bei dem Gedanken an diejenige litt, die ihn mit Verachtung von sich gestoßen, oder glomm in seinem Herzen ein Funke desselben Gefühles, das auch mich schweigen hieß — wie dem auch war, die Tochter des Commandanten von Belogorsk wurde vor der Commission nicht genannt. Ich ward in meinem Vorsatz nur bestärkt, und als die Richter mich fragten, womit ich die Angaben Schwabrin's widerlegen könnte, erwiederte ich, daß ich mich an meine erste Erklärung hielte und weiter nichts zu meiner Rechtfertigung zu sagen wüßte. Der General hieß uns abführen. Wir gingen zusammen hinaus. Ruhig sah ich Schwabrin an, sprach aber kein Wort zu ihm. Er lächelte boshaft, und seine Ketten in die Höhe nehmend, gewann er mir einen Vorsprung ab und beschleunigte seine Schritte. Man führte mich ins Gefängniß zurück und ich kam nicht wieder zum Verhör.

Mir bleibt nun noch dem Leser zu berichten, wovon ich zwar selbst kein Zeuge gewesen, was mir aber so oft erzählt worden, daß sich die allergeringsten Einzelheiten meinem Gedächtniß eingeprägt, und daß es mir scheint, als habe ich unsichtbar dem Allem beigewohnt.

Marie wurde von meinen Eltern mit jener aufrich-

tigen Herzlichkeit empfangen, welche die Leute von altem Schrot und Korn auszeichnet. Sie sahen einen Gottessegen darin, daß sich ihnen die Gelegenheit bot, der armen Waise Zuflucht und Trost zu gewähren. Bald gewannen sie sie innig lieb, da es nicht möglich war, sie zu kennen, ohne sie zu lieben. Meine Neigung schien dem Vater keine Thorheit mehr, und die Mutter wünschte nichts sehnlicher, als daß ihr Peterchen die gute Capitainstochter heirathe.

Das Gerücht von meiner Verhaftung bestürzte meine ganze Familie. Marie hatte meinen Eltern so einfach von meiner seltsamen Bekanntschaft mit Pugatschew erzählt, daß dieselbe sie nicht allein nicht beunruhigte, sondern ihnen oft sogar ein herzliches Lachen abgewann. Mein Vater wollte nicht glauben, daß ich in die schändliche Verschwörung verwickelt sein konnte, deren Ziel der Umsturz des Throns und die Vernichtung des Adels war. Er nahm Saweljitsch streng ins Verhör. Der Alte verschwieg nicht, daß sein junger Herr Pugatschew besucht habe, und von diesem allerdings recht begünstigt worden sei, aber er schwur, von irgend einem Verrathe habe er nicht das Leiseste gehört. Meine Eltern beruhigten sich und warteten mit Ungeduld auf günstige Nachrichten. Marie war heftig aufgeregt, schwieg jedoch, da sie die äußerste Bescheidenheit und Vorsicht besaß.

Es vergingen einige Wochen .... Auf einmal erhielt mein Vater einen Brief aus Petersburg von unserm Verwandten, dem Fürsten ***. Der Fürst schrieb ihm von mir. Nach einer gewöhnlichen Einleitung eröffnete er ihm, daß der Verdacht wegen meines Antheils an den rebellischen Unternehmungen sich leider nur als zu gegründet erwiesen habe, daß ich einer exemplarischen Strafe nicht entgangen sein würde, daß aber die Kaiserin aus Rücksicht auf die Verdienste und das Alter des Vaters sich entschlossen habe, den verbrecherischen Sohn zu begnadigen und die Todesstrafe in lebens-

längliches Exil nach einer entfernten Gegend Sibiriens zu mildern.

Dieser unerwartete Schlag hätte meinen Vater beinahe getödtet. Er verlor seine gewöhnliche Standhaftigkeit, und sein (in der Regel stummer) Schmerz ergoß sich in die bittersten Klagen. „Wie!" rief er einmal über's andere ganz außer sich. „Mein Sohn hat sich an den Unternehmungen Pugatschew's betheiligt! Gerechter Gott! was mußte ich erleben! Die Kaiserin erläßt ihm die Todesstrafe! Ist mir darum leichter um's Herz? Nicht die Strafe ist schrecklich: mein Urahn starb auf dem Schaffott, weil er das vertheidigte, was sein Gewissen heilig hielt; mein Vater litt zusammen mit Wolynski und Chruschtschew .... Aber daß ein Edelmann seinen Eid bricht, sich mit Räubern, mit Mördern, mit entlaufenen Halunken verbindet ... Schmach und Schande über unser Geschlecht!" .... Von seiner Verzweiflung erschreckt, wagte die Mutter in seiner Gegenwart nicht zu weinen, und suchte ihn zu ermuthigen, indem sie ihm vorstellte, wie trügerisch der Ruf sei, wie unverläßlich die Meinung der Menschen. Der Vater aber blieb trostlos.

Mehr als Alle quälte sich Marie. Ueberzeugt, daß ich mich wohl hätte rechtfertigen können, wenn ich gewollt, errieth sie die Wahrheit, und hielt sich für die Urheberin meines Unglücks. Sie verbarg vor Allem ihre Thränen und Leiden, und sann unterdeß auf Mittel, mich zu retten.

Eines Abends saß mein Vater auf dem Divan und blätterte im Hofkalender, aber seine Gedanken waren anderswo und das Lesen machte nicht den gewöhnlichen Eindruck auf ihn. Er pfiff einen alten Marsch. Die Mutter strickte schweigend eine wollene Jacke und Thränen fielen dann und wann auf ihre Arbeit. Auf einmal erklärte Marie, die ebenfalls an ihrer Arbeit saß, daß sie nothwendig nach Petersburg reisen müßte, und

bat, ihr die Reise möglich zu machen. Die Mutter betrübte das sehr. „Warum nach Petersburg?“ sagte sie. „Mariechen, willst Du uns denn auch verlassen?“

Marie erwiederte, daß von dieser Reise ihre ganze Zukunft abhinge, daß sie die Protection und Hilfe einflußreicher Männer in Anspruch nehmen wolle als Tochter eines Mannes, der für seine Treue gelitten.

Mein Vater ließ den Kopf sinken; jedes Wort, das ihn an das vermeintliche Verbrechen seines Sohnes ererinnerte, war ihm peinlich und klang ihm wie ein herber Vorwurf. „Reise, meine Liebe!“ sagte er zu ihr, „wir wollen Deinem Glück nicht hinderlich sein. Gebe Dir Gott einen rechtlichen Menschen zum Mann, nicht einen schurkischen Verräther!“ Er stand auf und ging aus dem Zimmer.

Als Marie mit meiner Mutter allein blieb, eröffnete sie ihr theilweise ihr Vorhaben. Meine Mutter umarmte sie mit Thränen und bat Gott um einen glücklichen Ausgang des Unternehmens. Marie wurde mit Allem versehen, und nach einigen Tagen machte sie sich auf den Weg, in Begleitung ihrer treuen Palascha und des guten Saweljitsch, der gewaltsam von mir getrennt, sich wenigstens in dem Gedanken tröstete, daß er meiner erklärten Braut diene.

Marie kam glücklich auf der Poststation Sophia (bei Zarskoje-Selo) an. Als sie hörte, daß der Hof sich damals in Zarskoje-Selo befand, beschloß sie hier abzusteigen. Es wurde ihr im Zimmer des Posthalters ein Eckchen hinter dem Verschlag eingeräumt. Die Frau kam mit ihr gleich ins Gespräch, nannte sich ihr als die Nichte des Hofeinheizers, und weihete sie in alle Geheimnisse des Hoflebens ein. Sie erzählte, in welcher Stunde die Kaiserin erwachte, Kaffee trank, spazieren ging, welche Großen sich damals in deren Nähe befanden, was sie gestern bei Tafel zu sprechen geruht, wen sie Abends empfangen — mit einem Wort, das Gespräch der Anna Wlassewna war einige

Seiten historischer Memoiren werth und wäre unschätzbar für die Nachwelt. Marie hörte sie aufmerksam. Sie gingen in den Park. Anna Wlassewna erzählte die Geschichte jeder Allee, jeder kleinen Brücke, und nachdem sie lange genug spaziert, kehrten beide, miteinander sehr zufrieden, nach Hause.

Am andern Tag stand Marie ganz früh auf, kleidete sich an und ging sacht in den Park. Es war ein herrlicher Morgen; die Sonne bestrahlte die Wipfel der Linden, welche der frische Hauch des Herbstes schon etwas gelb gefärbt hatte. Der große Teich schimmerte ruhig. Die erwachten Schwäne kamen hinter den Sträuchen hervorgeschwommen, welche die Ufer beschatteten. Marie ging um den schönen Rasenplatz herum, auf welchem erst kurz zuvor ein Denkmal zu Ehren der jüngsten Siege des Grafen Peter Alexandrowitsch Rumänzow errichtet war. Plötzlich wurde sie von einem weißen Hündchen englischer Race angebellt, das ihr entgegenlief; Marie erschrak und blieb stehen. In diesem Augenblick ließ sich eine angenehme weibliche Stimme hören: „Fürchten Sie nicht, er beißt nicht.“ Und Marie sah eine Dame dem Denkmal gegenüber auf einer Bank sitzen. Marie setzte sich auf das andere Ende der Bank. Die Dame betrachtete sie unverwandt, auch Marie hatte schon mit einigen Seitenblicken dieselbe vom Kopf bis zu den Füßen gemustert. Sie trug ein weißes Morgengewand, eine Nachthaube und ein Ueberkleid. Sie schien eine Vierzigerin zu sein. Ihr volles, rothes Gesicht drückte Ernst und Ruhe aus, und ihre blauen Augen wie ihr feines Lächeln waren von unbeschreiblichem Reiz.

Die Dame unterbrach zuerst das Stillschweigen.

„Sie sind wohl keine Hiesige?“ sagte sie.

— „Ganz recht; ich bin erst gestern aus der Provinz hierhergekommen.“

„Sie kamen wohl mit Ihren Eltern?“

— „Nein, ich bin allein hier.“

„Allein? Aber Sie sind noch so jung.“

— „Ich habe weder Vater noch Mutter.“

„Sie sind gewiß in irgend einer Angelegenheit hier?“

— „Ja wohl. Ich will der Kaiserin eine Bittschrift überreichen.“

„Sie sind eine Waise; haben sich wahrscheinlich über Unrecht und Kränkung zu beklagen!“

— „Nein, durchaus nicht; ich komme um Gnade zu bitten, nicht um Recht.“

„Darf ich fragen, wer Sie sind?“

— „Ich bin die Tochter des Capitains Mironow.“

„Des Capitains Mironow? Desselben, der in einer der Orenburgischen Festungen Commandant war?“

— „Ja wohl.“

Die Dame schien gerührt. „Entschuldigen Sie,“ sagte sie mit noch freundlicherer Stimme, „wenn ich mich in Ihre Angelegenheiten menge. Aber ich bin oft bei Hofe; theilen Sie mir mit, worin Ihre Bitte besteht und vielleicht kann ich Ihnen helfen.“

Marie stand auf und dankte ihr ehrerbietig. Die Dame hatte so viel Herzgewinnendes, und Alles an ihr flößte Vertrauen ein. Marie zog aus der Tasche ein zusammengefaltetes Papier und überreichte es ihrer unbekannten Gönnerin, die dasselbe für sich zu lesen anfing.

Erst las sie mit aufmerksamer, wohlwollender Miene; plötzlich aber veränderten sich ihre Gesichtszüge, und Marie, die mit den Augen jeder ihrer Bewegungen folgte, erschrak über den strengen Ausdruck dieses Gesichts, der einen Moment zuvor noch so ruhig und angenehm war.

„Sie bitten für Grinew?“ sagte die Dame kalt. „Die Kaiserin kann ihm nicht verzeihen. Er schloß sich dem Betrüger an nicht aus Unkenntniß und Leichtgläubigkeit, sondern als ein sittenloser, schädlicher Taugenichts.“

— „Ach, das ist nicht wahr!“ rief Marie.

„Wie, nicht wahr!“ versetzte die Dame ganz auffahrend.

— „Bei Gott, es ist unwahr, durchaus unwahr! Ich weiß Alles und will Ihnen Alles erzählen. Um meinetwillen allein hat er sich Allem unterworfen, was ihn betraf. Und wenn er vor Gericht sich nicht rechtfertigte, so geschah es nur, weil er mich in die Sache nicht verwickeln wollte.“ — Hier erzählte sie mit Lebhaftigkeit Alles, was meinem Leser schon bekannt ist.

Die Dame hörte sie aufmerksam. „Wo sind Sie abgestiegen?“ fragte sie dann, und als sie hörte, bei Anna Wlassewna, warf sie lächelnd hin: „Ah! ich weiß schon. Leben Sie wohl, sagen Sie Niemanden was von unserm Begegnen. Ich hoffe, daß Sie recht bald eine Antwort auf Ihr Schreiben erhalten werden.“

Mit diesen Worten erhob sie sich und trat in eine bedeckte Allee. Marie kehrte voll freudiger Hoffnung zu Anna Wlassewna zurück.

Diese schalt sie aus wegen des frühen herbstlichen Spazierganges, der, wie sie meinte, der Gesundheit eines jungen Mädchens nachträglich sei. Sie brachte die Theemaschine, und bei einer Tasse Thee hatte sie eben ihre endlosen Erzählungen vom Hofe begonnen, als auf einmal ein Hofwagen an der Thüre vorfuhr, und ein Kammerlakai mit der Meldung eintrat, die Kaiserin habe geruht, das Fräulein Mironow zu sich zu laden.

Anna Wlassewna staunte und gerieth in Bewegung. „Ach du mein Gott!“ schrie sie: „Die Kaiserin ruft Sie zu Hofe! Wie hat sie denn nur von Ihnen erfahren? Aber wie werden Sie, meine Liebe, sich nur der Kaiserin vorstellen? Ich glaube gar, Sie können nicht einmal auf Hofmanier gehen .... Soll ich Sie nicht begleiten? Ich kann Ihnen doch wenigstens in etwas zu Hilfe kommen. Und wie wollen Sie denn in Reisekleidern fahren! Soll ich nicht zur Hebamme nach ihrer gelben Robe schicken?“

Der Kammerlakai erklärte, die Kaiserin wolle, daß Fräulein Mironow allein fahre, und so, wie man sie treffe

Da war nichts zu thun. Marie setzte sich in den Wagen und fuhr nach dem Palast, begleitet von Rathschlägen und Segnungen der Anna Wlassewna.

Marie fühlte, daß sie der Entscheidung unseres Schicksals entgegen ging: das Herz schlug ihr heftig und ihr Athem stockte. Nach einigen Minuten hielt der Wagen am Palast. Zitternd stieg Marie die Treppe hinauf. Die Thür ging vor ihr weit auf. Sie schritt durch eine lange Reihe leerer, prächtiger Zimmer; der Kammerlakai zeigte ihr den Weg. Endlich, als sie an eine geschlossene Thüre kamen, sagte er, daß er sie gleich melden wolle und ließ sie allein.

Der Gedanke, die Kaiserin von Angesicht zu Angesicht zu sehen, ängstigte sie dergestalt, daß sie sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte. Nach einem Augenblick ging die Thür auf und Marie trat in das Putzzimmer der Kaiserin.

Diese saß an ihrem Toilettentisch. Einige Hofleute umgaben sie und ließen Marien ehrerbietig durch. Die Kaiserin wandte sich freundlich zu ihr und Marie erkannte in ihr jene Dame, gegen die sie sich im Park so offenherzig ausgesprochen. Die Kaiserin rief sie zu sich und sagte lächelnd: „Ich freue mich, daß ich Ihnen Wort halten und Ihre Bitte erfüllen kann. Ihre Sache ist abgemacht. Ich bin von der Unschuld Ihres Bräutigams überzeugt. Hier haben Sie einen Brief, den Sie gefälligst selbst Ihrem künftigen Schwiegervater einhändigen wollen.“

Marie empfing den Brief mit zitternder Hand und fiel, in Thränen ausbrechend, der Kaiserin zu Füßen, die sie aufhob und küßte. Sie sprach mit ihr Mehreres. „Ich weiß,“ sagte sie, „daß Sie nicht reich sind; aber bei der Tochter des Capitains Mironow stehe ich in Schuld. Sorgen Sie nicht für die Zukunft. Ihre Wohlfahrt ist meine Sache.“

So entließ sie die arme Waise, nachdem sie sie aufs

Freundlichste behandelt. Marie fuhr in demselben Hofwagen nach Hause. Anna Wlassewna, die mit Ungeduld auf ihre Zurückkunft gewartet, überschüttete sie mit Fragen, auf die jedoch Marie sehr unzusammenhängend antwortete. Anna Wlassewna zürnte erst über diese Gedankenlosigkeit, schrieb sie jedoch der Schüchternheit des Provinzialmädchens zu, und war großmüthig genug, sie zu verzeihen. Noch am selben Tage kehrte Marie aufs Land zurück, ohne daß sie neugierig gewesen, nach Petersburg hineinzublicken ....

Hier brechen die Memoiren Peter Andrejewitsch Grinew's ab. Aus Familienüberlieferungen ist bekannt, daß er zu Ende des Jahres 1774 auf einen Kabinetsbefehl seiner Haft entlassen wurde. Er war bei der Hinrichtung Pugatschew's zugegen; dieser erkannte ihn in der Menge und nickte ihm mit dem Kopfe, der einen Augenblick darauf todt und blutig dem Volke gezeigt wurde.

Kurz nachher heirathete Peter Andrejitsch Marien. Ihre Nachkommenschaft lebt im Gouvernement Simbirsk in Glück und Ehren. Dreißig Werste von *** liegt ein Dorf, welches zehn Gutsbesitzern gehört. In einem Flügel des Herrenhauses ist ein eigenhändiger Brief Katharina's II. hinter Glas und Rahmen zu sehen. Er ist an den Vater Peter Andrejewitsch's gerichtet, und enthält die Rechtfertigung dieses letztern, so wie Lobesäußerungen über den Geist und das Herz der Tochter des Capitains Mironow.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Berichtigungen.

Seite 157 Zeile 6 von oben statt diese Leute lies die Leute
 = 164 = 4 v. u. st. Nachtblume l. Nachtviole
 = 358 = 9 v. o. st. des Commandanten l. der Commandantin

Häufig sind m und n verwechselt.